This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

46549
30
WIDENER
HN XY7K 5

Germania

1851.

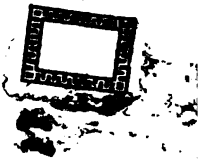
46549.30

EX LIBRIS
r. Krasnopolski
Pragae
1127 (1926)

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

SUSAN GREENE DEXTER



G. Spitter von Hauenschild.

[MAX WALDAU.]

Germania.

... von Hurenschild.

Germania.

Jahrbuch deutscher Belletristik.

Erster Jahrgang

1851.

Mit dem Portrait von Dr. G. Spiller von Hauenschild,
(Max Waldau).

Bremen,
Verlag von Franz Schlodtmann.
1851.

46549.30

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Aug., 1873

Inhalt.

Eine Leidenschaft, Novelle von Louise v. Gall .... S. 1

Lucia, Novelle von Adolf Stahr ..... = 71

Fernande, Novelle von Bernd v. Guseck ..... = 169

Der Philhellene, eine Erzählung von Heinrich Pröhle . = 277

Eine frühe Schuld, von Alfred Meißner ..... = 337

Eine Sternschnuppe, von Max Waldau ..... = 365

Margarethe, eine Episode aus der Neuzeit von *** . = 425

Germania.

1851.

Eine Leidenſchaft.

Novelle

von

Louiſe v. Gall.

1.

In einem ſchattigen Garten, der ſich weit hinter einem alterthümlichen Giebelhauſe ſtreckte, ſaß auf einer Steinbank, mit verſchlungenen Händen, ein ſchönes junges Paar. Es waren Bruder und Schweſter, zwei lebendige anſprechende Phyſiognomieen, die, obgleich ihre Züge nur eine entfernte Familienähnlichkeit zeigten, denſelben Ausdruck hatten, den Ausdruck einer großen geiſtigen Erregbarkeit. Nur war neben dem fröhlichen Übermuth, der ſolchen Geſichtern eigen iſt, bei dem Bruder noch eine humoriſtiſche Falte zu entdecken, deren die Schweſter glücklicherweiſe entbehrte.

„Nach Deinen Äußerungen von geſtern Abend, befürchte ich wirklich, Katharina, daß Du den feſten Entſchluß hegſt, der irdiſchen Liebe immer fremd zu bleiben!“ ſagte, indem der erwähnte Zug um den Mund beſonders deutlich hervortrat, nach längerer Pauſe der Bruder.

Katharina hob drohend den Finger. „Soll ich Deine Beſchuldigung dem Sinne nach, oder wörtlich widerlegen?“

„Erſt wörtlich. Erſt en détail und dann en bloc.“

„Gut. Alſo ſage ich Dir: Es giebt für uns Frauen gar keine irdiſche Liebe. Es giebt nur eine Liebe, die himmliſche. Laſſe mich ausreden ehe Du ſpöttiſche Geſichter ziehſt. Ich will nicht den abgedroſchenen Satz, daß eine nicht ewig währende Liebe gar keine Liebe ſei, behaupten, — nicht von ihrer Dauer hängt es in meinen Augen ab, ob ſie unſterblich genannt zu werden verdient, ſondern davon, ob ſie das Unſterbliche im Menſchen liebt oder nicht. Du ſelbſt wirſt mir doch nicht als Liebe ein Gefühl bezeichnen wollen, welches ſich nur an die äußern Formen heftet und um den Inhalt der ſchönen Hülle ſich nicht kümmert?“

„Erklären Sie ſich deutlicher, Fräulein Schweſter.“

„Nun wohl, ſo will ich durch ein Bild meine Gedanken klar zu machen ſuchen:

In Rom, im Pallaſt Borgheſe, hängt ein wunderſchönes Bild von Tizian. Neben einem alten ſteinernen Sarkophage, der als Brunnen dient, ſitzen zwei ſchöne weibliche Geſtalten. Die vom Beſchauer links iſt im vollen Putzgewande, wie die Frauen es zur Zeit des Malers trugen, und blickt mit ernſter Miene in einen reichverzierten Becher, den ſie auf dem Schooße hält.

Die Geſtalt rechts hingegen iſt beinahe nackt, nur ein leichtes Tuch hat ſie um die Hüften geſchlungen; ſie neigt ſich mit unausſprechlich ſüßem Lächeln zu der andern und hält einen Kelch zum Himmel empor. Im Hintergrunde ſteht Amor und ſchöpft aus dem Sarkophage.

Man iſt übereingekommen, dies Bild für eine Darſtellung der irdiſchen und der himmliſchen Liebe zu erklären und zwar

die geputzte Frau links, die mit niedergeschlagenen Augen dasitzt, für die irdische.

Hätte der begabte Tizian bei dem herrlichen Bilde wirklich einen solchen banalen Gedanken gehabt?

Diese zwiefache Liebe ist eine der widerlichsten doctrinären Lehren, die kluge Köpfe ersonnen haben!

Die Liebe können wir uns nur als eine unendlich erhabene Gestalt denken — sie umfaßt Gott und die Menschen, die Tugend und die Schönheit! Und wer zu einem Kinde sagt, du mußt Gott mit einem andern Herzen lieben denn die Menschen, begeht eine Sünde. Liebe, wirkliche Liebe ist immer rein, und die Mutter die für ihre Kinder, das Weib das für seinen Geliebten, die Jungfrau die für ihren Glauben stirbt, stehn auf ganz gleicher Stufe, sie sind alle Drei Märtyrer der Liebe und des Glaubens, denn die beiden sind bei einem ächten Weibe unzertrennlich.

Wie der Riese Antäus, sobald sein Fuß die Erde verließ, die Kraft verlor, ebenso geht es uns Frauen, wenn unsre Gefühle nicht in dem Himmel wurzeln. Ein Weib das Gott und die Tugend nicht liebt, hat auch keine starke Liebe für ihren Geliebten!"

„Mich wundert," sagte Alfred, „daß Du Dir die schöne Gelegenheit entgehen ließest uns Männern wie gewöhnlich einen Hieb zu geben."

„Welche Gelegenheit?" frug mit eifrigem Drängen die Schwester.

„Da sieht man die Blutgier! Und wie nahe lag der Vergleich, den Riesen Antäus als Repräsentanten des männlichen Geschlechts am Boden wurzelnd zu zeichnen, und darüber eine

Euer Geſchlecht darſtellende Frau vom Himmel ſchwebend, ohne ihn jedoch mit den Flügelſpitzen zu verlaſſen, — das wäre ein gutes Bild für die irdiſche und himmliſche Liebe, — ſchade, daß ich kein Tizian bin!"

Katharina drehte ſchmollend dem Bruder den Rücken, er aber ſagte bittend: „nun widerlege mich auch noch in Beziehung auf den Sinn meiner Frage."

„Der Sinn, der Sinn," ſagte ſie zornig, „iſt, daß ich heirathen ſoll, damit Du ein Haus haſt wo Du nach Deiner Bequemlichkeit hingehn kannſt, um den Kaffe zu trinken, nachdem Du bei unſrer Mutter geſpeiſ't, deswegen ſoll ich heirathen und auch, damit man nicht einmal in Deiner Nähe von Deiner Schweſter „der alten Jungfer" ſpricht!"

„Du könnteſt Recht haben, ja Du könnteſt ſogar ſehr Recht haben, nur haſt Du den Hauptgrund vergeſſen."

„Und der iſt?"

„Der iſt meine Überzeugung, daß Du eine hinreißend liebenswürdige Frau ſein würdeſt, während Du als Mädchen nur von ſehr zweifelhafter Liebenswürdigkeit biſt."

Katharina kreuzte die Arme, lehnte ſich bequem mit dem Rücken an die Bank und ſagte gleichmüthig: „Jetzt iſt an Ihnen die Reihe, Herr Bruder, ſich deutlicher zu erklären."

„Auf das Vollſtändigſte ſollſt Du befriedigt werden. Siehſt Du, liebe Schweſter, ein junges Mädchen iſt in Deutſchland ein Geſchöpf das nach einer ganz beſtimmten Schablone zugeſchnitten ſein muß. Sie darf nicht lachen außer wenn es Niemand hört, ſie darf nicht die Augen aufſchlagen außer wenn es Niemand ſieht, ſie darf nicht reden außer wenn man ſie fragt und dann ſelbſt darf ſie keine be-

ſtimmte Meinung haben, kurz ſie darf durch nichts als durch ihre äußere Form verrathen, daß ſie ein menſchliches Weſen ſei, und auch im Äußern darf ſie das nur mit größter Discretion, Geſchnürtheit und Steifheit verrathen. Iſt ſie nun aber ſo wie ich eben geſagt daß ſie ſein muß, und vermeidet ſie glücklich durch irgend etwas zu zeigen, daß ſie Gefühl und Geiſt habe, ſo wird die große Welt einſtimmig ſagen: Welch charmantes, wohlerzogenes Mädchen!

Nun, ſage ſelbſt, Katharine, iſt meine Zeichnung nicht wahr und gleichſt Du mit einem einzigen Zuge dieſer Zeichnung?"

„Du haſt recht," entgegnete ſie heiter, „aber nun ſage mir auch warum ich als Frau eher Glück machen würde?"

„Glück machen? das iſt ja eben Dein Hauptfehler, daß Du Glück machſt, daß Du alle unſre jungen Leute zu Anbetern haſt, darum findet man eben, daß Du nicht mädchenhaft beſcheiden, ſondern herausfordernd kokett biſt."

„Wer findet das?"

„Alle ohne Ausnahme, ſelbſt Deine Anbeter, denn da Du keinen begünſtigſt, will ſich auch keiner das Ridicule geben, ſich Deinen Feinden gegenüber als Dein Ritter aufzuopfern."

„Ein ſchönes Geſchlecht, das der jetzigen Ritter!"

„Nicht viel ſchlechter als früher auch; und — wenn auch, ſo ſind die Ausnahmen um ſo viel mehr werth."

„Wozu Du natürlich gehörſt."

„Und derjenige, den Du erwählen wirſt."

„Wen ſoll ich denn wählen?"

„Den, welcher Dir am würdigſten ſcheint, Du haſt freie Wahl." —

„Unter welchen? nenne mir Namen!“

„Nun wohl, — den Hofrath, den Hauptmann, den Gymnasialdirector.“ —

Katharina lachte laut auf. „Schöne Freier das! Soll ich etwa den Hofrath nehmen, ihn, dem von seinem ganzen Lebensschiff alles gescheitert und versunken ist bis auf eine einzige Planke, die nur deshalb den Elementen Trotz bot weil sie gefährlicher, böser und giftiger war als alles was gegen sie wüthete?“

„Die Planke ist sein Verstand, aber diese einzige Planke ist doch noch sehr viel werth, mehr als manches vollständige Schiff,“ warf Alfred ein.

„Es bleibt doch der letzte Theil eines Wracks! Sein Glaube, seine Gesundheit, sein Vermögen, ja sogar seine Kenntnisse sind verschleudert! Wenn ich ihn heirathete, käme ich mir vor wie einer, der auf einem wüsten Eilande im Besitze eines in Fetzen gehüllten Goldklumpens verhungert und verdurstet.“

„Aber der Hauptmann?“

Katharina lachte wieder. „Dieser Mann der nichts begreift als seine militärischen Glaubensartikel? der sagt, er werde blindlings allen Befehlen des Fürsten gehorchen bis zum Tode, und heiße auch einer davon ihn seine eigne Frau schlachten?“

„Aber der Director?“

„Nun gar den, der seine Frau nur lieben könnte wenn sie vor ein bis zwei Jahrtausend gelebt hätte, und der alles Lebendige als „modern“ verachtet!“

„Bei Dir tadelt er das nicht," ſagte lachend Alfred; „er liebt Dich wirklich."

„Er liebt mich wie der Banquier von Herrmann, der einmal von den Frauen geäußert hat, er liebe ſie nur als den beſten Contraſt mit dem Zahlenweſen, das er den ganzen Tag vor Augen haben müſſe: weil man gar nicht auf ſie rechnen könne."

„Das iſt freilich ein ſchlechter Witz," ſagte pathetiſch Alfred.

„Oder," fuhr Katharina in zornigem Eifer fort, „ſoll ich unſern Vetter Wilhelm nehmen, dem ſein Schneider zehnmal intereſſanter iſt als ich?"

„Ich wundre mich, daß Du noch immer nicht die Hauptperſon, den Magnet unſrer Damen, den, der uns Alle bei Euch ausſticht, genannt haſt!"

„Du meinſt unſern Dichter! Der iſt freilich intereſſanter als Ihr alle ſeid, doch nichts für mich, denn ich will geliebt ſein, glühend, überwältigend, und wenn auch auf kurze Zeit nur — was liegt daran — wenn auch nachher die Welt uns ſchaal und öd' erſcheint — dafür hat Gott den Tod ja in die Welt geſandt!"

Alfred zog die Mundwinkel herab: „Die alte Paſſion der Frauen! Seit Anfang der Welt wollen ſie Leidenſchaften, immer Leidenſchaften! Ihr ſeid die wandelnde Unvernunft! Eine Leidenſchaft kann ja nicht lange währen und ſo ſtürzt Ihr Euch ſelbſt ins Unglück, indem Ihr Euch nur einem Gefühl hingeben wollt, das durch ſeine Natur ſchon den Keim des Vergänglichen in ſich trägt. Wenn Du es aber

durchaus nicht anders willſt, ſo findeſt Du dies Gefühl immer noch am „großartigſten“ bei dem Poeten.“

Katharina ſchüttelte den Kopf. „Er glaubt mich zu lieben, weil er dieſes Gefühls für ſeine Verſe bedarf; in den Gedichten, die meinen Namen tragen, glaubt er mich zu beſingen, aber das Mädchen, dem er da huldigt, gleicht mir ſo wenig wie jedem andern. Sobald er das merkt, wird er abgekühlt ſein, ehe er noch recht entflammt war. Menſchen mit ſolcher Phantaſie, wie er, können ſich nur für Ideen, nicht für Perſonen begeiſtern, denn jede geliebte Perſon iſt ihnen wiederum nur die Trägerin einer Idee. Ich will aber um meiner ſelbſt willen geliebt ſein.“

„Um Deiner ſelbſt willen!“ Und Alfred ſah aus wie die Ironie in Perſon, aber ſeine Schweſter bemerkte es nicht, denn ſie ſtarrte in Gedanken verſunken in den Kies des Bodens, den ihr ſchmaler Fuß zerwühlte.

Nach einer langen Pauſe, in welcher ihr Bruder ſie unausgeſetzt beobachtete, ſagte er: „Du machſt ſolche Anſprüche, Katharina, daß ich doch fragen muß, ob Du das Recht dazu haſt? Ehrlich geſtanden, ich halte Dich ſelbſt keiner Leidenſchaft fähig, dieſe intenſive Gluth reift nur in ſtillen verſchloſſenen Gemüthern, Du biſt viel zu lebhaft: kein wahrer Sprüchwort als das von den ſtillen Waſſern.“

Katharina wendete langſam den Kopf und ſah ihren Bruder durchdringend mit ihren großen dunkel beſchatteten Augenſternen an.

„Keiner Leidenſchaft fähig hälſt Du mich? Was Ihr Männer darunter verſteht, deſſen bin ich freilich nicht fähig. Für einen Unwürdigen werde ich mich nicht aufopfern, für einen

Treulosen nicht ins Wasser springen. Aber fände ich einen Mann, der mich wirklich liebte mit allen meinen Fehlern und Unvollkommenheiten und um dieser Liebe willen mir ein Opfer zu bringen im Stande wäre — sei's nun ein Opfer seiner Vorurtheile, seines Ehrgeizes oder seines Berufes — kurz eine That, die mir bewiese, daß ich ihm über dem stehe, was bei Euch Männern nach der Ehre das Höchste zu sein pflegt, so würde ich ihm mit Freuden ausschließlich und nur ihm allein mein Leben widmen — sei's nun in einer kühnen That oder in einem langen aufopfernden Leben. O, ich könnte lieben!"

Und sie legte ihren schönen Kopf zurück auf die Lehne der Bank und obgleich sie ihre Augen fest geschlossen hatte, spielte doch um ihre feinen Lippen ein so unaussprechlich süßer Zug, daß selbst Alfred allen Spott darüber vergaß und in Bewunderung versunken den Ausdruck dieses schwärmerischen Mädchenkopfes belauschte.

Eine sanfte Frauenstimme rief Katharina's Namen aus einem Fenster des Hauses. Im Nu sprang sie auf ihre Füße, Alfred aber, der sitzen blieb, sagte nach dem Hause deutend, dessen Anblick durch die alten Bäume halb versteckt war: „die Mutter da ist an allem Unglück schuld, die hat Dich verzogen und verwöhnt auf eine Weise, daß Du jetzt immer was besondres haben willst."

Katharina, die schon im Weggehn begriffen war, wendete noch einmal das Haupt und sagte stolz und zuversichtlich: „Ja sie hat mich verwöhnt, denn sie liebt mich mehr als ich's verdiene — und mit dieser Liebe will ich mich für die Eurige trösten!" setzte sie lachend hinzu, „da sie mir doch in der er-

wünſchten Qualität nicht zu Theil werden wird!“ Dann folgte ſie mit raſchen Schritten dem mütterlichen Rufe nach dem Hauſe.

Alfred blieb im Garten, und indem ſeine Züge wieder den früheren ironiſchen Ausdruck annahmen, murmelte er vor ſich hin:

Dieſe Weiber ſind alle eine wie die andere, ſelbſt Katharina, die ich immer für ein Original, für eine Ausnahme hielt, iſt eben ſo thörigt, eben ſo eitel, eben ſo unbeſonnen wie die andern. O Ihr unbeſiegbaren, ſtolzen Herzen, nie ſeid Ihr leichter zu beſiegen als wenn Ihr „Beweiſe“ verlangt. Beweiſe! du lieber Gott, nichts iſt leichter zu ſchaffen.“

2.

Es war einige Tage ſpäter, Katharina befand ſich in einer Geſellſchaft im Hauſe des dirigirenden Staatsminiſters. Sie war weniger lebhaft und angeregt als gewöhnlich, denn ſie hatte am Nachmittag mehrere Stunden lang geſungen und geſpielt und ihre Seele war von der Muſik weich und träumeriſch geſtimmt. So kam es denn, daß ſie ſich heute von der wie gewöhnlich zur Schau getragenen Oberflächlichkeit und Albernheit des geſellſchaftlichen Treibens um ſie her verletzt fühlte und daß, was ſonſt ihre Heiterkeit ſie nicht gewahren ließ, ſie heute mit einer gewiſſen Entrüſtung erfüllte. Zuletzt

vertrieb eine im größeren Kreise vorgetragene verläumderische Geschichte, deren kleinste Details mit martervoller Genauigkeit vorgetragen wurden, sie ganz und gar aus dem großen Salon, wo alles versammelt war; sie flüchtete sich in eines der Durchgangszimmer und barg sich dort hinter einer dichtbelaubten Epheuwand.

Die Thüre nach dem Corridor stand wegen der Wärme des Sommerabends offen; ein leichter Zugwind bewegte die Zweige der zu beiden Seiten des Eingangs aufgestellten Orangenbäume und streute ihre Wohlgerüche in die schwüle Zimmerluft.

Katharina sah gedankenvoll dem Schattenspiel der Blätter auf der gegenüber liegenden weißen Wand des Corridors zu, als plötzlich die Gestalt eines Mannes verdunkelnd in dem Rahmen der Thüre erschien. Unsichtbar hinter dem grünen Schutz ihres Epheu's verborgen, dachte sie bei dem späten Ankömmling ihre gewöhnlichen Studien über menschliche Eitelkeit zu machen. Wie oft hatte sie nicht bei dem Ablegen der Mäntel im Vorzimmer sich daran ergötzt zu sehen, wie Alle, Männer und Frauen, sich zu den Spiegeln drängten, um Haare und Anputz mit komischer Sorgfalt zu glätten und zu ordnen, ehe sie sich auf den Kampfplatz der Gesellschaft begaben.

Aber der Neuangekommene, ein noch junger großer Mann mit einem geistreichen dunklen Kopfe, gewährte ihr diese malicieuse Freude nicht. Er warf keinen Blick in die große Psyche, die am Pfeiler stand, nur zu den Blüthen der Orangenbäume neigte sich seine hohe Gestalt und er sog mit geschlossenen Augen langsam den süßen Duft ein; dann wandte er sich nach

der Ecke, wo die Epheuwand, die Katharina verdeckte, einigen Marmorſtatuetten zum Hintergrund diente.

Wie erſchrak ſie bei dem Gedanken, daß der fremde Mann ſie hier entdecken und dadurch ihr eine peinliche Verlegenheit bereiten könne.

Nachdem er die ziemlich unbedeutenden Statuetten, Erfindungen eines Berliner Bildhauers, flüchtig gemuſtert, zog der ſchöne großblättrige Epheu ſeine Aufmerkſamkeit an. Aber erſt als er dicht davor ſtand, gewahrte er Katharinen, die in gebückter Stellung auf einem Tabouret ſaß.

Als er ihren feuerrothen ſchönen Mädchenkopf ſo plötzlich vor ſich ſah, war er beinahe ſo erſchrocken wie ſie ſelbſt. Er trat einige Schritte zurück, indem er flüſterte: „Ich bitte tauſendmal um Vergebung!“

Katharina aber, die ſich raſch erhoben hatte und hervorgetreten war, wußte nichts anderes zu ſagen als: „Es iſt ſo kühl hier!“

Der Fremde maß mit verwundertem Blick ihre ſchöne große Geſtalt und verſetzte dann mit wieder gewonnener Faſſung, indem er ihr den Weg nach dem Salon, wohin ſie ſich zurückbegeben wollte, vertrat: „Ich beſchwöre Sie, mein Fräulein, ſich nicht durch mich aus Ihrer Waldeinſamkeit verſcheuchen zu laſſen. Ich gehe jetzt und werde Niemand Ihr Aſyl verrathen.“

Aber Katharina ſagte mit einer Verlegenheit, die ihr ſonſt durchaus nicht eigen war: „Bitte, laſſen Sie mich gehn, ich muß in den Salon zurück, man vermißt mich dort.“

„Gewiß vermißt man Sie! und Sie haben Recht ſich nicht

länger der Gesellschaft zu entziehen. So erlauben Sie mir denn Sie in den Saal zurückzubegleiten."

Zwei große Zimmer waren noch zu durchschreiten und Katharina konnte durchaus ihrer Verlegenheit nicht Meisterin werden, als sie an der Seite des Fremden dahinging. Sie kam sich wie eine zurücktransportirte Entflohene vor. Da sie nicht sprach, war ihr Begleiter auch zu bescheiden sie nochmals anzureden.

Dicht an der Thür des Saales saß Katharina's Mutter mit der Ministerin, der Hausfrau, auf einer Causeuse; erstaunt sah sie ihre Tochter, deren Entfernung sie eben bemerkt, mit dem fremden Mann eintreten.

„Wer war das?" frug sie Katharina, die nach einer leichten Verbeugung gegen den Fremden sich unter den mütterlichen Schutz begab, während er selbst mit einer auszeichnenden Freude von der Dame des Hauses bewillkommnet wurde.

Katharina zuckte die Achseln.

„Aber Du grüßtest ihn ja doch wie einen Bekannten?"

„Später, Mütterchen, erkläre ich Dir Alles," und damit wandte sich Katharina zur Ministerin, deren Gemahl soeben den Fremden mit Beschlag belegt, und frug die Dame, wer Letzterer sei.

„Dieser Herr," frug sie verwundert, „mein Gott, Sie sind ja eben mit ihm hereingekommen?"

„Ein Zufall, ein sonderbares Zusammentreffen. Ich kenne ihn durchaus nicht. Bitte, sagen Sie mir wer es ist?"

„Wenn Sie denn durchaus die Unwissende spielen wollen, so sei es. Daß Sie übrigens diesen Mann nicht kennen wollen, ist ein neuer Beweis, wie Unrecht man Ihnen thut,

wenn man Ihre ariſtokratiſchen Geſinnungen verdächtigt und behauptet, Sie ſeien eine kleine Demokratin. Die einzige Urſache, daß Sie ihn verleugnen, kann doch nur ſein, daß er bisher nicht in unſern Cirkeln erſchien, wie er denn auch heute Abend nur auf dringendes Bitten meines Mannes kam. Er lebt ſchon viele Jahre in der Stadt, es iſt —"

In dieſem Augenblicke trat der Miniſter mit dem Fremden zu Katharina heran: „Herr Profeſſor Schwandahl wünſcht Ihnen vorgeſtellt zu werden, liebes Fräulein. Er wünſcht es dringend, trotz aller meiner Abmahnungen, nicht eine ſo intereſſante Bekanntſchaft wie die Ihrige am Vorabend ſeiner Abreiſe nach dem Orient zu machen und ſich ſo den ohnedem ſchweren Abſchied vom Vaterland noch mehr zu erſchweren."

Katharina war ſeit ihrer Kindheit an die ſcherzhaften Complimente des Miniſters gewöhnt und lachte ſonſt darüber, heute aber ſetzte ſie dem Fremden gegenüber die gewohnte Weiſe ihres alten Freundes in Verlegenheit.

Sie wußte daher ſelbſt nicht recht was ſie ſagte, als ſie nur um etwas zu ſagen und der Höflichkeit zu genügen, ſich an den Profeſſor mit der Frage wandte, „ob er eines rein wiſſenſchaftlichen Zweckes halber die Reiſe unternehme?"

„Verſtehen Sie darunter, ob ich bei dieſer Reiſe für die Wiſſenſchaft neue Entdeckungen zu machen beabſichtige, ſo muß ich Nein ſagen, indem mein Ehrgeiz nicht ſo weit geht, obgleich ich," ſetzte er nach einer Pauſe lächelnd hinzu, „den heutigen Abend für ein gutes Omen nehmen könnte, denn was ich ſo glücklich war hinter dem Epheu zu entdecken —"

„Epheu?" rief die Miniſterin neugierig, „was haben Sie hinter dem Epheu entdeckt?"

Schwandahl heftete die Blicke fragend auf Katharina's Augen, ein kaum merkliches Zucken belehrte ihn, daß er von ſeinem kleinen Abenteuer beſſer ſchweige und er ſagte mit komiſcher Miene:

„Das iſt ein Staatsgeheimniß, Excellenz!“ Auch den ſtürmiſchen Fragen des Miniſters gab er durchaus keine befriedigende Antwort, weil es ihm ſchmeichelte mit dem ſchönen Mädchen ein kleines Geheimniß zu theilen.

Sobald ſie Platz genommen, ſetzte er ſich neben ſie. Sie frug ihn, ſeit wie lange er den Plan zu ſeiner großen Reiſe gehabt?

„Nicht ſehr lange, mein gnädiges Fräulein, denn es geht gar nicht von mir aus. Ich begleite den Prinzen Chriſtian.“

„O,“ ſagte Katharina heiter, „ſind Sie Derjenige, welcher der Fahrt unſerer jungen Hoheit einen gelehrten Anſtrich geben ſoll, auf daß man nicht murre, wenn zu den andern koſtſpieligen Liebhabereien des „ritterlichen“ Prinzen auch noch die Reiſeliebhaberei kömmt?“

„Gnädiges Fräulein, Sie ſind boshaft; obgleich ich vollkommen der Meinung bin, daß Prinz Chriſtian nicht der Wiſſenſchaft zu Liebe eine Weltfahrt macht, ſondern mehr um dem ſehr verzeihlichen Triebe, die Welt zu ſehn, zu folgen, ſo bin ich aber dennoch überzeugt, daß er ein wirkliches warmes Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft beſitzt, wie er mir durch ſeine ſchon ſeit drei Monaten währenden Studien im Sanskrit zeigt, mit dem er ſich unter meiner Leitung bekannt macht.“

„Drei Monate?“ frug ſie lachend; „bei Ihrer Zurückkunft, Herr Profeſſor, werde ich Sie fragen, ob der wiſſen-

schaftliche Eifer des Prinzen noch weitere drei Monate gewährt."

„Werden Sie dann nicht längst Das sowohl wie meine ganze Person vergessen haben? Bedenken Sie, ich bleibe zwei Jahre mindestens — und was vergißt eine junge Dame wie Sie nicht in zwei Jahren!"

„Zu was Allem die Gelehrsamkeit doch nicht gut ist," neckte Katharina. „Sogar was eine junge Dame binnen zwei Jahren vergißt und was sie nicht vergißt, wissen die deutschen Professoren **à merveille**!"

Schwandahl sah sie von der Seite verwundert an. „Sie scheinen sehr grausam gegen deutsche Prinzen und deutsche Professoren, mein gnädiges Fräulein. Welches Vorurtheil —"

„Vorurtheil — o mein Herr Professor, wenn Sie erst wüßten, daß mein Vorurtheil sich nicht blos auf Prinzen und Professoren erstreckt, sondern überhaupt Ihr ganzes weltbeherrschendes Geschlecht umfaßt und die Kühnheit zuweilen so weit treibt, für ein Urtheil gelten zu wollen" —

„Immerzu, mein Fräulein, immerzu. Ich werde mich aber rächen, indem ich feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammle und die Kunde irgend einer zum Besten einer Frau geübten Großthat — etwa indem ich eine Suttieh vom Feuertode errette, zu Ihren Ohren dringen lasse."

„Diese Großthat glaube ich aber nicht, wenn Sie nicht die gerettete Wittwe selbst mitbringen — denn ich bin mißtrauisch und verlange eine **demonstratio ad oculos**."

„Sie sprechen Latein?"

„Nur jetzt, um das Vergnügen zu haben, Ihre ironische Miene bei solchem Eingriff in Ihr Metier zu sehn."

„Ich wüßte nicht was dabei meine Ironie wecken sollte. Ich freue mich immer, wenn ich das schöne Latein aus schönem Munde höre."

„Wie, ist es nicht Ihr Grundsatz, daß dem Volke und den Frauen nur gelehrt werden solle: wie man arbeitet und gehorcht, alles Übrige ist vom Übel?" frug Katharina mit komischem Pathos.

Schwandahl schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich bin zwar nicht gerade ein Emancipationskämpfer —"

„Davor sei auch Gott," sagte Katharina ernsthafter. „Schon das Wort ist mir fürchterlich! Im Ganzen kann uns armen Frauen nicht geholfen werden, aber wenn ich wüßte, wie das Elend jeder Einzelnen zu lindern wäre," setzte sie mit Wärme hinzu, „ja wenn ich das wüßte, dann hätte meine Seele keinen Wunsch mehr!"

„Eine so junge und schöne Dame und nur diesen Wunsch — nur diesen einzigen Wunsch?"

Katharina sah den Redenden offen mit ihren großen Augen an. „Ich begreife nicht, wie überhaupt Jemand mehr als *einen* Wunsch hegen kann — oder auch, wenn Sie wollen, wie nicht *ein* Wunsch immer alle andern überwuchert, überragt und erstickt. Wer *viele* Wünsche hegt, ist nicht wirklich unglücklich oder der Hülfe bedürftig, während ein heißer Wunsch dem Menschen, der ihn beharrlich in seiner Brust trägt, gewöhnlich gewährt wird, wenn er nicht so ungeschickt wie ich ist, ihn aus dem Reiche des Unmöglichen zu wählen! Die Treue ist das einzige Gute, was auf Erden belohnt wird."

„Sie können Recht haben," sagte Schwandahl in Sinnen

verloren. „Auch ich habe von meiner Kindheit an nur einen Wunsch gehegt — den Wunsch, den Orient zu sehen. Um dieses Wunsches willen, der bei mir, je mehr ich orientalische Literatur und Sprachen kennen lernte, desto höher wuchs und zur stärksten Sehnsucht wurde, habe ich auch einzig und allein diese Sprachen zu meinem Hauptstudium erwählt. Ehe mir das vergönnt war," setzte er mit einem Seufzer hinzu, „mußte ich aber auf meines Vaters Wunsch drei Jahre Jurisprudenz studiren; erst als er starb und mir auf so traurige Weise meine Freiheit gewährt wurde, kehrte ich zu meinem Lieblingsstudium zurück, worin ich es denn auch in einem Jahre weiter brachte, als mit der Jurisprudenz in drei."

„Sie werden aber auch wohl in den drei Jahren mehr Mahabârata und Ramâjana, als Justinians Institutionen und die Fragmente des Ulpian zur Hand genommen haben."

„Allerdings," sagte Schwandahl gezogen, indem er Katharina wieder von der Seite anblickte, aber aus Furcht sie zu beleidigen seiner Verwunderung keine Worte zu geben wagte. Sie wußte das recht gut und mußte den Kopf umdrehen, um ihm ein Lächeln zu verbergen, indem sie scheinbar unbefangen die große Quaste einer Portière ergriff, die über ihrem Haupte hing.

Es entstand eine Pause, denn Katharina hinderte jetzt ein beschämendes Gefühl am Reden, das Gefühl zum ersten Male in ihrem Leben eine absichtliche Koketterie begangen zu haben.

„Allerdings," wiederholte endlich der junge Gelehrte, „allerdings habe ich als Student der Rechte mehr Sanskrit als Jurisprudenz studirt. Das gestehe ich aber nur Ihnen,

weil Sie es doch wiſſen — wie Sie Alles zu wiſſen ſcheinen!"

„Scheinen," lachte Katharina, „das iſt das rechte Wort! Eigentlich weiß ich gar nichts, aber oberflächlich habe ich von Manchem eine Kenntniß. Von Ihrem Fach weiß ich aber mehr als von allen andern Dingen, weil es zufällig mit einer meiner liebſten Erinnerungen zuſammenhängt."

„Erinnerungen? Sie ſehen gar nicht aus als wenn Sie ſchon Erinnerungen hätten! Sie ſtehen ja erſt auf der Schwelle des Lebens."

„Dieſes Lebens wohl. Aber ich habe ſchon einmal gelebt." —

„Ah," lächelte der Profeſſor, „Sie glauben an Seelenwanderung?"

Katharina nickte. „Mein früheres Leben verfloß im Orient. Schon als Kind, als ich zuerſt die Überſetzungen indiſcher Dichter las, ſtiegen mir meine Erinnerungen glühend zu Kopf. Deutlich ſah ich vor mir die Palmenwälder, die Wüſte, aber vor allem ward lebendig in mir das Andenken an mein geliebtes weißes Roß mit dem ſchlanken Hals, den es beſtändig nach mir wandte. Wenn ich wüßte was aus dem Pferde geworden iſt — ob ſeine Seele auch wohl kräftig genug war, um den Tod zu überdauern?"

„Nehmen Sie an, ich ſei es, mein gnädiges Fräulein, die deutſchen Profeſſoren haben ja alle Pferdenaturen. Wirklich," ſcherzte er weiter, als Katharina erröthend ſchwieg, „warum ſollte ich nicht Ihr Dſcherid oder Alkama geweſen ſein?"

„Sind Sie ſo eigenſinnig," frug das Fräulein um abzulenken, „ſo eigenſinnig, oder" — ſetzte ſie wieder lachend

hinzu — „besitzen Sie das was man nur bei den Frauen Eigensinn, bei den Männern aber Charakter nennt?“

„Ich schmeichle mich dessen. Ich glaube auch, daß ich eben diesem Charakter die Erfüllung meines Wunsches danke. Wer weiß — unter vier Augen darf man so etwas ohne Hochverrath wohl sagen — ob meine Sehnsucht nach dem Orient nicht die des Prinzen geweckt?“

„Da wäre ein offenbares Wunder zu Ihren Gunsten geschehen; denn wer hat je gehört, daß ein Fürst auf den Wunsch eines andern Sterblichen einging?“

„Das Wunder ist mir auf jeden Fall sehr zu Statten gekommen. Denn wenn der Vorschlag von mir ausgegangen wäre und ich allein mich nach dem Lande meiner Sehnsucht hätte begeben wollen — die Klagen und Vorwürfe meiner Mutter hätten es mir unmöglich gemacht.“

„Sind Sie ein so guter Sohn?“

„Nein, aber ich habe das Unglück ein einziges Kind zu sein, was mit in einem Gefängnisse geboren und erzogen zu sein vollkommen gleichsteht. Ein einziges Kind hat keine Freiheit!“

„Jetzt sind Sie aber doch frei?“

Schwandadl zuckte lächelnd die Achseln. „Frei von der Sorge meiner Mutter um mich, aber beschränkt durch meine Sorge für den Prinzen — und da war doch das Erstere noch besser!“

„Sie sind der Herren der Welt! Nie zufrieden!“

„Doch doch, mein Fräulein, ich bin vollkommen zufrieden, noch mehr, ich bin vollkommen glücklich und wenn ich denke daß ich nächste Woche abreise, um dahin zu

gehen, wo Ramâjanas Dichter, Valmiki, gewandelt, überglücklich!"

„Da freut es mich doppelt Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, denn mir iſt bis jetzt Niemand bekannt, der mir geſtanden hätte, daß er glücklich ſei."

„Dies zu hören hing doch nur von Ihnen ab," ſagte Schwandahl ziemlich leicht, und es war ein Glück für das phantaſtiſche Mädchen, welches in ihrer lebhaften Unbeſonnenheit ſo oft ſolche Reden hervorrief, daß in dieſem Augenblicke ihre Mutter zu ihr trat und ſie zum Heimgehen aufforderte. Schwandahl begleitete die Damen bis zum Wagen und ging dann langſam zu Fuße nach ſeiner ſtillen einſamen Gelehrtenklauſe.

3.

Wir ſind im Zimmer Katharina's. Welch ein Gegenſatz zu dem Zimmer des Gelehrten und den beiden Menſchen, die noch eben in ſo belebter Unterhaltung mit einander geſcherzt, — wie verſchieden iſt die Umgebung, die ſie ſich erwählt!

Blühende Blumen ringsum, ſchlummernde Vögel in Körben dazwiſchen, kleine Tiſche mit Spielſachen für große Kinder, Arabesken-verzierte Teppiche, ſchwellende Fauteuils und ein kleines, zitterndes Windſpiel, — inmitten aller die-

ſer Dinge begab ſich Katharina und löſchte die helle Lampe und öffnete weit die Fenſterflügel, um Mondenlicht und laue Nachtluft zu Gaſt zu bitten in ihr trauliches jungfräuliches Gemach.

Nach einer langen Pauſe begann ſie ein leiſes Selbſtgeſpräch: Er iſt anders als unſre jungen Herren und es iſt natürlich, daß er von uns und unſerm langweiligen, überkünſtelten Leben ſich wegſehnt in eine urſprüngliche, reinere Natur. O könnte auch ich weg aus dieſer abſcheulichen Cultur! Und ihr Blick ſchweifte über die mondbeſchienenen kryſtallnen, bronzenen und vergoldeten Nichtigkeiten, womit ihr kleines Zimmer überfüllt war und ſie geſtand ſich lächelnd, daß ein guter Theil dieſer „abſcheulichen Cultur" auch in ihrer Umgebung, wenn auch nicht in ihrer Seele zu finden ſei.

Morgen werfe ich das Zeug all' hinaus, ſagte ſie dann — und Divans, Teppiche und Blumen ſollen hinfort die einzige Zierde meines Zimmers ſein, es iſt einer reinen Menſchennatur unwürdig, ſich mit ſolchen Lappalien zu umgeben.

Sie ſchloß die Augen und träumte ſich wachend zurück in das was ſie ihr früheres Leben nannte.

Sie ſaß unter dem Palmbaum, das Haupt an ſeinen Stamm gelehnt, Dſcherid, das weiße Roß, ruhte neben ihr im Sande. Plötzlich ſprang es auf ſeine Füße und unruhig ſchnaubten ſeine Nüſtern nach Süden hin.

Katharina ſchützte die Augen mit der Hand, doch ſie gewahrte nichts, aber der Zelter wurde immer unruhiger und ſie mußte die purpurnen Zügel feſter an den Baum binden.

Endlich, endlich, erblickte auch ſie etwas. Im weißen, wallenden Burnus, auf ſchwarzem Hengſt, kam ein ſchlanker,

bärtiger Mann daher gesprengt, der schimmernde Säbel schlug um die Weichen des Pferdes. — Wer war das? sie erwartete ja Niemand! Als er näher und näher kam und sie die dunkeln Augen blitzen, die feinen Züge lächeln sah, bemerkte sie eine Ähnlichkeit — wie sonderbar — ein hindostanischer Reiter und ein deutscher Professor!

Ein wüthendes Gebell ihres kleinen Hundes schreckte sie aus diesen Träumen, — das leise Gespräch zweier auf der Straße Vorüberwandlenden regte das kleine Thier so auf. Katharina gab dem Liebling der ihre Träume gestört, einen Schlag mit dem Fächer, mit dem sie sich noch eben Kühlung zugeweht.

Ein paar Tage waren verflossen und wir sehen sie wieder mit ihrem Bruder im Garten auf und ab wandeln. Alfred erzählte, daß er diesen Morgen eine interessante Bekanntschaft, die des Professor Schwandahl, gemacht und Katharina versetzte rasch: „die Bekanntschaft dieses Confusionärs?"

„Warum Confusionär?"

„Vor einigen Tagen machte auch ich seine Bekanntschaft bei dem Minister Grolmar. Er saß den halben Abend neben mir und erzählte mir von seiner projectirten Reise und schwärmte dafür und vertraute mir, daß mit dieser Reise ihm die Erfüllung seines einzigen Lebenswunsches zu Theil werde."

„Nun, dabei ist doch nichts Confuses?"

„Nein, aber heute Morgen begegnet er mir auf der Straße, schon von weitem erkenne ich seine ungewöhnlich hohe Gestalt, seine dunklen Augen, er aber, — er erkennt mich nicht."

„Das iſt freilich ein großes Verbrechen," lachte Alfred.

Katharina aber ſagte ärgerlich: „Es iſt weiter nichts als die gewöhnliche Gelehrtenzerſtreuung, aber immerhin das Beleidigendſte was ich mir denken kann. Eine Dame, mit welcher man vor drei Tagen eine ſo lebhafte Unterhaltung geführt, die man zum Wagen geführt, auf der Straße mit ungewiſſen Augen anzuſtieren und ſie zuletzt zu grüßen, aber mit dem confuſen Weſen eines Menſchen, der nicht weiß, wen er vor ſich hat und vergebens in ſeinem Gedächtniß wühlt, wie in einer verworrenen Zwirnſchachtel nach einem fortlaufenden Faden!"

„Ein ächter Frauenvergleich," ſpottete Alfred.

„Für eine ächte Männerunart."

„Verzeihe dem armen Profeſſor. Du ſagſt ſelbſt, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſtehe, wie kann er da noch für das gewöhnliche Zuſammentreffen mit einem jungen Mädchen Sinn haben?"

„Gewöhnliches Zuſammentreffen? Unſer Zuſammentreffen war nicht gewöhnlich! Im Gegentheil, ganz ungewöhnlich, und deshalb iſt es eine doppelte Beleidigung für mich, daß er es vergißt, vergißt nachdem er mir eine Stunde lang aufs eifrigſte den Hof gemacht!"

„Liebes Schweſterchen, wie viel Menſchen haſt Du ſchon nach einer Stunde vergeſſen, obgleich ſie Dir drei Tage lang den Hof gemacht haben! Ich begreife nicht wie Du ſo unbillig ſein kannſt."

Als ſie ſchmollend ſchwieg, ſagte ihr Bruder mit ernſterem Tone: „Was iſt es, Katharina ſage mir, was kränkt Dich

so bei der Vernachlässigung dieses Mannes? hätte endlich die Stunde meiner stolzen Schwester geschlagen?"

Katharina wurde bleich vor Zorn, ihre Lippen zitterten, nach einer Weile faßte sie sich aber und sagte mit ziemlich ruhiger Stimme: „Ich sehe, nur die volle Wahrheit kann mich bei Dir von einem schimpflichen Verdachte retten."

„Schimpflichen Verdacht!"

„Ja schimpflich. In meinen Augen wenigstens. Nach meinem Begriff von Jungfrauenehre ist es schimpflich, einen Mann zu lieben der mich — nicht einmal kennt! Das Geständniß, das ich Dir machen will, wird mir übrigens nicht leicht, denn um mich von einer Schmach zu rechtfertigen, muß ich eine Thorheit eingestehn! Du weißt, Du sprachst in voriger Woche, grade ehe ich den Professor Schwandahl traf, mit mir davon, was mich wohl bewegen könne, einem Manne meine Freiheit hinzugeben. Du erinnerst Dich des Spottes, mit welchem Du mich überhäuftest, als ich eine Leidenschaft forderte und als Beweis dieser Leidenschaft ein Opfer verlangte — ein Opfer, nach dessen Größe ich die Liebe zu mir bemessen könne."

Alfred lächelte, er hatte seine Schwester verstanden ehe sie noch gesprochen, aber Katharina fuhr fort, obgleich ihr dies Geständniß offenbar immer schwerer wurde, dennoch drängte es sie zu reden: „Als Schwandahl mir erzählte, daß durch seine Reise nach dem Orient der einzige Wunsch seiner Seele erfüllt sei, durchblitzte mich der Gedanke (bin ich nicht ehrlich Alfred, Dir das zu gestehen?): Wenn mir ein Mann ein solches Opfer brächte, die Erfüllung seines Lebenswunsches aufgäbe! nur

weil er mich kennen lernte, und hier bliebe um meinetwillen, das wäre eine Leidenſchaft!

Durch dieſe Ideenverbindung wurde mir Schwandahl intereſſanter als andere Männer. Verſtehe mich recht — nicht weil er mir gefiel, brachten ihn meine Gedanken in Beziehung zu mir ſelbſt, ſondern weil es ihm zufällig gegeben wäre, durch ein freiwilliges großes Opfer etwas zu beweiſen, wozu Andern geradezu die Möglichkeit vielleicht fehlt. Außerdem iſt er mir aber ſehr gleichgültig, und daß ich es ihm auch bin, habe ich heute Morgen geſehn und jetzt — assez, assez! Biſt Du mit Deinem neuen Pferde zufrieden, Alfred?“

Alfred gab ihr keine Antwort. Zu ihrem unausſprechlichen Ärger fixirte er ſie nur ſtarr. Aber nicht ſpöttiſch wie gewöhnlich, nein, mit intenſivem Ernſte weilte ſein kluges Auge auf den Zügen ſeiner einzigen Schweſter.

4.

Die Abreiſe des Prinzen Chriſtian nahte heran. In den Geſellſchaften ſprach man von nichts Anderem und bedauerte ſie allgemein, denn Prinz Chriſtian hatte den Ruf eines ſchönen, lebensluſtigen und geiſtvollen Prinzen. Die jungen Mädchen ſagten: Wer wird jetzt noch Anlaß zu Bällen, Schlittenfahrten und Masqueraden geben? Wer wird noch durch einen leichten Scherz die unausſprechliche Monotonie

unſeres geſellſchaftlichen Lebens aufrütteln — es war dem jugendlichen Theil dieſer Cirkel zu Muthe als verlaſſe ſie in dem Prinzen das bewegende Lebensprincip, der einzige Funke, der in der Aſche der Geſellſchaft ſchlummerte, der einzige fließende Blutstropfen in dem ſtagnirenden alten Hofkörper.

Katharina ſah ihn gleichgültig ziehn, im Gegentheil, ſie freute ſich ſeiner Abreiſe. Die jungen Damen ſeiner Umgebung hatten ſich ihm ſtets ſo dankbar für jede ſeiner Aufmerkſamkeiten gezeigt, daß er keine einzige von ihnen auszeichnete, weil er überzeugt war, Alle ſeien in ihn verliebt und weil ſein Herz ſich ſträubte, dieſem allgemeinen guten Vernehmen durch eine einzelne Huldigung ein Ende zu machen. Katharina nun hatte er behandelt wie all die andern, das heißt, höflich, aber mit jener Süffiſance, die für ein ſtolzes Gemüth beleidigender iſt als Vernachläſſigung; ſie hatte ihn darauf ebenfalls höflich, aber auch mit derſelben Süffiſance behandelt, die ſie allen jungen Männern ihrer Umgebung angedeihen ließ, weil ſie eben ſo von ihnen wie der Prinz von den jungen Damen verwöhnt war. Das hatte beide auf ewig getrennt — Katharina wurde von dem Prinzen für eine hochmüthige Kokette, der Prinz von ihr für einen eitlen Gecken gehalten. Aber keines ſprach dieſe Meinung aus, weil keine von beiden geſellſchaftlichen Größen es wagen wollte, die andere offen anzugreifen. Sie mieden ſich wo ſie konnten, ohne daß es auffiel und Niemand als Alfred mit ſeinen ſcharfen Augen hatte den eigentlichen Stand der Dinge durchſchaut.

Der Prinz wurde außer ſeiner perſönlichen Bedienung nur von drei Perſonen begleitet, dem Profeſſor, einem jungen

talentvollen Arzt, einem Freunde Alfreds, und einem sehr beschränkten Cavalier, denn der Prinz war viel zu eitel, um ohne Noth einen bedeutenden Menschen neben sich zu dulden; bei Schwandahl und dem Arzte sah er in ihrer bürgerlichen Geburt ein hinreichendes Gegengewicht für ihre geistige Bedeutung; aber einen interessanten jungen lievländischen Grafen mitzunehmen, der sich ihm zum Cavalier angeboten, dazu hatte ihn Niemand bewegen können.

Es war zwei Tage vor der Abreise, als Alfred seiner Schwester den jungen Arzt, der zu der Reise in der Stadt eingetroffen, Helfrich hieß er, zum Besuche für den Abend meldete. Es war sein ehemaliger Studiengenosse und ganz genauer Freund, und oft hatte er Katharinen, die ihn nie gesehn, von seinen Eigenthümlichkeiten erzählt, so daß sie auf seine persönliche Bekanntschaft gespannt war.

Alfred war gegangen ihn zu holen und Katharina erwartete ihres Bruders Zurückkunft. Es war schon spät, schon halb neun vorüber, endlich wurde die Klingel am Hause gezogen, endlich ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen, aber wie staunte sie als die Thüre geöffnet wurde und mit einer tiefen Verbeugung — Schwandahl eintrat.

Ihr Bruder, der mit dem Arzte folgte, stellte ihn seiner Mutter mit den Worten vor: „Ich fand Herrn Professor Schwandahl bei meinem Freund Helfrich, und er war so gütig, meiner Einladung hierher zu folgen."

Katharina's Mutter, eine schöne sanfte Frau, sagte den beiden Fremden einige gleich freundliche Worte, Katharina aber nahm von Schwandahl kaum Notiz und überhäufte Helfrich mit Artigkeit. Schwandahl bemerkte es wohl, war aber

durchaus nicht empfindlich, im Gegentheil, je auffallender Katharina ihn übersah, desto triumphirender wurde der Ausdruck seines Gesichtes. Alfred saß beobachtend da und sprach gegen seine gewöhnliche Weise äußerst wenig. Die Kosten der Unterhaltung wurden beinahe ausschließlich von Doctor Helfrich bestritten.

Das Äußere des jungen Arztes war so auffallend, daß es wohl die Erwähnung verdient. Er war klein, mager und sehr häßlich. Rothe Haare, schlechte Zähne und eine nachläßige gebückte Haltung — kurz es fehlte nichts um seine Erscheinung unschön zu machen, und dennoch zog er durch den geistigen Ausdruck seiner blaßblauen Augen an — es war, als könne er damit in der Seele eines jeden Menschen lesen. Sein Mangel — an Schönheit war heute aber besonders auffallend zwischen Alfreds und Schwandahls edel geformten classischen Köpfen — doch wie gesagt, Katharina hatte nur Augen für ihn.

Er war vor mehreren Jahren in Griechenland gewesen, „zu jener Zeit," sagte er lachend, „als das bairische Bier durch seinen classischen König auf classischen Boden verpflanzt wurde — Malvasier aus Hopfen und ein hellenischer König — aus einem bairischen Prinzen, sie sind beide nicht gelungen — ich aber als orientalischer Tourist eben so wenig, denn schon in den ersten Tagen wurde ich in Athen krank und verließ es dicht eingepackt und elend nach einem halben Jahre, ohne die Akropolis gesehn zu haben."

Katharina lachte. „Und dennoch wollen Sie nach dieser verunglückten Heldenfahrt eine zweite noch tiefer in den Süden wagen?"

„O," sagte Helfrich verächtlich, „jetzt thut es mir nichts — das Klima schadet mir jetzt nicht mehr."

„Aber vielleicht bekommen Sie eine andere Krankheit?"

„Auch nicht; als mir durch meine schlechte Gesundheit meine Lebenspläne so durchkreuzt worden waren, studirte ich Medicin und habe es jetzt so weit gebracht, daß ich nicht mehr krank werde. Das ist das Erste im Leben."

Schwandahls Mund zuckte spöttisch und er frug: „darf man wissen, was Sie früher zum Studium erwählt?"

„Eigentlich Allotria — Allotria zum Brotstudium, nämlich Sprachen, die orientalischen Sprachen."

„Schwandahl biß sich auf die Lippen. Hatte Helfrich vergessen, daß das Schwandahls Fach war oder wollte er ihn absichtlich verletzen?"

Katharina wandte sich jetzt zu dem Professor hin und sagte freundlicher: „Nennen Sie das auch Allotria?"

„Gewiß," entgegnete er scharf. Der Herr Doctor hat vollkommen recht; ist nicht alles Allotria außer seiner Wissenschaft? Kann der beste Jurist, der tüchtigste Forstmann, der geistreichste Mathematiker, von den unnützen Philologen und Archäologen rede ich gar nicht, auch nur einen kranken Hund gesund machen? Und gesund sein ist doch das Erste im Leben, wie der Herr Doctor ganz richtig bemerkt."

Schwandahls Absicht mislang, Helfrich war nicht getroffen, er lachte nur und sagte kopfnickend:

„Ja, ja, so ist es. Sie brauchen freilich nicht Medicin zu studiren. Für den Fall, wo Sie einen Doctor brauchen, kann ein Andrer sich das Gedächtniß mit Salben und Latwergen und Mixturen voll pfropfen, während Ihr Geist sich

mit Siwa auf grüner Flur ergeht. Ich aber brauche einen Doctor ganz allein für mich, und da ich nicht reich genug bin mir einen Leibarzt zu halten, muß ich es selbst sein, und kann ihn nur nebenbei momentan an Andre ablassen."

„Wird Prinz Christian mit dieser momentanen Nebenbeiablassung zufrieden sein?" frug Schwandahl.

„Ein Prinz ist mit allem zufrieden, was er nicht versteht und was ihn nicht in seinem Vergnügen stört, und das weiß ich mir zu merken — in weiser Resignation, wenn sein unnützes Prinzenleben davon zu Grunde gehen sollte! Übrigens wird er gewiß auf der ganzen Reise meiner nicht bedürfen."

„Auch ich werde Sie nicht übermäßig bemüh'n," sagte Schwandahl mit eisiger Höflichkeit; Helfrich aber zuckte die Achseln so impertinent, indem er sagte: das Klima kann man nicht aus Büchern kennen lernen, daß Katharina dunkelroth wurde und Alfred kaum das Lachen unterdrücken konnte.

Als die Rede wieder auf den Orient kam, suchte Schwandahl mehrere Male Helfrich's Kenntnissen auf den Grund zu kommen, er mißtraute seinem prahlerischen Wesen. Aber der Doctor bestand glorreich diese Proben und überhaupt verrieth er in seiner Unterhaltung, und wohl nicht ohne Absicht, die vielseitigste Bildung, die mannigfachsten Kenntnisse. Als aber Schwandahl zu ihm sagte: „Sie scheinen sehr viel studirt zu haben," entgegnete er mit seiner gewöhnlichen Unverschämtheit:

„Ich habe meine Zeit benutzt. Ich weiß viel und werde bald noch mehr wissen. Nur an Einem verzweifle ich und wird all mein Studium zu Schanden," setzte er plötzlich laut lachend hinzu.

„Und was iſt das einzig Eine, was Ihrer Weisheit widerſteht?“

„Der Charakter der Frauen!“

Katharina lachte laut auf, dann ſagte ſie: „Wir ſind Ihnen unverſtändlich, weil Sie uns als Ganzes betrachten, weil Sie in doctrinairer männlicher Einſchachtelungswuth uns alle in eine Rubrik ſtopfen wollen, während wir gar nicht einzutheilen ſind. So viel Frauen es giebt, ſo viel verſchiedene Arten. Jede iſt anders.“

Helfrich beugte das Haupt, als nehme er dankbar dieſe Belehrung an, dann ſagte er: „Wir Männer werden zu dieſer Charakter-Rubrikenliebhaberei deſtomehr verleitet, weil wir ſelbſt nur drei Gattungen ausmachen!“

„Wie heißen dieſe drei Gattungen?“

„Selbſtanbeter, Feueranbeter und Götzenanbeter.“

„Und zu welcher Gattung gehöre ich?“ frug Alfred.

„Zu den Selbſtanbetern.“

„Und ich!“ frug Schwandahl.

„Feueranbeter. Das ſind alle Gelehrte, alle Künſtler, kurz alle diejenigen die für die Idee wirken, hingegen Götzendiener all diejenigen, die für den Beſitz eines materiellen Guts kämpfen. Die Advocaten, die Kaufleute, in Maſſe die Beamten, und zu denen gehöre ich ſelbſt; wir haben alſo hier von allen drei Gattungen eine Species.“

„Ich glaube, Sie ſelbſt gehören zu allen drei,“ ſagte Katharina.

Helfrich ſchüttelte den Kopf. „Ich lege zu viel Werth auf Geld, um Feueranbeter ſein zu können und zu wenig auf meine Perſon, um Selbſtanbeter ſein zu können. Ich finde

mich so über alle Begriffe unausstehlich, daß ich gar nicht begreifen kann, wie irgend Jemand mit mir umgehen mag."

„Ist das Ihr Ernst?" frug Katharina lachend.

„O mein gnädiges Fräulein, so weit geht die Mißachtung meiner selbst noch nicht, daß ich einen Scherz über meine eigne Person machte!"

„Dann bewundere ich die naive Ruhe, mit der Sie Ihr „unausstehliches Selbst" der Welt darbringen."

„Was mich zuweilen kräftigt, ist das Gefühl, daß diese Welt mit wenigen Ausnahmen noch unausstehlicher ist als ich."

„Das ist eine leichte Art, sich selbst liebenswürdig zu finden," versetzte der Professor.

„Ich finde mich nicht liebenswürdig," entgegnete Helfrich, indem er das erste Wort übermäßig betonte.

„Wer findet sich denn selbst liebenswürdig?" frug Katharina schnell, weil sie bemerkte, daß Schwandahl die Röthe ins Gesicht stieg.

„Ich wüßte Niemand, mein Fräulein," sagte nun Helfrich leicht hin. „Ich mache überhaupt nie Anspielungen — es giebt nichts was ich mehr verachte. Wer nicht den Muth hat seinen Spott gradezu auszusprechen, muß wenigstens so viel Selbstbeherrschung haben, sich die Hinterthüre der Anspielungen zu verschließen — das ist etwas, was ich nur einer Frau gestatte."

„Großmüthiger Mann," spottete Katharina, Schwandahl aber nahm ein Buch, das auf dem Tisch lag und blätterte darin, und auf seinem feinen ausdrucksvollen Gesichte spiegelte sich nicht Hohn, nicht Spott, aber ein tiefer Widerwille,

der dem beobachtenden Alfred nicht entging. Auch Katharina sah das und um diese Stimmung in der Gesellschaft auszulöschen, ging sie an ihr Clavier und zündete ein paar Kerzen an.

„Singen Sie?" frug der Doctor.

„Soll das heißen, ob ich überhaupt singe oder jetzt singen will?"

„Nehmen Sie es auf beiderlei Art und beantworten Sie mir es gnädigst mit einem lauten vernehmlichen Ja!"

„Ich kann mir nicht denken, daß Sie Musik lieben," sagte Katharina gleichgültig, indem sie ihr Notenbuch auflegte.

„Ich erscheine Ihnen als eine unharmonische Natur, während der Herr Professor den Eindruck macht, als — mache Musik Eindruck auf ihn." —

Katharina wurde dunkelroth. Die impertinente Äußerung Helfrichs, deren Sinn, daß sie Schwandahl gewinnen wolle, sie recht gut verstand, überschritt für sie doch das Maaß dessen was sie übersehen wollte und konnte. Helfrich war auch beinahe erschrocken als die Äußerung heraus war, aber er hatte sich heute Abend in das schöne Mädchen verliebt, und in seiner launigen Weise hatte er sogleich eine heftige Eifersucht gegen den Professor gefaßt, weniger weil er ihn von Katharina ausgezeichnet fand, als weil er ein schöner Mann war und ein gewisser Instinkt ihm sagte, daß diese melancholische Natur seine giftige Schlangennatur bei jeder Frau ausstechen mußte.

Als Alfred sah, daß seine Schwester im Begriffe stand, seinem vorlauten Freunde die verdiente Zurechtweisung zu er-

theilen, gab er ihr einen Wink es zu unterlaſſen und ſagte raſch: „Singe Katharina, ich bitte Dich, und überlaſſe mir die Sorge Helfrich den Kopf zu waſchen.“

Der Doctor lachte, Katharina aber ſetzte ſich an den Flügel und, erregt wie ſie war, ſang ſie mit ihrer ſchönen Stimme ein ſpaniſches Volkslied.

Es giebt Stimmen, die man nur mit dem Rauſchen des Meeres, mit den Tönen der Äolsharfe, mit dem Geſang der Nachtigall vergleichen kann, kurz nur mit jener Muſik, die unmittelbar aus der Bruſt der Natur entquillt, nicht aber mit irgend etwas, das der Kunſt ſein Daſein verdankt.

Katharina's Stimme gehörte zu dieſen Zauberinſtrumenten; der Zauber, den man abwechſelnd Metall, Schmelz oder Klang der Stimme nennt, war bei ihr unausſprechlich ſtark. Menſchen von reizbarem Gefühl konnten ſie nicht ſingen hören ohne tiefe Erſchütterung, und ihr ſelbſt kamen die Thränen ins Auge bei ihren ſchwellenden Tönen, bei ihren erſterbenden Lauten. Oft wenn ſie aufſtand, zitterten ihre Hände und ihre Bruſt wogte.

Als ſie geendigt hatte, ſagte Schwandahl leiſe: „Sie könnten mit Ihrem Geſange einen Menſchen zum Mondſüchtigen machen.“

Helfrich aber ſchwieg, ſeine Wangen waren bleich und ſeine durchſichtige Hand, die ausſah als ob ſie einer kränklichen Frau gehöre, ſchützte die Augen vor dem Licht, oder eigentlich vor den Augen der Übrigen, denn Alfred bemerkte, wie die Lippen ſeines Freundes leiſe zuckten — ſeine reizbare nervöſe Natur war dieſen Sirenentönen erlegen. Katharina, die nichts ahnte, trat an den Tiſch zurück, Niemand ſprach,

ihre Mutter reichte ihr mit einem dankbaren Blick die Hand.

Endlich sagte Alfred: „Warum sind nur die meisten Volkslieder so melancholisch?“

„Weil alles Schöne melancholisch ist,“ antwortete Schwandahl, „und sie eben nur deshalb, weil sie schön und also melancholisch sind, zu Volksliedern geworden sind.“

Helfrich nahm die Hand von den Augen und das Blut schoß ihm wieder etwas in die Wangen, als er mit seinem leisen, doch nicht unangenehmen Organe versetzte: „Ich behaupte das Gegentheil. Alles Schöne ist heiter, Melancholie ist immer eine Krankheit, und wenn mir sie jemand als Schönheit preist, so macht mir das grade denselben Eindruck, wie wenn Jemand mir von „interessanter Bläße“ redet.“

Der Professor erwiederte eine Weile nichts, dann sagte er scharf: „Das sind Geschmacksachen. Ich liebe melancholische Weisen und gesunde Menschen, andre lieben einen Walzer und ein paar blasse Wangen, noch andre aber,“ sagte er kurz, „lieben gar nichts als — Widersprüche und Widerspruch.“

„Und das bin ich,“ versetzte Helfrich, indem er sich lang und behaglich in seinem Sessel streckte — „das bin ich. Der Widerspruch, der Tadel, das, was man in Süddeutschland Nergeln und in Berlin Kritik nennt, ist die eigentliche Würze des Lebens! Habe ich nicht recht?“ frug er Katharina, die ihm lachend zunickte, und dann sich in ein langes Gespräch mit Schwandahl verwickelte, während Helfrich ihrer Mutter von einer Somnambüle erzählte, die er auf höchst merkwürdige Art curirt habe. Er sprach mit erhobner Stimme, weil er

gerne Katharina's Aufmerkſamkeit gewinnen wollte, aber es half ihm nichts, und er mußte ſich mit der einen Zuhörerin begnügen, denn Alfred hatte ſich an's Clavier geſetzt und phantaſirte über die Melodie:

Du biſt wie eine Blume,
So hold und ſchön und rein!

5.

In einem kleinen, ganz mit rothem Damaſt bekleideten Kabinet ſaß in einen dunkelblau ſeidnen Kaftan gehüllt, die griechiſche Mütze auf dem Kopf, eine Cigarre im Munde, ein bleicher ſchlanker junger Mann. Er war nicht ſchön, denn alles worauf die Schönheit ihren Thron hätte aufſchlagen können, überſchritt bei ihm das richtige Maaß. Sein Geſicht war zu lang, ſeine Augen zu groß, ſeine Naſe zu ſehr gebogen, ſein Mund zu klein, und ſeine ganze Figur zu ſchlank und zu groß. Es war bei ihm wie bei vielen Sprößlingen uralter Fürſtenfamilien, die ſich von jeder Mesalliance rein erhalten haben; die urſprünglich edle ariſtokratiſche Schönheit war nach und nach bei ihren Abkömmlingen mehr oder minder zur Caricatur geworden.

Prinz Chriſtian war aber dennoch immer „eine anziehende Perſönlichkeit, eine gewinnende Erſcheinung," ob auch für

Jene, die nicht mit seinem Rang und seiner Geburt bekannt waren, müssen wir dahin gestellt sein lassen.

Der Doctor Helfrich wurde durch den Kammerdiener gemeldet. Wer ihn gestern Abend nur gesehn, würde ihn kaum heute Morgen wieder erkannt haben, so sehr war er verändert. Aber nicht nur der broncefarbige Phantasierock war mit einem schwarzen Frack, die blaue Binde mit einer steifen weißen Cravatte vertauscht, selbst das Haar war gekürzt und der nachlässig gebeugte Körper hatte eine militairische Haltung bekommen.

Er blieb an der Thüre stehn und verbeugte sich tief, so tief, daß es dem Prinzen selbst auffiel, der aufstehend ihm freundlich entgegenging mit den Worten: „Es ist lange, daß wir uns nicht gesehen haben, Helfrich, seit Bonn, wo ich nichts und Sie so viel gelernt haben, wie man mir versichert. Nehmen Sie Platz."

Helfrich that es mit einer gewissen Feierlichkeit, über welche sich Alfred, hätte er ihn gesehn, halb todt gelacht hätte, dann sagte er in gemessenem Tone: „Hoheit scherzen, denn was ich gelernt habe, ist nichts gegen das, was Hoheit wissen. Ob Sie es nun gelernt, errathen, oder mit auf die Welt gebracht, ist ziemlich einerlei und mein einseitiges Studium kann nicht in Vergleich kommen mit dem reichen Schatze von Lebensklugheit und Erfahrung, die Sie spielend errungen."

Der Prinz lächelte geschmeichelt bei diesem plumpen Complimente, denn es war wirklich sein höchster Stolz, für ein Universalgenie zu gelten.

„Wissen Sie, Helfrich, daß ich mich Ihrer sogleich erin-

nerte, als ich Ihren Namen unter den Bewerbern für die ärztliche Stelle fand und deshalb auch ohne Weiteres allen andern vorzog?"

Helfrich verbeugte sich stillschweigend.

„Ich bin in der Erinnerung Ihrer heitern Studentenstreiche so schnell auf Ihren Antrag eingegangen, daß ich nichts abgewartet als das Zeugniß des Kanzlers, der Sie einen „überaus tüchtigen Arzt" nennt, und habe ganz vergessen zu fragen, welchem System Sie folgen. Sie sind doch nicht Homöopath?"

Helfrich verneinte durch eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin überhaupt gegen alle strenge Befolgung von Systemen."

„Wie jeder weise Mann," schaltete Helfrich ein.

„Es kann nie Jedes für Jeden taugen, eben so sicher wie Jedes für Einzelne das Beste ist. So wie die Ägyptier, die Babylonier und überhaupt viele Alten ihre Kranken an den Weg setzten, damit sie von Vorübergehenden berathen würden, eben so sollten die heutigen Ärzte die verschiedenen Methoden als Vorübergehende betrachten und Dem anhören, der das Beste für den speziellen Fall räth. Welche bestimmte Methode für einen gewissen Kranken nun die beste ist, das ist Sache des Arztes und darin allein kann er sein Judicium zeigen. Aber darüber bin ich klar, daß jede Natur nur nach einem System behandelt werden darf, wie z. B. der Mensch, der einmal mit kalt Wasser geheilt worden, nie mehr zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen soll — befolgten nur alle in seinem ganzen Umfange das von Hippocrates aufgestellte Princip des empirischen Rationalismus!"

Helfrich schloß die Augen, weil er selbst diesen nicht traute — er fürchtete, daß gegen seinen Willen ein Strahl des Spottes, der sein Inneres bei diesem Gallimathias erfüllte, daraus entwischen möchte. Als aber der Prinz schwieg und offenbar eine Äußerung von ihm erwartete, frug er langsam:

„Und mit welchem System haben sich denn Eure Hoheit für Ihre eigne Person unauflöslich vermählt?"

Der Prinz zauderte einen Augenblick ehe er antwortete, indem er etwas mißtrauisch nach dem Doctor blickte; aber ganz beruhigt versetzte er nach einer Weile: „Diese Vermählung sollen eben Sie vollziehen, Sie sollen durch tägliche Beobachtung entdecken, was mir am heilsamsten ist — ich habe selbst bisher noch keine Zeit gehabt auf meinen Körper zu achten — ich hatte was Besseres zu thun."

Die ächt aristokratische Unbefangenheit, mit welcher Prinz Christian dem Doctor auftrug etwas zu thun, woran ihn „Besseres verhindert," trieb diesem das Blut ins Gesicht, er war noch nicht genug Hofmann, um so etwas ganz natürlich, ja wie der Prinz selbst gewiß es meinte, ehrenvoll zu finden. Aber er faßte sich und sagte: „die beste Cur ist eine einfache Diät."

„Einfach? Ja wohl, Einfachheit in Allem. Sie glauben nicht, lieber Doctor, wie ich das Einfache liebe, nur dabei läßt Geschmack sich bethätigen. Jeder Luxus ist eine Krankheit."

Helfrich konnte sich doch nicht enthalten zu sagen: „Es kommt darauf an, was man unter Luxus versteht."

„Was glauben Sie denn, daß ich darunter verstehe?“ frug lächelnd der Prinz.

„Sie treiben schon einen Luxus, der zu den größten gehört, den Luxus einer vielseitigen Bildung.“

„Und begehen Sie nicht denselben Fehler, lieber Doctor?“

Helfrich zuckte die Achseln. „Leider, mein Fürst! Wenn jeder Doctor nichts verstände als Medicin, jeder Rechtsgelehrte nichts als Jurisprudenz, jeder Arbeiter nur sein Handwerk: welch bewundernswürdige Ordnung würde dann in der Welt herrschen! Man überließe dann einzig den Diplomaten die Politik, den Ministern das Regieren — eine Revolution wäre unmöglich!“

Prinz Christian sah Helfrich von neuem mißtrauisch an, als dieser ihm aber voll in die Augen blickte, unterdrückte er seinen Verdacht und sagte lächelnd: „und welches Metier sollen dann die regierenden Fürsten ausschließlich üben?“

„Die Kritik alles dessen, was vorgeht. Sie sehen, Hoheit, ich halte mich auf streng loyalem Boden. Der König ist der Einzige, der das Recht hat, die Maßregeln seiner Beamten und seiner Unterthanen zu tadeln, also übe er es allein.“

Der Prinz lachte laut auf. „Sie sind royalistischer als der König! Eine göttliche Idee, die einzige Opposition der regierende Fürst!“

„Ist das nicht das Ideal eines absoluten Staates?“ frug Helfrich unverschämt naiv.

Ehe ihm der Prinz antworten konnte, trat der Kammerdiener ein und meldete Professor Schwandahl.

Als Schwandahl den Doctor erblickte, flog eine Wolke über sein Gesicht. Der Prinz empfing ihn mit den Worten:

„Wußten Sie schon, lieber Professor, daß Doctor Helfrich ultra-conservativ ist?“

„Nein, Hoheit,“ sagte Schwandahl kalt. „Ein Büchermann weiß ohnedem nicht viel von der Meinung lebendiger Menschen.“

„Sie haben sehr recht, lieber Professor; diese Meinung ist auch heut zu Tage etwas sehr wechselndes und wenn Doctor Helfrich eine historische Person geworden ist, hat er vielleicht ein ganz anderes Glaubensbekenntniß.“

„Die Reise, die Eure Hoheit mir bis China auszudehnen halb und halb versprochen, kann meine conservativen Grundsätze nur befestigen.“

Als Helfrich diese Phrase entschlüpft, war er erschrocken, er fürchtete, sie sei zu stark und der Prinz und Schwandahl würden die Ironie daraus merken, was ihm durchaus unerwünscht gewesen wäre; aber er hätte ruhig sein können, wenn er bedacht, daß seine beiden Zuhörer ein Prinz und ein Gelehrter waren und also mit geringer Menschenkenntniß begabt. Schwandahl war nur mißtrauisch bei historischen Thatsachen, und seine frische Seele hatte in ihrer steten ernsten Beschäftigung keine Muße gefunden, für Ironie oder Spott ein Verständniß zu erlangen.

Er warf auf Helfrich einen unaussprechlich verachtenden Blick. Dieser Mann, der gestern noch so freisinnig sich geäußert, war heute im Cabinet des Prinzen so ganz anders!

„Wissen Sie, meine Herren,“ sagte Prinz Christian heiter, „daß wir schon übermorgen abgehen werden?“

Helfrich war unangenehm von dieser Ankündigung einer so schnellen Abreise berührt, aber er sagte nichts, und verbeugte sich nur, Schwandahl hingegen kämpfte offenbar mit einem großen Entschluß, der plötzlich in folgende Worte ausbrach: „Halten zu Gnaden, Hoheit, übermorgen kann ich noch nicht mitgehn."

Offenbar beleidigt fuhr der Prinz auf. „Sie können nicht, nachdem Sie seit zwei Monaten sich haben vorbereiten können? Was soll das heißen?"

Schwandahl war etwas blaß als er antwortete: „Ich bitte einstweilen nur um einen Aufschub für mich — Familienangelegenheiten — meiner Mutter Gesundheit — erlauben mir nicht jetzt zu gehn."

„Wann wollen Sie mir denn nachfolgen?" frug verdrießlich der Prinz.

„Nachfolgen?" das hatte Schwandahl nicht erwartet. Er hoffte, daß der Prinz von seiner Weigerung so beleidigt sein werde, daß er ihn auf der Stelle freigebe.

„Nun so antworten Sie doch, Herr Professor, wann wollen Sie mir nachfolgen, ich bleibe vier Wochen in Venedig?"

„Ich werde mir erlauben, Hoheit zu benachrichtigen, sobald ich die Stadt verlassen kann. Doctor Helfrich kann so lange auch meine Stelle vollkommen bei Eurer Hoheit ausfüllen. Er ist Orientalist, Botaniker, Physiker, Chemiker und noch mehr, wozu ich gar kein Talent habe."

Der Prinz begann zu merken, woran ihn anfangs seine souveräne Eitelkeit verhindert, daß nämlich Schwandahl die Lust zur Reise mit ihm verloren habe, und sagte eiskalt:

„Vortrefflich, Herr Profeſſor, geniren Sie ſich alſo durchaus nicht, Doctor Helfrich wird Sie vollkommen erſetzen können, auch wenn Sie gar nicht ſollten Muße finden, mir ſpäter zu folgen.“

„Ich danke Hoheit unterthänigſt für die mir ſo gnädig gewährte Freiheit,“ ſagte Schwandahl mit einer tiefen Verbeugung, und den leichten Gruß des Prinzen mehrmals ehrerbietigſt erwiedernd zog er ſich zurück.

Der Prinz ſprach, als er draußen war, kein Wort von ihm mit Helfrich, war aber ſichtbar verſtimmt und verabſchiedete für heute auch bald ſeinen neuen Leibarzt.

Helfrich hatte ſeine Beurlaubung kaum erwarten können. Mit einer Eile, die ſelbſt für die Livreebedienten des Prinzen etwas Auffallendes hatte, ſtürmte er die Treppen hinab und wäre beinahe geſtürzt, indem ſein Fuß im taſchen Lauf in den über die Marmorſtufen geſpannten Teppichen ſich fing. Er ſuchte Alfred in ſeiner Wohnung auf und als er ihn da nicht fand, ſtürmte er auf das Regierungsgebäude, wo ſein Freund grade arbeitete. Wie war Alfred erſtaunt, den bequemen Freund ſo erhitzt und athemlos zu ſehen und wie ſtaunte er noch mehr als er die Urſache dieſer Eile erfuhr!

Was Helfrich ihm alles mittheilte, werden wir ſpäter erfahren, für jetzt genügt uns zu wiſſen, daß er von ihm verlangte, er ſolle in ſeinen Angelegenheiten augenblicklich zu Profeſſor Schwandahl gehn, was Jener auch beſonders bereitwillig that. Diesmal war der kluge Doctor mit aller ſeiner Menſchenkenntniß aber dennoch der Betrogene — er hätte für dieſe Angelegenheit keinen ſchlimmern Unterhändler wählen können als Alfred Leythen.

Am Abend desselben Tages war wieder eine kleine Gesellschaft bei Katharinens Mutter versammelt und Helfrich und Schwandahl waren zugegen. Einige Gäste verwunderten sich über die Feierlichkeit, womit die beiden künftigen Reisegefährten sich begrüßten und die Hand schüttelten. Niemand außer Alfred ahnte etwas von Schwandahls Zurücktreten. Daß er kurz abbrach, wenn man mit ihm von seiner Reise sprach, fiel Niemand auf, wohl aber die besondere Aufmerksamkeit, welche Katharina für ihn an den Tag legte. Wir können es nicht über das Herz bringen, unsern Lesern die nöthigen Aufklärungen über die Ursache dieses zuvorkommenden Benehmens zu verschweigen.

Alfred war am Nachmittage zu ihr gekommen und hatte ihr erzählt, daß er bei einem Morgenbesuche bei dem Professor die Entdeckung gemacht habe, daß dieser sterblich in sie verliebt sei. Er hat mich ja vorgestern nicht erkannt, hatte sie darauf erwiedert, Alfred aber hatte ihr versichert, mit diesem Nichtkennen habe es eine ganz eigne Bewandtniß und sie würde sich ihres Unrechts gegen Schwandahl, der Unfreundlichkeit mit der sie ihn Anfangs am gestrigen Abend behandelt, schämen, wenn sie wisse, welche Ungerechtigkeit sie begangen. Als seine Schwester in ihn drang, sich deutlicher zu erklären, schützte er sein gegebenes Wort zu schweigen vor; es war weiter nichts aus ihm heraus zu bringen.

Als nun Schwandahl blaß und verdrießlich aussehend am Abend bei ihr eintrat, bemühte sie sich förmlich, die Wolken auf seiner Stirn zu zerstreuen, in ihrem ganzen Leben war sie einem Manne nicht auf diese Weise entgegen gekommen. Es

gelang auch dem schönen, anmuthigen Mädchen bald die düstern Blicke des jungen Professors aufzuhellen.

Helfrich hielt sich an diesem Abend ferne von ihr und dem Professor. Er schien Schwandahls abgelegte düstre Laune anzunehmen, je weiter der Abend vorrückte und Alfred konnte nicht ohne eine gewisse Schadenfreude den sonst so übermüthigen, spottenden, satyrisirenden Freund an seinen Nägeln kauend in einer Ecke sitzen sehen.

Katharina sang auch heute wieder. Schwandahl stand neben ihr und wendete die Blätter um.

Als sie geendigt, frug sie: „Und musikalisch sind Sie auch?"

„Keine Note," lachte er heiter, „ich konnte mich nur bei dem Umwenden der Blätter nach dem Text des Gesanges richten."

„Da werden Ihnen Noten zu lernen wohl eben so schwer werden, wie mir Sanskrit."

„Es käme auf einen Versuch an, ich erbiete mich zum Lehrer bei Ihnen, wobei ich gewiß eher mit Ihnen concurriren kann, denn als Schüler."

„Welche Phrasen sind das! Sie bieten mir an, mich Sanskrit zu lehren, währenddem Sie wissen, daß Sie übermorgen nach Japan oder China gehen!"

„Wer weiß," sagte Schwandahl, und sah ihr mit einem ganz besondern Ausdruck in die Augen.

Katharina wurde dunkelroth, ihr Herz klopfte hörbar. Sollte es möglich sein? Hatte ihr Bruder wirklich recht? War er in sie verliebt? verliebt bis zu dem Grade, um ihretwillen diese ersehnte Reise aufzugeben?

Sie hatte ganz und gar alle Faſſung verloren. Dieſe beiden Wörtchen „wer weiß“ hatten ihr ganzes Innere durch einander geworfen. Sie wagte nicht mehr ihn anzublicken, und ſah deshalb nicht ſein freudiges Erſtaunen bei ihrer Gemüthsbewegung. Trotz ſeines Mangels an Menſchenkenntniß war ihm dies nicht entgangen.

Katharina ſang und ſpielte als ſchon alle Gäſte ſich entfernt hatten. Sie improviſirte dazu die Worte und die Melodie — ein ſüßes Lied aber, das ſie erſt heute gelernt, ſang ſie nicht, nur den Refrain dieſes Liedes ſprach ſie leiſe aus, als ſie ihr Licht gelöſcht, er hieß: Wer weiß!

6.

Es gab eigentlich keine zwei verſchiednern Naturen als Schwandahl und Katharina. Sie hatte bei einer Exiſtenz, die ſich fortwährend in der Geſellſchaft, auf Reiſen und in der großen Welt bewegte, dennoch nur rein innerliche Phantaſieintereſſen gehabt. Sie hatte geträumt, Romane combinirt, worin ſie ſelbſt mitſpielte, ſich mit dem Schickſal ihrer Freunde beſchäftigt, aber Grübeleien über Dinge der Gefühle und der Empfindungen waren ihr das Liebſte geweſen.

An ſo etwas hatte Schwandahl nie gedacht. Obgleich mit viel poetiſchem und Schönheits-Gefühl begabt, hatte

dennoch bisher das Hiſtoriſche und Poſitive eigentlich allein einen wirklichen Werth für ihn gehabt.

Auf ſich ſelbſt, ſeine Neigungen, ſeine Sympathien hatte er nie geachtet. Er wußte weniger von ſich ſelbſt als ſeine entfernteſten Bekannten. Hatte ihn eine Perſönlichkeit angezogen, ſo hatte er ſich unbewußt dieſem Hange hingegeben, der aber bisher nie ſo mächtig bei ihm geweſen war, daß er irgend einen Menſchen eigentlich aufgeſucht hatte, wenn es nicht um einer Belehrung willen geſchah.

Seine Mutter war die einzige Perſon, zu der er ſich täglich ohne einen beſtimmten Zweck begab. Das geſchah nicht aus Pflicht, ſondern weil ſie ihn darum ausdrücklich bat, und er erfüllte dieſe Bitte gerne, denn er fühlte ſich am wohlſten bei ihr. Wenn ſie mit ihm von ſeiner künftigen Frau ſprach, hatte er einfach ihren Reden mit den Worten ein Ende gemacht: Findeſt Du eine, die Dir gleich iſt, ſo werbe ſie mir, aber dann immer hinzugeſetzt: doch das hat noch lange Zeit. Da er aber täglich ſeine Abende bei ſeiner Mutter zubrachte, und dieſe einen Kreis von gebildeten Frauen um ſich zu verſammeln pflegte, ſo hatte er eine anmuthige und ungezwungene Art mit Frauen umzugehen von ſeiner Kindheit in ſein ernſtes Gelehrtenleben mit herübergenommen. Das hatte auch ſeine Mutter wohl vorgeſehen und deshalb oft zu ihm geſagt: Bei Euch ſieht man recht die Wahrheit des franzöſiſchen Sprichworts: **Les extrèmes se touchent**, denn die höchſte Blüthe der Civiliſation iſt doch die Gelehrſamkeit und es giebt Niemand, der einem Wilden näher kömmt, als ein ächter Gelehrter. Davor, daß er nicht verwildere, ſuchte ſie ihn nun zu bewahren. Nie duldete ſie, daß er am Abend ein

wissenschaftliches Buch zur Hand nahm. Um ihn der geselligen Form zu erhalten, um ihn zu zwingen, täglich mehreremale auszugehn, hatte sie auch, als er von der Universität zurück kam, ihn eine besondere Wohnung beziehen lassen.

„Einer Hausfrau bedarf er nicht," sagte sie lächelnd zu ihren Freunden, die sich ob dieser Einrichtung verwunderten, „er ist häuslich genug, er bedarf einer Gesellschafterin und zwar einer solchen, die ihn wieder der Gesellschaft zuführt — seine Frau würde die entgegengesetzte Aufgabe andrer Frauen haben: statt ihn an's Haus zu fesseln, müßte sie ihn daraus hervorlocken oder doch in sein eignes Haus ein Stück der Außenwelt durch Geselligkeit und heitern Umgang verpflanzen. Es war Schade, daß sie Katharina nicht kannte, dadurch, daß sie nur bei sich empfing und nie ausging, war sie mit dem lebhaften jungen Mädchen zusammengetroffen, und bedauerte es doppelt, als ihr Sohn ihr von deren Bekanntschaft erzählte und sie ihr mit einer Lebhaftigkeit schilderte, wie er es bisher nie von einem weiblichen Wesen gethan. Das geschah an demselben Morgen, an welchem er seiner Mutter mittheilte, daß er die Reise mit dem Prinzen aufgegeben habe. Es war am Tage, nachdem er bei diesem gewesen, und den Abend bei Katharinens Mutter zugebracht hatte.

„So glücklich mich Dein Hierbleiben macht, Arthur," sagte seine Mutter sehr erfreut, „so möchte ich doch wissen, um welcher Ursache willen mein Sohn dem liebsten Wunsche seines jungen Lebens entsagt?"

„Wenn ich Dir nun sagte, Mutter, ich sei um Deinetwillen hier geblieben?"

„So würde ich das nicht glauben, mein theurer Arthur!"

Schwandahl ſchwieg und lächelte. Dann ſagte er kurz aber freundlich: „Frage nicht weiter, Mutter, denn ich ſchäme mich, Dir die Urſache meines veränderten Entſchluſſes mitzutheilen, ich fühle ſelbſt, daß es eine Schwäche von mir war — eine Schwäche, ob welcher mich gewiß Dein Spott nicht verſchonen würde.“

Und als Arthur ihr darauf von Katharina erzählte, frug ſeine Mutter nicht mehr, und bedauerte nur im Stillen, daß ihr Sohn das eine Schwäche nenne, was ſie für das beſte Gefühl des menſchlichen Herzens erkannte.

Hatte bei des Profeſſors Mutter die Kunde von ſeinem veränderten Entſchluß ſolches Staunen und ſolche Auslegungen erweckt, was fühlte erſt Katharina, als ihr Bruder es ihr ungefähr um dieſelbe Zeit mittheilte!

Solch einen Triumph hatte ſie, die gefeierte Schönheit, bisher noch nie empfunden, denn daß Schwandahl blos um ihretwillen dableibe, konnte ſie nach den Reden ihres Bruders keinen Augenblick bezweifeln. Alfred verſicherte ſie, als Schwandahl ihm ſelbſt an dieſem Morgen mitgetheilt, daß er der Reiſe entſage, und er ihn um die Urſache befragt, habe er eine ſo eigenthümliche Antwort bekommen, daß es ihm unmöglich ſei, nicht daraus auf eine heftige Neigung für Katharina zu ſchließen. Eine Schweſter würde dieſe nach jedem Worte Schwandahl's gefragt haben, ihrem Bruder gegenüber war ſie zu ſtolz, ſo viel Neugierde zu verrathen — aber ſie glaubte ihm und beſchloß die Leidenſchaft des Profeſſors zu belohnen.

7.

Es war ein paar Tage ſpäter, Prinz Chriſtian war mit dem Doctor längſt abgereiſt, als Schwandahl wieder mit Alfred einen Beſuch in Katharina's Hauſe machte.

Sie empfing ihn mit ſolcher Gemüthsbewegung, daß es ſogar ſeiner Harmloſigkeit auffiel. Sie hatte ſich vorgenommen, beſonders freundlich und zuvorkommend, dankbar für ſeine Liebe ihn zu empfangen, aber nicht bedacht, daß ſie ſich während dieſer Zeit ſelbſt in ihn verliebt, und war deshalb nur — befangen. Sie vermochte kaum ihn anzuſehn, ihre Hand zitterte, als ſie ſie ihm zur Begrüßung bot, und ihr ſonſt ſo beredter Mund verſuchte ſich kaum in ein paar leiſen Worten. Es war ein Glück, daß Arthur die Urſache ihrer Zurückhaltung errieth; war es Sympathie oder hatte ihm Alfred auch auf die Spur geholfen? Genug er durchſchaute Katharina und war unausſprechlich beglückt; die Überzeugung, daß dieſes ſchöne begabte Mädchen ihn liebe, hob ihn wie auf Schwingen aus all' den Banden, in denen er bisher ſich bewegt. Er war an dieſem Abende von einer ſo brillanten geiſtſprühenden Lebhaftigkeit, von einer ſolchen Genialität, daß Katharina unfehlbar ſich in ihn verliebt haben würde, wenn das nicht ſchon der Fall geweſen wäre. Alfred, den ſie bisher klüger und vielſeitiger gebildet als alle ihre übrigen Bekannten gefunden hatte, erſchien ihr neben Schwandahl als ein ganz gewöhnlicher Menſch und ſelbſt ihre Mutter ſagte, als Schwandahl weggegangen war: ich habe in

meinem ganzen Leben keinen liebenswürdigeren Mann kennen gelernt! Katharina kam sich vor wie eine Königin, weil sie das größte Reich, das edle, tieffühlende Herz des besten Menschen ihr eigen nennen konnte!

Das Verhältniß der beiden jungen Leute kam nun bald in das für die Unbetheiligten so komische und für die Betheiligten so tragische Stadium, wo der Liebhaber täglich in das Haus seiner Angebeteten mit dem festen Vorsatze, sich ihr zu erklären geht, und jeden Abend, ohne es gethan zu haben, verzweiflend nach Hause kömmt. Katharinens Mutter ermüdete diese Spannung, Alfred langweilte und Katharina marterte sie. Katharina wurde blaß und mager von dieser Aufregung, für die sie durchaus nicht geschaffen war, denn wie alle lebhaften Menschen war sie innerlich ruhig, und bedurfte der Ruhe, um ihre Gemüths-Harmonie nicht einzubüßen.

Der Professor litt nicht minder als sie. War er von ihr ferne, so zählte er die kleinen Zeichen ihrer Liebe auf, und schwelgte in der Überzeugung, von ihr geliebt zu sein. War er bei ihr, so schien es ihm unbegreiflich, daß dieses schöne anmuthige Geschöpf an ihm, dem schlichten Büchermenschen, wie er sich nannte, einen Gefallen finden könne. Alfred um seinen Rath und seine Meinung zu befragen verschmähte er, weil er durchaus keine Sympathie für den Bruder seiner Geliebten fühlte. Er war ihm eine viel zu moderne Natur, und er traute ihm noch viel weniger geistige und wissenschaftliche Interessen zu, als Alfred wirklich besaß, woran dieser aber selbst schuld war, denn er affectirte, um Schwandahl bei dem oft gespannten und peinlichen Zusammensein zu necken und zu reizen, noch mehr den Löwen, als er wirklich

war. Es gewährte ihm ein kindisches Vergnügen des Professors gelangweilte Miene zu sehn, wenn er von Damentoiletten, Zimmereinrichtungen, Equipagen und französischer Kochkunst sprach — es war eine Rache, die er an ihm für sein „langweiliges Anschmachten Katharinens" nahm.

So quälte denn eins das andere, ohne Aussicht auf eine glückliche Lösung — die nur allein ein Zufall hätte bringen können, weil aber Alle auf einen Zufall rechneten, vernichteten sie ihn, ehe er eintrat.

Da wurde Schwandahl als ordentlicher Professor nach B. berufen und zwar mit ganz kurzer Frist, da die Ferien schon beinahe verflossen und er schon mit dem Beginnen des neuen Semesters seine Vorlesungen anfangen sollte.

Als Katharina es von ihm hörte, freute sie sich, denn sie dachte: das bringt eine Entscheidung! Seine Mutter, deren Geduld auch jetzt zu Ende war und die ein längeres Schweigen nicht mehr ertragen hätte, dachte dasselbe und ließ ihn jetzt gewähren. Die letzten Tage kam er am Abend eine Stunde früher in Katharina's Haus und ging eine Stunde später, oft schlug es schon Mitternacht, wenn er in sein stilles Zimmer kam — aber es war alles vergebens — er brachte nichts über die Lippen.

Einmal fand er sogar Heldenmuth genug in sich, als er sie bei seinem Eintritt allein im Zimmer fand, um zu sagen: Ich komme heute so frühe, weil ich Sie allein zu finden hoffte. Hätte sie nun gefragt: weshalb? so hätte er vielleicht den Muth besessen, sich zu erklären, da sie das aber nicht that, sondern nur die Augen niederschlug und mit zitternder Stimme hastig frug: wie befindet sich Ihre Frau

Mutter, so sagte er: Ich danke Ihnen, wohl! und dabei blieb es für heute.

Mit seinen Blicken war er nicht so schüchtern, da hatte er ihr schon hundertmal gesagt, wessen sein Mund sich weigerte, und sie — beinahe, ja vielleicht — wenn sie es nicht übel nimmt, ganz dasselbe.

Endlich kam der Tag der Abreise. Um zwölf Uhr Mittags sollte er mit der Eisenbahn abgehn, um eilf Uhr nahm er von seiner Mutter Abschied, die an der Thüre mit leiser Stimme zu ihm sagte: Ich hoffte, Du würdest mir für den weggehenden Sohn einstweilen eine Tochter hier lassen? Er wurde roth, dann blaß, und flüsterte eben so leise: Ich gehe jetzt zu ihr!

Seine Mutter sagte nun nichts mehr, aber in ihrer freudigen Umarmung, die Arthur stürmisch erwiederte, lag der beste Segen.

Katharina stand mitten im Zimmer, ihre Mutter saß auf dem Sopha, als er eintrat, mit einer alten Dame, die sogleich aufstand und von Katharinens Mutter in das Vorzimmer begleitet wurde.

Diesen Augenblick benutzte Schwandahl um Katharina die Hand zu küssen — er würde vielleicht jetzt auch gesprochen haben, aber ihre Mutter trat wieder ein und mit den stotternden Worten: Es ist die höchste Zeit, ich muß fort! Leben Sie wohl, meine Damen, erhalten Sie mir Ihr gnädiges Andenken — empfahl er sich mit einer tiefen Verbeugung.

Katharina kam nicht zu Tisch, sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und weinte; das stolze Mädchen fühlte sich tief gedemüthigt.

Um drei Uhr klopfte es an ihre Thüre. „Mache auf, mein Kind. Ein Brief von Schwandahl," rief die Stimme ihrer Mutter.

Und als Katharina aufflog, aufſchloß und das Papier aufgeriſſen, las ſie Folgendes:

Liebes gnädiges Fräulein!

Ich bin auf der erſten Station ausgeſtiegen um Ihnen zu ſchreiben was ich zu ſagen nicht den Muth hatte, und worüber von Ihnen eine Antwort zu vernehmen doch Lebensbedingung bei mir geworden.

Ich hätte Ihnen ſchon längſt ſchreiben ſollen, da mir die Angſt immer den Mund verſchloß; aber mir bangte vor einer abſchlägigen Antwort ſchwarz auf weiß. Ich wollte lieber den Korb von Ihrem roſigen Munde ſelbſt empfangen. Den Korb! Merken Sie nun, was ich will — aber keinen Korb, um Gotteswillen keinen Korb! Ich habe Ihnen nichts zu bieten, nicht einmal mehr mich ſelbſt, denn ich habe mich ſchon längſt ganz und gar an Sie verloren — ſtellen Sie die Bedingungen meines höchſten Glücks, mögen ſie auch noch ſo hart und ſchwer ſein, nur keinen Korb! —

Alſo ſeien Sie dem armen bürgerlichen Profeſſor gegenüber wirklich ein gnädiges Fräulein und ſchicken Sie mir eine gnädige Antwort!

Ihren Boten, wählen Sie dazu Ihren alten treuen Diener, erwarte ich bis nach Ankunft des letzten Zuges hier im Gaſthofe zum Lamm.

Sie verglichen mich einſt im Scherz mit Nal — gleichen Sie jetzt an Huld Damajanti, wie Sie ihr in allem Übrigen gleichen, und ſeien Sie gnädig

Station Heiligenthal.

Ihrem allerergebenſten

Arthur Schwandahl.

„Wo ſteckt Ihr denn alle heute?“ rief Alfred's Stimme und einen Augenblick darauf trat er ein; — Katharina ſaß weinend auf ihrem Bette, die Mutter reichte ihm den Brief — aber Alfred, als er ihn geleſen, lachte laut auf.

„Verrücktes Volk, die Verliebten! Iſt ſonſt ein ganz tüchtiger Mann und was iſt das für ein jammervoller Brief!“

Katharina's Thränen trocknete ſchnell der Zorn.

„Verderbe mir nicht den beſten Tag meines Lebens durch Deinen herzloſen unzeitigen Spott,“ ſagte ſie gereizt, indem ſie ihm das Blatt nahm.

Aber Alfred ließ ſich nicht irre machen, er lachte immerfort. Als er ſich etwas gefaßt, ſagte er endlich: „Sei nicht böſe, Schweſterchen. Ich will Dich verſöhnen und ihm Deine „ſehr gnädige“ Antwort ſelbſt bringen. Schreibe jetzt mit einer Weisheit und einem Styl die denen Deines Freiers nichts nachgeben, einige Zeilen, und ich eile damit zum Bahnhof, in einer Viertelſtunde geht ein Zug ab und ich bringe ihn Dir dann noch heute Abend mit.“

„Ich will Dich nicht zum Boten,“ ſagte Katharina noch immer böſe, „Andreas ſoll ihm meine Antwort bringen wie er es wünſcht.“

„Andreas iſt in den Garten vor die Stadt gegangen um

Obſt zu holen," ſagte Frau von Leythen, und wenn Du warteſt bis er zurückkommt, kann Schwandahl heute Abend nicht mehr hier ſein."

Was blieb Katharina übrig? Sie flog zum Schreibtiſch, Alfred ſah, daß ſie nur zwei Zeilen ſchrieb, aber: wie viel können zwei Zeilen nicht enthalten! ſagte er ironiſch, indem er den Brief in die Bruſttaſche ſteckte und dann ſich ſchnell verabſchiedete.

Katharina's Anzug war durch ihren Verzweiflungsanfall ganz in Unordnung gerathen, ſie eilte jetzt zum Spiegel um ſich zu ſchmücken zum Empfang des — Bräutigams!

Schade, daß es ſo ein garſtiges Wort iſt, ſagte ſie plötzlich in Lachen ausbrechend!

Es war als hätte die Zeit bleierne Flügel! Stunde um Stunde verrann langſamer als je! Endlich, endlich ſchlug es acht, ein Viertel nach acht konnten ſie da ſein.

Katharina hatte keinen Athem mehr, ſie ging mit raſchen Schritten im Zimmer und doch waren die Glieder ihr ſo ſchwer und ihre Kniee zitterten, aber ſie konnte nicht ruhen, nicht ſitzen!

„Du wirſt ſehn, Mutter," ſagte ſie plötzlich, „es iſt ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen — ich ahne, daß ich heute Abend nicht glücklich an ſeiner Seite hier ſitzen werde!"

Die Mutter lachte.

Da hörte man ferne einen Wagen rollen; wie oft an dieſem Nachmittage hatte Katharina auf dieſes Geräuſch ſchon gehorcht! Der Wagen hielt vor dem Hauſe, Katharina ſetzte ſich jetzt nieder, aber ihre Mutter erſchrak vor ihrem blaſſen Geſicht.

Man hörte Schritte, aber nicht raſch — endlich öffnete ſich die Thüre und Alfred trat allein ein.

„Was iſt, was iſt geſchehn?“

„Das ſind ſchöne Geſchichten! Denke Dir, er iſt doch nach Berlin abgereiſt und zwar mit demſelben Zuge, mit welchem ich gekommen bin!

Ja, ſeht euch nur verwundert an, ſo iſt es. Ich blieb als ich ausgeſtiegen war, noch einen Augenblick im Geſpräche mit einem Bekannten am Bahnhof ſtehn, und es gab einen ziemlich langen Aufenthalt, ehe der Zug weiter ging, da einige Waggons für eine Menge neu hinzugekommener Paſſagiere angehängt werden mußten. Und als der Zug endlich langſam an mir vorüber defilirte, wen glaubſt Du, daß meine ſcharfen Augen eben in einem jener letzten Waggons erſter Claſſe in einer Ecke entdeckten — Deinen Profeſſor!“

Katharina gab keine Antwort. Ihre Mutter aber ſagte entrüſtet: „Er hat uns zum Beſten oder er iſt wahnſinnig geworden!“

„Ich ging nun doch in den Gaſthof,“ fuhr Alfred fort, „denn ich dachte, ich könnte mich geirrt haben — aber nein, richtig, der Herr Profeſſor war vor einer halben Stunde nach dem Bahnhof gegangen, und die Wirthin hatte ihm noch den Regenſchirm aufgenöthigt, weil es etwas regnete und er vorgab: Jemand abholen zu wollen!

Die arme Frau habe ich wegen ihres Regenſchirms tröſten müſſen — und Dich ſoll ich nun wegen Deines Bräutigams tröſten, der entſchieden nicht von „beſtem Stoff“ iſt, wie es nach der Verſicherung der Frau bei dem Schirm der Fall war.“

Katharina ſagte nichts, ſelbſt ihres Bruders ſpöttiſche Bemerkungen, die dieſer doch nur in der Abſicht, ſie aus ihrer Lethargie zu wecken, geäußert, vermochten nicht ihr den Mund zu öffnen. Der ſchnelle Sturz vom Gipfel ihres Glücks und ihrer Freude hatte ſie ganz und gar betäubt, ſie rührte und regte ſich nicht.

Ihre Mutter, der ihr bleiches Schweigen beunruhigend vorkam, ſagte endlich: „Da Du vor einigen Tagen die Bekanntſchaft der Geheimräthin Schwandahl gemacht haſt, ſollteſt Du zu Arthurs Mutter gehn, Katharina! Nimm ſeinen Brief mit und vertraue ihr alles, ſie kennt ihn ja doch am beſten!“

Das half — ſie konnte doch nun wenigſtens dies Zimmer, dies Haus, deſſen Wände ſie erdrückten, auf einige Stunden verlaſſen.

„Alfred, willſt Du mich begleiten? Aber Du darfſt nicht mit hinaufgehn, ich will die alte Dame allein ſprechen.“

Alfred ließ ihr Hut und Shawl bringen, er gab ihr den Arm, er führte ſie durch mehrere Straßen, er brachte ſie bis an das Haus der Mutter Arthurs, ohne daß ſie ein Wort zu ihm geſagt hätte. Glücklicherweiſe war die alte Dame allein. Auch ſie war in ängſtlicher Spannung und hatte deshalb alle Beſuche zurückweiſen laſſen. Als ihr Sohn mit den Worten: ich gehe zu ihr, von ihr ſchied, hatte ſie natürlich erwartet, ihn in einigen Stunden am Arme Katharina's wieder zu ſehn. Dann, als ſie an ſeiner Abreiſe nicht zweifeln konnte, hatte ſie wieder lange auf Katharina, allein vergebens gewartet. „Endlich endlich,“ ſagte ſie ihr entgegentretend. Als aber das Fräulein ihr den Brief ihres Sohnes zu leſen

gab und dann erzählte, wie er vor ihrem Boten förmlich entflohn, ſtutzte auch ſie vor Überraſchung.

Nach einer kleinen Pauſe aber lächelte ſie und ſagte heiter: „Er hat Sie eben zu lieb — und deshalb iſt er ſo ängſtlich! Wahrſcheinlich fürchtete er nun dennoch eine abſchlägige Antwort und wollte vor dieſer entfliehn. Das wird es ſein. Das Schlimmſte iſt, daß wir vor drei Tagen, wenn er wirklich nach Berlin gereiſt iſt, keine Antwort von ihm erwarten können."

Als Katharina nach Hauſe kam, war ſie auch beruhigter. Arthurs Mutter hatte einen Theil ihrer Zuverſicht auf ſie übertragen. Sie wartete ziemlich geduldig bis zum dritten Tage, wo wirklich ein Brief von Schwandahl an ſie ankam. Er hieß:

Was werden Sie von mir denken? Ich bin entflohn vor Ihrem Boten. O Gott, wenn ich vor meinem Glück geflohen wäre? Aber das iſt nicht möglich! Als ich in Heiligenthal vom Fenſter des Wartezimmers aus Ihren Bruder ausſteigen ſah, zweifelte ich keinen Augenblick mehr an meinem Unglück! Eine günſtige Antwort würden Sie mir ohne Zweifel mit ein paar Zeilen durch Ihren Diener geſendet haben. Aber die ungünſtige ſollte Ihr Bruder mildernd und mündlich mir mittheilen, weil doch ein gewiſſes Mitleid Ihnen ſagte, wie ſehr ich des Troſtes dann bedürfe; er ſollte bei mir verweilen und mich nicht in meinem Unglück allein laſſen! O ich habe alles errathen, als ich ihn ſah! Und als ich ihn dann in ein Geſpräch mit einem Bekannten verwickelt ſah, eilte ich mit demſelben Bahnzug, der ihn gebracht, wegzukommen von dem Orte, wo ich ſolche Täuſchung erlebt.

Bestätigen Sie nicht durch einen Brief meine bange Überzeugung, lassen Sie mich lieber ohne Antwort, immer noch hoffend, vergehen.

Frau von Leythen sagte: „Das ist doch baarer Wahnsinn" und Katharina lachte und sagte fröhlich: „Es kostet viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er geliebt wird, und wie viele Männer, die mir unausstehlich waren, hielten sich fest von meiner Zuneigung überzeugt!"

Sie ging mit dem Briefe wieder zu seiner Mutter und diese gute Mutter, der es wehe that, ihren Sohn noch eine Stunde länger als nöthig in bangen Zweifeln und ferne von seiner Braut zu lassen, schlug ihr vor, morgen in aller Frühe nach B. abzureisen, freilich müßte Alfred sich dazu verstehn, die Damen zu begleiten.

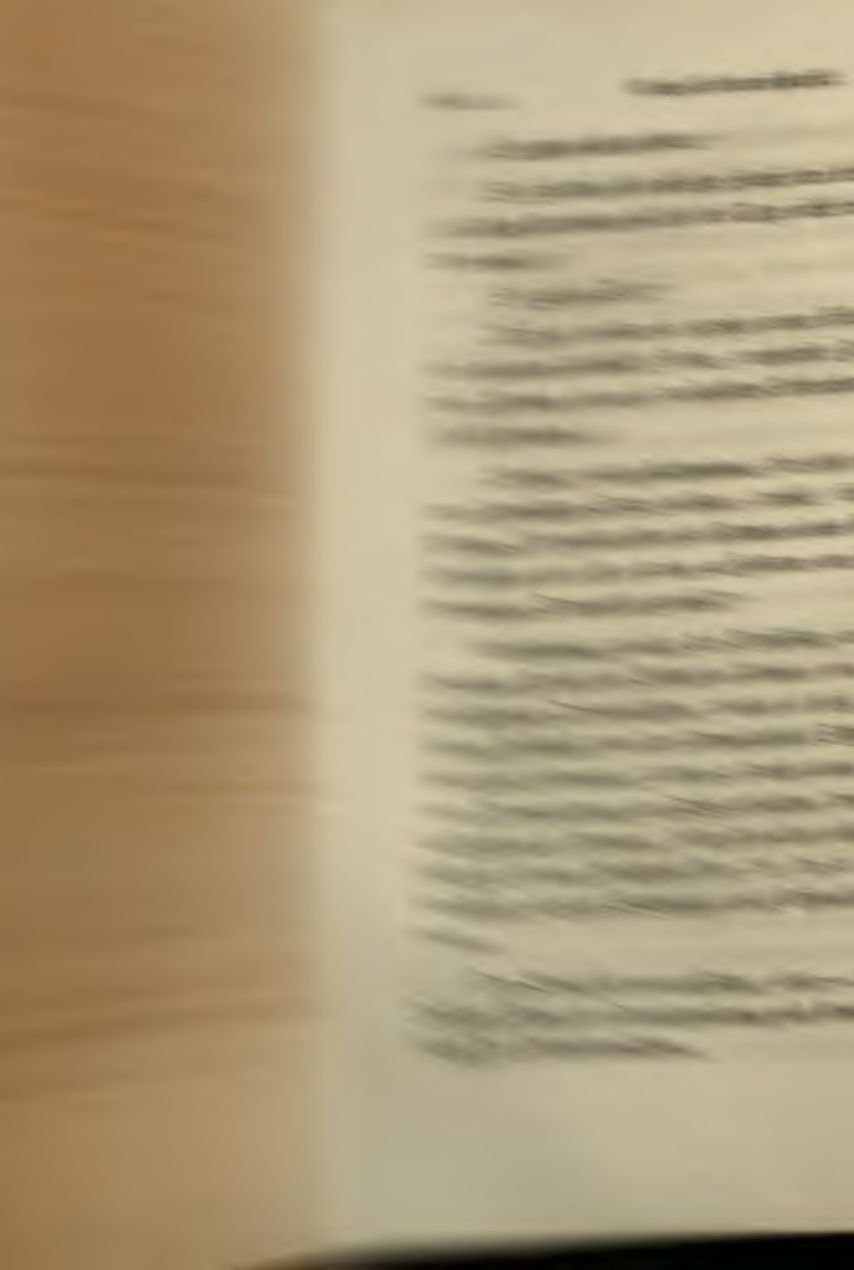
Katharina entschloß sich zur Fahrt. „Eigentlich," sagte sie lachend am andern Morgen als sie glücklich alle drei im Waggon saßen, „eigentlich ist es sehr unpassend was ich thue — denn ich laufe offenbar einem flüchtigen Liebhaber nach."

Als sie in B. angekommen und in einem Gasthofe abgestiegen waren, hielten sie einen Familienrath, wozu Alfred die Damen auf das Feierlichste einlud.

Als sie Platz genommen, sagte er sehr pathetisch: „Die Frage ist nun: wie werden wir Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Professors Arthur Schwandahl habhaft?"

„O ich lasse ihn zu mir bitten," sagte seine Mutter.

„Er kommt nicht, Frau Geheimräthin, er kommt nicht. In der festen Überzeugung, daß Sie ihm einen Korb mit mildernden Umständen beibringen wollen, entsagt er sogar dem mütterlichen Anblick."



Aber auch jetzt wußte Katharina Rath. „Wir dehnen den Unfall auch auf die Hand aus, der edle Mohl verzeiht es gewiß den Umſtänden, wenn wir ihm in effigie auch noch ſo viele Wunden beibringen; ich gebe den Brief für dictirt aus, er iſt leicht noch einmal geſchrieben!“ — So geſchah's. Und Alfred übergab einem Lohndiener den Zettel mit der Weiſung Schwandahl überall zu ſuchen.

Nach einer Stunde meldete der Kellner: „Herr Profeſſor Schwandahl wünſche den Herrn auf No. 19 zu beſuchen.“

Die andern gingen ins Nebenzimmer, Katharina blieb allein. Der Fauteuil, auf welchem ſie Platz nahm, wurde ſo geſtellt, daß man ihn beim Eintritt ins Zimmer nicht gleich gewahrte.

Als Schwandahl die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, ſah er ſich verwundert im Zimmer um. Katharina hatte ſchon längſt im Spiegel ſein Antlitz geſehn, als er endlich die Dame im Seſſel, die ihm den Rücken zuwandte, gewahrte.

Sie erhob ſich jetzt und indem ſie auf ihn zuging ſagte ſie leiſe: „Ich bin Julius Mohl!“

Schwandahl aber, der mit einem Blick in ihr ſtrahlendes, glückſpendendes Antlitz alles erfahren, kniete vor ſie nieder und indem er tief ſein dunkles Haupt beugte, ſagte er leiſe: „Das iſt zu viel, viel zu viel, das verdiene ich nicht.“

Katharina bat ihn aufzuſtehn, er hielt die Hand, die ſie ihm bot, feſt, und kniete immerfort. Endlich rief ſie ſeine Mutter aus dem Nebenzimmer, aber erſt als Alfred eintrat, ſtand der Profeſſor auf, denn kein Mann wird vor

Mutter, ſo ſagte er: Ich danke Ihnen, wohl! und dabei blieb es für heute.

Mit ſeinen Blicken war er nicht ſo ſchüchtern, da hatte er ihr ſchon hundertmal geſagt, weſſen ſein Mund ſich weigerte, und ſie — beinahe, ja vielleicht — wenn ſie es nicht übel nimmt, ganz daſſelbe.

Endlich kam der Tag der Abreiſe. Um zwölf Uhr Mittags ſollte er mit der Eiſenbahn abgehn, um eilf Uhr nahm er von ſeiner Mutter Abſchied, die an der Thüre mit leiſer Stimme zu ihm ſagte: Ich hoffte, Du würdeſt mir für den weggehenden Sohn einſtweilen eine Tochter hier laſſen? Er wurde roth, dann blaß, und flüſterte eben ſo leiſe: Ich gehe jetzt zu ihr!

Seine Mutter ſagte nun nichts mehr, aber in ihrer freudigen Umarmung, die Arthur ſtürmiſch erwiederte, lag der beſte Segen.

Katharina ſtand mitten im Zimmer, ihre Mutter ſaß auf dem Sopha, als er eintrat, mit einer alten Dame, die ſogleich aufſtand und von Katharinens Mutter in das Vorzimmer begleitet wurde.

Dieſen Augenblick benutzte Schwandahl um Katharina die Hand zu küſſen — er würde vielleicht jetzt auch geſprochen haben, aber ihre Mutter trat wieder ein und mit den ſtotternden Worten: Es iſt die höchſte Zeit, ich muß fort! Leben Sie wohl, meine Damen, erhalten Sie mir Ihr gnädiges Andenken — empfahl er ſich mit einer tiefen Verbeugung.

Katharina kam nicht zu Tiſch, ſie hatte ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen und weinte; das ſtolze Mädchen fühlte ſich tief gedemüthigt.

Um drei Uhr klopfte es an ihre Thüre. „Mache auf, mein Kind. Ein Brief von Schwandahl," rief die Stimme ihrer Mutter.

Und als Katharina aufflog, aufschloß und das Papier aufgerissen, las sie Folgendes:

Liebes gnädiges Fräulein!

Ich bin auf der ersten Station ausgestiegen um Ihnen zu schreiben was ich zu sagen nicht den Muth hatte, und worüber von Ihnen eine Antwort zu vernehmen doch Lebensbedingung bei mir geworden.

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, da mir die Angst immer den Mund verschloß; aber mir bangte vor einer abschlägigen Antwort schwarz auf weiß. Ich wollte lieber den Korb von Ihrem rosigen Munde selbst empfangen. Den Korb! Merken Sie nun, was ich will — aber keinen Korb, um Gotteswillen keinen Korb! Ich habe Ihnen nichts zu bieten, nicht einmal mehr mich selbst, denn ich habe mich schon längst ganz und gar an Sie verloren — stellen Sie die Bedingungen meines höchsten Glücks, mögen sie auch noch so hart und schwer sein, nur keinen Korb! —

Also seien Sie dem armen bürgerlichen Professor gegenüber wirklich ein gnädiges Fräulein und schicken Sie mir eine gnädige Antwort!

Ihren Boten, wählen Sie dazu Ihren alten treuen Diener, erwarte ich bis nach Ankunft des letzten Zuges hier im Gasthofe zum Lamm.

Sie verglichen mich einſt im Scherz mit Nal — gleichen Sie jetzt an Huld Damajanti, wie Sie ihr in allem Übrigen gleichen, und ſeien Sie gnädig

Station Heiligenthal.

Ihrem allerergebenſten

Arthur Schwandahl.

„Wo ſteckt Ihr denn alle heute?“ rief Alfred's Stimme und einen Augenblick darauf trat er ein; — Katharina ſaß weinend auf ihrem Bette, die Mutter reichte ihm den Brief — aber Alfred, als er ihn geleſen, lachte laut auf.

„Verrücktes Volk, die Verliebten! Iſt ſonſt ein ganz tüchtiger Mann und was iſt das für ein jammervoller Brief!“

Katharina's Thränen trocknete ſchnell der Zorn.

„Verderbe mir nicht den beſten Tag meines Lebens durch Deinen herzloſen unzeitigen Spott,“ ſagte ſie gereizt, indem ſie ihm das Blatt nahm.

Aber Alfred ließ ſich nicht irre machen, er lachte immerfort. Als er ſich etwas gefaßt, ſagte er endlich: „Sei nicht böſe, Schweſterchen. Ich will Dich verſöhnen und ihm Deine „ſehr gnädige“ Antwort ſelbſt bringen. Schreibe jetzt mit einer Weisheit und einem Styl die denen Deines Freiers nichts nachgeben, einige Zeilen, und ich eile damit zum Bahnhof, in einer Viertelſtunde geht ein Zug ab und ich bringe ihn Dir dann noch heute Abend mit.“

„Ich will Dich nicht zum Boten,“ ſagte Katharina noch immer böſe, „Andreas ſoll ihm meine Antwort bringen wie er es wünſcht.“

„Andreas iſt in den Garten vor die Stadt gegangen um

Obſt zu holen," ſagte Frau von Leythen, und wenn Du warteſt bis er zurückkommt, kann Schwandahl heute Abend nicht mehr hier ſein."

Was blieb Katharina übrig? Sie flog zum Schreibtiſch, Alfred ſah, daß ſie nur zwei Zeilen ſchrieb, aber: wie viel können zwei Zeilen nicht enthalten! ſagte er ironiſch, indem er den Brief in die Bruſttaſche ſteckte und dann ſich ſchnell verabſchiedete.

Katharina's Anzug war durch ihren Verzweiflungsanfall ganz in Unordnung gerathen, ſie eilte jetzt zum Spiegel um ſich zu ſchmücken zum Empfang des — Bräutigams!

Schade, daß es ſo ein garſtiges Wort iſt, ſagte ſie plötzlich in Lachen ausbrechend!

Es war als hätte die Zeit bleierne Flügel! Stunde um Stunde verrann langſamer als je! Endlich, endlich ſchlug es acht, ein Viertel nach acht konnten ſie da ſein.

Katharina hatte keinen Athem mehr, ſie ging mit raſchen Schritten im Zimmer und doch waren die Glieder ihr ſo ſchwer und ihre Kniee zitterten, aber ſie konnte nicht ruhen, nicht ſitzen!

„Du wirſt ſehn, Mutter," ſagte ſie plötzlich, „es iſt ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen — ich ahne, daß ich heute Abend nicht glücklich an ſeiner Seite hier ſitzen werde!"

Die Mutter lachte.

Da hörte man ferne einen Wagen rollen; wie oft an dieſem Nachmittage hatte Katharina auf dieſes Geräuſch ſchon gehorcht! Der Wagen hielt vor dem Hauſe, Katharina ſetzte ſich jetzt nieder, aber ihre Mutter erſchrak vor ihrem blaſſen Geſicht.

Man hörte Schritte, aber nicht raſch — endlich öffnete ſich die Thüre und Alfred trat allein ein.

„Was iſt, was iſt geſchehn?“

„Das ſind ſchöne Geſchichten! Denke Dir, er iſt doch nach Berlin abgereiſt und zwar mit demſelben Zuge, mit welchem ich gekommen bin!

Ja, ſeht euch nur verwundert an, ſo iſt es. Ich blieb als ich ausgeſtiegen war, noch einen Augenblick im Geſpräche mit einem Bekannten am Bahnhof ſtehn, und es gab einen ziemlich langen Aufenthalt, ehe der Zug weiter ging, da einige Waggons für eine Menge neu hinzugekommener Paſſagiere angehängt werden mußten. Und als der Zug endlich langſam an mir vorüber defilirte, wen glaubſt Du, daß meine ſcharfen Augen eben in einem jener letzten Waggons erſter Claſſe in einer Ecke entdeckten — Deinen Profeſſor!“

Katharina gab keine Antwort. Ihre Mutter aber ſagte entrüſtet: „Er hat uns zum Beſten oder er iſt wahnſinnig geworden!“

„Ich ging nun doch in den Gaſthof,“ fuhr Alfred fort, „denn ich dachte, ich könnte mich geirrt haben — aber nein, richtig, der Herr Profeſſor war vor einer halben Stunde nach dem Bahnhof gegangen, und die Wirthin hatte ihm noch den Regenſchirm aufgenöthigt, weil es etwas regnete und er vorgab: Jemand abholen zu wollen!

Die arme Frau habe ich wegen ihres Regenſchirms tröſten müſſen — und Dich ſoll ich nun wegen Deines Bräutigams tröſten, der entſchieden nicht von „beſtem Stoff“ iſt, wie es nach der Verſicherung der Frau bei dem Schirm der Fall war.“

Katharina ſagte nichts, ſelbſt ihres Bruders ſpöttiſche Bemerkungen, die dieſer doch nur in der Abſicht, ſie aus ihrer Lethargie zu wecken, geäußert, vermochten nicht ihr den Mund zu öffnen. Der ſchnelle Sturz vom Gipfel ihres Glücks und ihrer Freude hatte ſie ganz und gar betäubt, ſie rührte und regte ſich nicht.

Ihre Mutter, der ihr bleiches Schweigen beunruhigend vorkam, ſagte endlich: „Da Du vor einigen Tagen die Bekanntſchaft der Geheimräthin Schwandahl gemacht haſt, ſollteſt Du zu Arthurs Mutter gehn, Katharina! Nimm ſeinen Brief mit und vertraue ihr alles, ſie kennt ihn ja doch am beſten!“

Das half — ſie konnte doch nun wenigſtens dies Zimmer, dies Haus, deſſen Wände ſie erdrückten, auf einige Stunden verlaſſen.

„Alfred, willſt Du mich begleiten? Aber Du darfſt nicht mit hinaufgehn, ich will die alte Dame allein ſprechen.“

Alfred ließ ihr Hut und Shawl bringen, er gab ihr den Arm, er führte ſie durch mehrere Straßen, er brachte ſie bis an das Haus der Mutter Arthurs, ohne daß ſie ein Wort zu ihm geſagt hätte. Glücklicherweiſe war die alte Dame allein. Auch ſie war in ängſtlicher Spannung und hatte deshalb alle Beſuche zurückweiſen laſſen. Als ihr Sohn mit den Worten: ich gehe zu ihr, von ihr ſchied, hatte ſie natürlich erwartet, ihn in einigen Stunden am Arme Katharina's wieder zu ſehn. Dann, als ſie an ſeiner Abreiſe nicht zweifeln konnte, hatte ſie wieder lange auf Katharina, allein vergebens gewartet. „Endlich endlich,“ ſagte ſie ihr entgegentretend. Als aber das Fräulein ihr den Brief ihres Sohnes zu leſen

gab und dann erzählte, wie er vor ihrem Boten förmlich entflohn, stutzte auch sie vor Überraschung.

Nach einer kleinen Pause aber lächelte sie und sagte heiter: „Er hat Sie eben zu lieb — und deshalb ist er so ängstlich! Wahrscheinlich fürchtete er nun dennoch eine abschlägige Antwort und wollte vor dieser entfliehn. Das wird es sein. Das Schlimmste ist, daß wir vor drei Tagen, wenn er wirklich nach Berlin gereist ist, keine Antwort von ihm erwarten können."

Als Katharina nach Hause kam, war sie auch beruhigter. Arthurs Mutter hatte einen Theil ihrer Zuversicht auf sie übertragen. Sie wartete ziemlich geduldig bis zum dritten Tage, wo wirklich ein Brief von Schwandahl an sie ankam. Er hieß:

Was werden Sie von mir denken? Ich bin entflohn vor Ihrem Boten. O Gott, wenn ich vor meinem Glück geflohen wäre? Aber das ist nicht möglich! Als ich in Heiligenthal vom Fenster des Wartezimmers aus Ihren Bruder aussteigen sah, zweifelte ich keinen Augenblick mehr an meinem Unglück! Eine günstige Antwort würden Sie mir ohne Zweifel mit ein paar Zeilen durch Ihren Diener gesendet haben. Aber die ungünstige sollte Ihr Bruder mildernd und mündlich mir mittheilen, weil doch ein gewisses Mitleid Ihnen sagte, wie sehr ich des Trostes dann bedürfe; er sollte bei mir verweilen und mich nicht in meinem Unglück allein lassen! O ich habe alles errathen, als ich ihn sah! Und als ich ihn dann in ein Gespräch mit einem Bekannten verwickelt sah, eilte ich mit demselben Bahnzug, der ihn gebracht, wegzukommen von dem Orte, wo ich solche Täuschung erlebt.

Bestätigen Sie nicht durch einen Brief meine bange Überzeugung, lassen Sie mich lieber ohne Antwort, immer noch hoffend, vergehen.

Frau von Leythen sagte: „Das ist doch baarer Wahnsinn" und Katharina lachte und sagte fröhlich: „Es kostet viele Mühe ihn zu überzeugen, daß er geliebt wird, und wie viele Männer, die mir unausstehlich waren, hielten sich fest von meiner Zuneigung überzeugt!"

Sie ging mit dem Briefe wieder zu seiner Mutter und diese gute Mutter, der es wehe that, ihren Sohn noch eine Stunde länger als nöthig in bangen Zweifeln und ferne von seiner Braut zu lassen, schlug ihr vor, morgen in aller Frühe nach B. abzureisen, freilich müßte Alfred sich dazu verstehn, die Damen zu begleiten.

Katharina entschloß sich zur Fahrt. „Eigentlich," sagte sie lachend am andern Morgen als sie glücklich alle drei im Waggon saßen, „eigentlich ist es sehr unpassend was ich thue — denn ich laufe offenbar einem flüchtigen Liebhaber nach."

Als sie in B. angekommen und in einem Gasthofe abgestiegen waren, hielten sie einen Familienrath, wozu Alfred die Damen auf das Feierlichste einlud.

Als sie Platz genommen, sagte er sehr pathetisch: „Die Frage ist nun: wie werden wir Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Professors Arthur Schwandahl habhaft?"

„O ich lasse ihn zu mir bitten," sagte seine Mutter.

„Er kommt nicht, Frau Geheimräthin, er kommt nicht. In der festen Überzeugung, daß Sie ihm einen Korb mit mildernden Umständen beibringen wollen, entsagt er sogar dem mütterlichen Anblick."

„So gehe ich zu ihm.“

„Sie finden ihn nicht zu Hauſe um dieſe Zeit. Ein unglücklich Verliebter hält es bei Tage nicht in ſeinen vier Wänden aus.“

„So gehen Sie!“

„Daß er wieder in irgend einen Eiſenbahntrain ſpringt bei meinem Anblick? Nein, verehrteſte Frau Geheimräthin, wir können einen ſo verſtockten Verbrecher nur durch Liſt zur Haft bringen.“

„Wohl,“ ſagte Katharina, die jetzt auch die Sache von der komiſchen Seite nahm, „wohl, ich habe einen guten Plan. Ich werde ihm im Namen eines Gelehrten ein Billet ſchreiben und ihn darin auffordern um fünf Uhr hierher zu kommen. Das zieht gewiß!“

Einſtimmig wurde der Vorſchlag angenommen und Katharina ſchrieb ein Billet im Namen von Julius Mohl, dem berühmten Orientaliſten, worin es hieß, er habe zufällig bei ſeiner Ankunft von der Anweſenheit Schwandahls in B. gehört und bedauere, indem er durch einen Unfall auf der Reiſe eine Verwundung am Fuße erhalten, den Profeſſor nicht ſelbſt aufſuchen zu können; bitte ihn aber recht ſehr um einen Beſuch in ſeinem Gaſthofe No. 19, da er etwas für ſeine Wiſſenſchaft äußerſt Wichtiges und Erfreuliches ihm mitzutheilen habe.

„Der Brief iſt vortrefflich, aber — mein Sohn ſteht mit Julius Mohl in Correſpondenz und kennt deſſen Handſchrift,“ ſagte die Geheimräthin.

Aber auch jetzt wußte Katharina Rath. „Wir dehnen den Unfall auch auf die Hand aus, der edle Mohl verzeiht es gewiß den Umständen, wenn wir ihm in effigie auch noch so viele Wunden beibringen; ich gebe den Brief für dictirt aus, er ist leicht noch einmal geschrieben!“ — So geschah's. Und Alfred übergab einem Lohndiener den Zettel mit der Weisung Schwandahl überall zu suchen.

Nach einer Stunde meldete der Kellner: „Herr Professor Schwandahl wünsche den Herrn auf No. 19 zu besuchen.“

Die andern gingen ins Nebenzimmer, Katharina blieb allein. Der Fauteuil, auf welchem sie Platz nahm, wurde so gestellt, daß man ihn beim Eintritt ins Zimmer nicht gleich gewahrte.

Als Schwandahl die Thüre hinter sich geschlossen hatte, sah er sich verwundert im Zimmer um. Katharina hatte schon längst im Spiegel sein Antlitz gesehn, als er endlich die Dame im Sessel, die ihm den Rücken zuwandte, gewahrte.

Sie erhob sich jetzt und indem sie auf ihn zuging sagte sie leise: „Ich bin Julius Mohl!“

Schwandahl aber, der mit einem Blick in ihr strahlendes, glückspendendes Antlitz alles erfahren, kniete vor sie nieder und indem er tief sein dunkles Haupt beugte, sagte er leise: „Das ist zu viel, viel zu viel, das verdiene ich nicht.“

Katharina bat ihn aufzustehn, er hielt die Hand, die sie ihm bot, fest, und kniete immerfort. Endlich rief sie seine Mutter aus dem Nebenzimmer, aber erst als Alfred eintrat, stand der Professor auf, denn kein Mann wird vor

einem andern Manne ſich über ſolcher Demuth ertappt ſehn wollen.

Arthur wurde von allen Seiten mit Vorwürfen überhäuft, er nahm alles lachend hin, ohne ſich zu verheidigen, und ſchwieg und ſah Katharina an.

Als die erſte Aufregung vorüber und man mit heitrer Ruhe am runden Theetiſch Platz genommen, kam natürlicherweiſe die Rede auf die erſten Anfänge der Bekanntſchaft der Liebenden.

Arthurs Mutter ſagte: „Ich hätte nie gedacht, daß ſo ſchnell eine Leidenſchaft bei Dir ſolche Stärke erlangen könne.“

„Nun ſo ſchnell kam das auch nicht, liebe Mutter.“—

„Du kannteſt Katharina erſt acht Tage, als Du um ihretwillen die Reiſe mit dem Prinzen aufgabſt.“

Arthur antwortete nicht und ſah zu Boden. Alfred aber ſagte mit einer unbeſchreiblich feinen Ironie: „Dieſem Opfer verdanken Sie allein die Hand meiner Schweſter. Sie hat alle Freier zurückgewieſen, weil bisher keiner im Stande war, ihr einen glänzenden Beweis einer Leidenſchaft zu geben. Und eine Leidenſchaft verlangte ſie durchaus — da ſie alle ihre Anbeter bisher immer im Verdacht hatte, ſie wollten ſie nur um ihres Vermögens willen heirathen.“

„Sie iſt reich, o hätte ich das gewußt! Sie war immer ſo einfach in Allem, wem konnte ſo etwas einfallen!“ ſagte er mit einem Tone der tiefſten Trauer.

Nun mußte auch Katharina lachen. Sei'n Sie vernünftig, Schwandahl, denn wenn Sie mein Vermögen zu ſehr

beklagen, ist Alfred im Stande, meine Schwäche für Sie zu einer Abtretung meines Erbtheils an ihn zu benutzen — und Sie könnten das später doch bereuen."

„Liebes Fräulein, ich fürchte, von einer Heirath zwischen uns wird schwerlich mehr die Rede sein!"

„Um Gottes Willen, Arthur, erklären Sie sich."

„Nun wohl, weil Sie reich sind und also nicht einer Speculation, sondern nur der Liebe folgen wollten, verlangten Sie den Beweis einer großen Liebe und glaubten den in meinem veränderten Reiseentschluß zu erblicken. Nicht wahr, nur deshalb wollten Sie mir angehören?"

„Ja freilich, aber —"

„So hören Sie denn — und wenn mir meine Ehrlichkeit das Leben kosten sollte — so hören Sie denn und verstoßen Sie mich: ich bin gar nicht um Ihretwillen hier geblieben."

Alfred bekam beinahe Convulsionen vor Lachen, aber Niemand achtete auf ihn. Katharina sah den Mann ihrer Wahl unbeschreiblich erschrocken an, seine Mutter aber frug besonnen und wieder ganz gefaßt:

„Weshalb bliebst Du denn hier?"

„Weil mir der Doctor Helfrich unausstehlich war und ich in seiner Gesellschaft sogar auf den Himmel verzichtet haben würde."

„Also Sie lieben mich gar nicht?" frug Katharina mit weinerlicher Stimme.

Arthur, der die ganze Zeit über mit gesenktem Haupte im Zimmer auf und ab gegangen war, blieb plötzlich vor ihr

stehn und sagte mit einer Feierlichkeit, die sogar dem Lachen Alfreds Einhalt that.

„Mehr als mein Leben."

„Warum wollen Sie mich denn aber nicht heirathen?"

„Weil ich Ihren Irrthum nicht zu meinem Glück benutzen will."

„Wenn ich aber nun selbst freiwillig meine verrückte Forderung des Beweises einer Leidenschaft zurücknehme?"

„Ja dann — o Gott, wenn Sie nur nicht reich wären! Das war das Letzte was ich befürchtete. Sie werden nun nie an meine tiefe Liebe glauben können — das ist unmöglich — Sie können mich nicht lieben — wodurch hätte ich Ihnen bewiesen wie sehr, wie tief, wie innig meine Seele an die Ihre gekettet ist!"

„Lieber Schwandahl," sagte Katharina, indem auch sie aufstand und lächelnd ihre Hand auf seinen Arm legte, „Sie sind freilich nicht meinetwegen hiergeblieben, aber Sie sind doch ganz gewiß meinetwegen fortgelaufen, und daß dies kein Irrthum war, davon habe ich mich überzeugt, indem ich Ihnen nachlief. Nehmen wir das als Beweis — mir genügt es und ich bin hier Richter und Partei zugleich."

Schwandahl ergab sich in sein Glück, wenn auch mit Sträuben; Alfred aber sagte:

„Mir gehört das ganze Verdienst. Ich habe Euch durch meine Weisheit zusammengeführt."

Als Alle ihn mit ungläubigen Geſichtern anſahen, erklärte er:

„Als Schwandahl in Helfrichs Gegenwart dem Prinzen abgeſagt, ging dem klugen Doctor ein Licht auf, weshalb es geſchehn und er bat mich zu dem Profeſſor zu gehn und den ungünſtigen Eindruck zu verwiſchen, indem ich ihn entſchuldige und ein gutes Wort für ihn einlege. Das hütete ich mich aber wohl zu thun, obgleich ich recht gut merkte, daß Helfrich nur aus Eiferſucht, weil er ſelbſt ein Auge auf meine Schweſter geworfen, Schwandahl gegenüber ſo unerträglich war. Denn ſonſt iſt er ganz anders! Ich richtete Ihnen," fuhr er zu Schwandahl gewendet fort, „weiter nichts aus als eine ziemlich kühle Frage Helfrichs nach dem Beweggrund Ihres Hierbleibens, was Sie natürlich eben ſo kühl beantworteten. Helfrich aber ſagte ich, Sie blieben, wie Sie mich errathen laſſen, um einer Dame willen hier und ihm gab ich dann auf, die Dame zu errathen. Er nannte natürlich Katharina — ich ſagte nicht Ja, aber ich ließ ihm ſeinen Glauben. Dir, Katharina, brachte ich denſelben Gedanken bei, damit Du Schwandahl entgegenkommen ſollteſt, auf daß wahr werde was ich Dir vorlog, daß er Dich liebe."

„Welcher Leichtſinn!" rief Katharina; „wenn ich im feſten Glauben an ſeine Liebe ihm nun entgegenkam und er kalt blieb?"

„Iſt nie vorgekommen. Und an Wunder glaube ich nicht. Ich kenne die ſchwachen Herzen unſeres ſtarken Geſchlechts. Überdem hatte ich bei Schwandahl durch den

Hebel ſeiner Eitelkeit ein gewiſſes Intereſſe für Dich erweckt, indem ich ihm erzählte, wie ungehalten Du ſeieſt, daß er Dich auf der Straße nicht erkannt — denn Du hatteſt ganz Recht gehabt, damals that der Herr Profeſſor noch etwas vernünftigeres als — von Morgens früh bis Abends ſpät an Dich zu denken!"

Lucia.

Novelle

von

Adolf Stahr.

1.

Der alte Muſiklehrer Benkenſtein trat ſehr aufgeregt in ſein Manſardenzimmer. Er ſetzte den ſpaniſchen Rohrſtock mit dem elfenbeinernen Knopfe in die unrechte Ecke, wo er klirrend gegen die Saiten einer großen Pedalharfe fiel. Er warf den ſonſt ſo ſorgfältig vor jedem Stäubchen bewahrten langgetragenen Kaſtorhut ganz rückſichtlos auf die beſtäubten Partituren, welche über dem alten Streicherſchen Flügel aufgeſtapelt lagen, ſtatt ihn wie gewöhnlich dem ſichernden Haken an dem großen, braunbemalten Bücher- und Notenrepoſitorium anzuvertrauen. Es war augenſcheinlich, daß er einen Verdruß gehabt hatte. Und zwar nicht einen der gewöhnlichen Sorte, woran es einem geplagten Menſchenkinde, das ſeine Paar hundert Thaler jährlich mit acht bis zehn täglichen Muſikſtunden erarbeiten muß, nicht zu fehlen pflegt. Sondern einen extraordinären, einen Verdruß von der Art, wie ſie tief in das Innerſte eines Künſtlergemüths eindringen, wenn ſo ein armer Muſikſtundenſklave zufällig das Unglück hat, ein Stück von einem Künſtler

zu ſein, wie unſer Victor Amadeus Benkenſtein, wohlbeſtallter Organiſt und Muſiklehrer in der Provinzialhauptſtadt, wohnhaft drei Treppen hoch in der Manſardenwohnung eines alten Giebelhauſes, das ganz ſo alt und ſo wunderlich ausſah, mit ſeinen übereinander vorgebauten, fenſterreichen und doch ſo dunklen Stockwerken, ſeinen ungetünchten, wetterbraunen Ziegelmauern und dazwiſchen liegenden grauen Balken, ſeinem geſchnörkelten Giebel mit der Teufelsfratze an den Balkenköpfen, den Drachenmäulern der eiſernen Dachtraufen und der roſtigen, im Winde kreiſchenden Wetterfahne hoch oben: — ganz ſo alt und ganz ſo wunderlich abſtechend gegen ſeine ſteifen, glattgetünchten, modernen Nachbarn, wie Herr Amadeus Benkenſtein ſelbſt mit den kurzen Hoſen und den Klappſtiefeln, dem dunkelgrünen Oberrocke mit dem hohen Kragen à la Robespierre, der breitſchößigen grünen Manchesterweſte und dem à la Albrecht Dürer geſchnittenen, an der Stirne kurzen, über Schläfe und Hinterkopf lang herabfallenden ſchwarzgrauen Haar, wunderſam abſtach unter der modernen Welt um ihn her.

„Was giebts denn heute Amadeus?“ fragte voll Beſtürzung über das heftige Gebahren des eingetretenen Muſikmeiſters ein wenig jüngeres Frauenzimmer, die Schweſter deſſelben, die er ſeit Jahren zu ſich genommen hatte, und die dem Unbeweibten den kleinen Haushalt führte. „Was haſt Du denn Amadeus? Haſt Du Verdruß gehabt — etwa bei dem Herrn Bürgermeiſter und ſeiner hochmüthigen Tochter? oder beim gnädigen Herrn Landrath? Iſt Dir eine Stunde aufgeſagt? oder hat Dich wieder der reiche Filz, der Herr Kaufmann Brauer ohne Marke fortgeſchickt, weil Fräulein Tochter

vom gestrigen Ball Kopfschmerzen hatte und das Absagen vergessen worden war?“

„Nichts von alle dem, Judith! nichts, gar nichts!“ entgegnete der Alte mit einem Seufzer.

„Aber so sage doch was Du hast, Amadeus! Mir schmeckt ja sonst kein Bissen Abendbrot, Bruder, wenn ich Dich so sehn muß und Du Dir nicht das Herz erleichterst,“ erwiederte dringender die Alte. „Ich sitze nun hier den ganzen Nachmittag, und denke Dir heut Abend eine rechte Freude zu bereiten mit einem Gericht Bratfische, wie Du die gern magst, und nun kommst Du zurück und bist so unwirsch und verstört, wie ich Dich nicht gesehn habe seit jenem Abend, wo Du auch so bitterbös heim kamst mit der Nachricht, daß der verlaufne Kapellmeister Blandi wieder nach Haus zurückkehren würde, und daß —“

„Schweig Judith! ich bitte Dich!“ unterbrach Herr Victor Amadeus Benkenstein hier den Redefluß seiner Schwester mit so nachdrücklich scharfem und doch zugleich so bittendem Tone, daß Judith den abgerissenen Faden ihrer Erinnerung an ein dem Bruder offenbar peinliches Ereigniß, nicht wieder anzuknüpfen wagte.

„Ich will Dir Alles sagen,“ fuhr er etwas sanfter fort, „laß mich nur erst zur Ruhe kommen, und gieb mir den Schlafrock und die Pantoffeln. Ich bin müde von den sechs Nachmittagsstunden, und meine alten Beine wollen so wenig wie der Brustkasten das weite Hin- und Herlaufen auf dem Steinpflaster aushalten. Zudem sind Landrath's jetzt wieder vors Thor auf die Gartenwohnung gezogen. Das macht einen Weg von guten fünfundzwanzig Minuten hin, und fünf-

undzwanzig Minuten her, giebt also eine Stunde Schaden. Und doch zahlen mir die Knicker nur für die eine Stunde. Es fällt ihnen gar nicht einmal ein, daß das unbillig sein könnte, und ich kann die lumpigen vier guten Groschen nicht aufgeben, weil mir das die Frau Landräthin bei einer andern Familie vergelten würde. Ein elend Leben das! für einen alten Musikanten, der bessere Tage gesehn hat," fügte er seufzend hinzu. „Wenn man nicht unter dem vielen Volk, dem man die Musik in den hohlen Kopf eintrichtern soll, ohne daß sie einen Ton von Musik in Ohr und Seele haben, — wenn man da nicht in solchem Marterleben zuweilen eine Labung hätte durch so eine Schülerin wie meine kleine herzige Lucia, mein Maienglöckchen, aus deren süßer Stimme der göttliche Himmelsfunken einem ins Herz springt, — ich könnt's nicht aushalten in dem Elend. Sie kommt doch heute Abend nach dem Essen zur Stunde? Sie soll mir heute die Arie aus des göttlichen Meister Wolfgang Amadeus Mozart Don Giovanni singen — und ich will dabei (setzte er leise für sich hinzu) an frühere Zeiten gedenken."

„Ich glaube nicht, daß sie kommt, Amadeus," erwiederte die Schwester nun verlegen. „Denn bald hätt' ichs vergessen, hier ist ein Briefchen an Dich von ihr, das sie sicher nicht geschickt hätte, wenn sie heute Abend selber noch zu kommen dächte. Da! ich habs auf Deine Sammtkappe gelegt, daß Du's gleich fändest, wenn Du zurückkämest. Aber Du hast die Kappe noch nicht einmal aufgesetzt vor lauter Verdrießlichkeit."

Der alte Benkenstein nahm das Briefchen von seinem

Platze, ſetzte ſchweigend die Sammtkappe auf und erbrach das Siegel, während die Schweſter hinausging, um nach den Bratfiſchen zu ſehen.

2.

In der kleinen Wohnung der Frau Joſepha Blandi und ihrer Tochter Lucia ſah es an demſelben Abend auch nicht heiter aus. Mutter und Tochter ſaßen an dem kleinen runden Tiſche, auf welchem die Beſtandtheile einer ſpärlichen Mahlzeit unangerührt ſtanden, ſchweigend einander gegenüber. Die Erſtere hielt in der Hand einen Brief, in den ſie von Zeit zu Zeit halb gedankenlos hineinſah, gleichſam als wolle ſie etwas aus demſelben herausleſen, was doch nicht darin ſtand. Die kränklich bleichen, kummervollen Züge des früh gealterten Geſichtes zeigten dennoch dem aufmerkſamen Beobachter noch die Spuren früherer Schönheit, und die Ähnlichkeit mit der ihr gegenüberſitzenden kaum ſiebzehnjährigen Tochter war gerade in dieſem Augenblicke, wo der gleiche Ausdruck tiefen Herzeleids ſich auf den Geſichtern beider ausprägte, nicht zu verkennen.

Man konnte kein holderes Weſen denken als die Erſcheinung dieſes jungen Mädchens in dem Jäckchen von ſchwarzem Halbſammt über dem weißen Kleide, mit der Schnur rother Korallen um den ſchöngeformten Hals, den dunklen Locken,

die das liebliche Oval des Geſichts umſchatteten, und den großen langbewimperten tiefbraunen Augen, die voll unendlicher Zärtlichkeit ſich auf das niedergeſenkte Antlitz der Mutter richteten. Plötzlich überflog ein Zittern ihr Angeſicht. Große Thränen perlten in ihren Augen, und mit dem Aufſchrei: „Mutter, meine Mutter, ich bleibe bei Dir!“ ſtürzte ſie der Aufblickenden um den Hals, und verbarg niederknieend ihr lautes Schluchzen im Schooße der Mutter, die mit zum Himmel gerichteten Blicken ihre Hände um die Tochter ſchlang.

Eine neue lange Pauſe trat ein. Endlich unterbrach die Mutter das Schweigen.

„Steh auf Lucia, mein geliebtes Kind! Komm und ſetze Dich zu mir, und laß uns ruhig mit einander reden. Sei meine gute, verſtändige Tochter, meine einzige Freundin auf der Welt,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie das ſich leiſe erhebende Mädchen küßte, und ihr die Thränen mit ihrem Tuche aus dem Geſichte ſtrich. — „Was er auch an mir gethan haben mag,“ fuhr ſie mit einem tiefen Seufzer fort, „er iſt und bleibt doch Dein Vater, Lucia. Und es ſteht geſchrieben: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer!“

Lucia erwiederte nichts auf dieſe Worte. Sie rückte ihren Stuhl an den hölzernen Armſeſſel der Mutter, legte derſelben das von ihrer Hand gearbeitete wollne Rückenkiſſen zurecht, und ſetzte ſich dann mit gefaltenen Händen der Mutter zur Seite, die alſo fortfuhr.

„Sieh, mein Kind, Dein Vater ſchreibt, daß er als Muſikdirektor bei der Schauſpielergeſellſchaft in H. engagirt iſt, und daß er für Dich eine Stelle als Conzertſängerin mit vierhundert Thalern jährlich bei dem dortigen Conzertverein er-

halten kann, ſobald Du zu ihm kommſt. Er verlangt das Letztere, weil er zugleich ſeine eigne Stellung dadurch befeſtigen könne, und" — ſetzte ſie leiſe hinzu — „ich glaube, daß er diesmal die Wahrheit ſpricht, denn es iſt das Erſtemal ſeit mehr als drei Jahren daß er fort iſt, daß er kein Geld von uns verlangt, ſondern vielmehr Reiſegeld für Dich — verſpricht!"

„Aber warum kommt er denn nicht ſelber?" fragte die Tochter.

„Er kann nicht abkommen, liebes Kind, wenn er eine ſolche Stellung hat," erwiederte entſchuldigend die Mutter, indem ſie den niedergelegten Brief wieder in die Hand nahm, und die haſtig hingeworfenen, mit lateiniſchen Lettern geſchriebenen Zeilen nachdenklich überflog. „Und dann," fügte ſie ſeufzend hinzu, „weißt Du ja auch, daß er ſich hier nicht ſehen laſſen darf. Denn wenn uns die Leute auch aus Mitleid das Wenige gelaſſen haben, was wir noch beſitzen — ſo würden ihn doch ganz ſicherlich ſeine hieſigen Gläubiger verhaften laſſen, wenn er die Stadt wieder beträte."

In demſelben Augenblicke hörte man ſchwere Tritte langſam die kleine ſteile Holztreppe ſich heraufbewegen, und unmittelbar darauf erſcholl der helle Ton der Flurklingel, die mit einem heftigen Ruck angezogen wurde.

Mutter und Tochter ſchreckten auf, wie von einer und derſelben unheimlichen Ahnung ergriffen.

„Wer kann denn das noch ſein in ſo ſpäter Stunde?" ſagte die Frau mit einem Blicke auf die kleine Schwarzwälderuhr, deren Zeiger bereits die neunte Stunde überſchritten hatte. „Geh hinaus mein Kind, und frage erſt, ehe Du öffneſt." Die Klingel erſcholl noch einmal.

Das junge Mädchen nahm den kleinen Wachsstock, den sie an der Lampe entzündet hatte, und ging hinaus. Auf ihr ängstliches: „Wer ist da?“ erscholl ein wohlbekanntes treuherziges: „Son io, carina, ich bin es, mein Herzchen!“ Die Thür öffnete sich schnell, und der alte Musiklehrer Amadeus Benkenstein im grünen Überrock und mit dem spanischen Rohre in der Hand, trat ein. „Ist Deine Mutter noch auf, und ihr Befinden leidlich?“ fragte er etwas leiser das junge Mädchen, das bei seinem Anblicke mit sichtbarer Freude sich von irgend einer ungewissen Angst erleichtert zu fühlen schien. „Nun das ist gut,“ fuhr er fort, als er auf beide Fragen eine bejahende Antwort erhalten hatte. „Ich habe mit ihr zu sprechen. Geh und sag ihr das, carina mia!“

Die Mutter, deren scharfes Ohr durch die angelehnte Thür die antwortende Stimme vernommen hatte, schrak sichtbar zusammen, als sie den eingetretenen alten Freund begrüßte.

„Verzeihet, daß ich Euch zu so später Nachtzeit halt noch in Eurer Behausung störe,“ sagte der alte Musikmeister, in dessen Sprache der süddeutsche Wienerische Accent trotz seines langen Lebens im Norden von Deutschland noch immer stark hervorklang. „Aber ich habe Euch etwas zu fragen und zu sagen, das eben keinen Aufschub leidet, wie ich glaube. Es wäre aber gut, wenn ich dabei allein mit Euch sein könnte.“

Lucia nahm, fast noch ehe die Mutter ihr den bejahenden Wink ertheilte, den noch brennenden Wachsstock vom Tische, küßte ihrer Mutter die Hand, und entfernte sich, um in ihr Schlafkämmerchen zu gehen, das durch ein zweites kleines Zimmer von der Wohnstube getrennt lag.

Als die Tochter das Zimmer verlassen hatte, winkte Frau

Blandi dem Muſikmeiſter, der ſich auf Lucia's Stuhl niederließ, den Kaſtorhut auf die Erde neben ſich ſtellte, und die Hände über den Elfenbeinknopf des ſpaniſchen Rohrs gekreuzt mit leiſer gepreßter Stimme alſo begann:

„Iſt es wahr, Giuſeppa, daß der Landläufer Euch das Kind abverlangt?“

„Ihr vergeßt, Herr Benkenſtein, daß Ihr von meinem Manne, von Lucia's Vater redet!“ erwiederte die Frau, indem ſie den Sprechenden mit einem ſtrengen Blicke anzuſehen verſuchte, den ſie aber alsbald wieder zur Erde ſinken ließ, als ſie die vor innerer Bewegung zitternden in dieſem Augenblicke faſt erdfahlen Züge des alten Benkenſtein erblickte, der alſobald im Tone ſchmerzvollen Ingrimms entgegnete:

„Vergeſſen? Ich gäb' mein noch übriges Leben darum, wenn ich's vergeſſen könnte, Giuſeppa, daß er Dein Mann und Deines Kindes Vater iſt. Hilf mir lieber es zu vergeſſen, als daß Du mich grade heute, an dieſem Tage, daran erinnerſt, den Du ſelber vergeſſen zu haben ſcheinſt. Es ſind freilich fünf und zwanzig Jahr her, und wir können heute das ſilberne Jubiläum des dritten Mai feiern. An Silber fehlt es auch nicht in Deinen und meinen Haaren, und der es mit freigebiger Hand darauf ausgeſtreut hat, ermüdet noch immer nicht in ſeinem Wohlthun!“

Die Frau bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, und weinte leiſe. Der Muſikmeiſter fuhr ruhiger fort:

„Ich weiß Alles, Frau Blandi. Lucia hat's mir geſchrieben. Er will das Kind haben, um es ins Verderben zu bringen, wie er Euch ins Verderben gebracht hat. Iſt's nicht ſo?

Hat er nicht verlangt, daß Ihr ihm die Tochter ſchicken ſollt, damit er ihr und Euer Glück mache?"

Die Frau nickte bejahend, ohne die Hände von ihrem Geſichte zu entfernen.

„Und Ihr wollt ihm den Willen thun? Ihr wollt ihm auch diesmal Gehorſam leiſten, ihm auch diesmal glauben? jetzt noch nach einem ganzen Leben voll Täuſchung durch den —"

„Kann ich denn anders?" unterbrach ihn hier die Frau ſeufzend; „und iſt es nicht auch ſein Kind, auf das er Vaterrechte hat?"

„Vaterrechte? ich wüßte nicht, womit er ſich die verdient hätte.

Vaterrechte werden nicht angeboren, ſie wollen erworben ſein. Und was hat Euer Mann bisher dazu gethan? Er hat Euch beide unglücklich gemacht auf alle Weiſe, er hat Euch Eure Heimath und die Angehörigen genommen und Euch von Ort zu Ort umhergeſchleppt durch die Welt, weil er nirgends gut thun mochte. Er hat Euer Vermögen durchgebracht mit Spielen und Praſſen und Euch dann zuletzt im Elende ſitzen laſſen, um ungehindert durch Weib und Kind ſein Zigeunerleben weiter zu führen. Was das Kind gelernt hat, verdankt ſie Euch und mir, und ihre Stimme den Troſt Eures Kummers und dermaleinſt die Stütze Eurer alten Tage hat ihr der Schöpfer verliehen. Ich möchte wiſſen, was er auf das Alles für ein Vaterrecht hätte?"

Vergebens bemühete ſich Lucia's Mutter ihren alten Freund unter Mittheilung des von ihrem Manne geſchriebenen Briefes günſtiger für das Projekt deſſelben zu ſtimmen. Der alte

Musikmeister blieb hartnäckig bei seinem Glauben, daß alles was jener von günstigen Umständen für Lucia's Engagement geschrieben, Lug und Trug sei, und daß er es nur darauf abgesehen habe, die Tochter und ihr Talent in die Hände zu bekommen, um es für sich zu verwerthen, sollten auch beide darüber zu Grunde gehen.

„Und wenn es auch Wahrheit sein sollte, was er von der Stelle einer Concertsängerin und von seiner eignen festen Anstellung schreibt, wer bürgt denn dafür, wie lange es Wahrheit bleibt? Wer steht Euch und mir dafür, daß er's nicht in kurzer Zeit dort eben so weit gebracht hat wie hier und aller Orten, und daß er dann nicht Lucia in sein Herumtreiberleben mit hineinzieht?" —

Die Frau berief sich darauf, daß ihr Mann in diesem letzten Briefe selbst ein reuiges Eingeständniß seiner frühern Fehler und Thorheiten abgelegt, daß er den festen Vorsatz ausgesprochen habe, von nun an sein Schicksal vor weiterem Verfalle sicher zu stellen, daß sich grade jetzt dazu eine Gelegenheit biete, und daß er dazu des Beistandes der Tochter und der Zustimmung der Mutter bedürfe.

Aber weder diese noch ähnliche Vorstellungen waren vermögend, auf den alten Musikmeister irgend einen Eindruck zu machen. Er kam immer wieder auf seinen ersten Satz zurück: „Und wenn sich auch Alles so verhielte, wie Signor Blandi schreibt, Eins steht fest: er hat keine Achtung vor der Gottesgabe des Talents. Er hat sein eignes vernachlässigt und verliederlicht, er wird auch Lucia's Talent ruiniren. Er ist nicht nur in seinem Leben, sondern er ist auch in seiner Kunst heruntergekommen. Er hat keine Achtung mehr vor dem hei-

ligen Geiſte der Kunſt, und darum wird er Lucia's Stimme zerſtören um ſein liederliches Leben durchzubringen. Und das ſoll nicht geſchehen, ſo lange ich ein Wort reden darf, denn ich liebe das Kind — als wäre es mein eignes," ſetzte er mit bebender Stimme hinzu, „und wenn Vaterliebe Rechte giebt, ſo hab ich ein Anrecht darauf, über ihr Schickſal zu wachen."

Frau Blandi fühlte ſich tief erſchüttert. Sie konnte in ihrem Herzen dem treubewährten Freunde leider nicht Unrecht geben, wenn ſich auch ihr Innerſtes ſträubte, das ganze Gewicht aller ſeiner Anklagen und Beſchuldigungen und den vollen Umfang ſeiner Befürchtungen für die Zukunft Lucia's anzuerkennen. Seit ſie vor drei und zwanzig Jahren dem glänzenden Chevalier de Blandi mit Zerbrechung eines früheren Verlöbniſſes gefolgt war, hatte nach kurzem Glücksrauſche ihr Leben ſich zu einer Kette von Widerwärtigkeiten geſtaltet. Blandi gehörte wirklich einer italiäniſchen aus dem Mailändiſchen ſtammenden Adelsfamilie an. Als jüngerer Sohn hatte ein Hang zur Abenteuerlichkeit verbunden mit Leichtſinn und Luſt an Ausſchweifungen ihn früh in die Welt getrieben. Spiel, Wein und Weiber hatten bald ſeine Mittel verſchlungen. In Wien hatte er Giuſeppa kennen gelernt. Sie war eine vaterloſe Waiſe, die mit ihrer Mutter, welche Haus und Garten in einer Vorſtadt Wiens beſaß, in leidlichen äußern Verhältniſſen lebte. Ihre große muſikaliſche Begabung hatte die Aufmerkſamkeit des in dem Hauſe ihrer Mutter wohnenden Benkenſtein erregt, der als fürſtlich Thurn und Taxisſcher Kapellmeiſter ein gutes Auskommen beſaß. Er hatte ihre muſikaliſche Ausbildung geleitet, und bald gewann ihr erſtes

Auftreten in Privatkonzerten durch eine wundervolle Sopranstimme ihr mit dem Beifall der Zuhörer vollends das Herz des Kapellmeisters, den die Liebenswürdigkeit und Sanftmuth ihres Wesens nicht minder als die auffallende Schönheit ihrer äußern Erscheinung schon länger angezogen hatten. Er war freilich bedeutend älter als die kaum achtzehnjährige Giuseppa, und der Ernst und eine gewisse Schroffheit seines äußern Wesens ließen den Unterschied des Alters noch mehr hervortreten. Allein Giuseppa hing an dem ernsten, für seine Kunst begeisterten Manne, an ihrem Lehrer mit der kindlichen Verehrung einer Tochter. Sie hatte nichts dagegen, als er bei der Mutter um ihre Hand anhielt, denn ihr Herz war frei und ihre Neigung zu Benkenstein die erste, welche sie außer der Liebe zu ihren Eltern empfunden hatte. Wenige Monate nach ihrem Verlöbnisse war es, als nach einem Konzerte in dem Hause eines reichen Kunstbeschützers, wo Giuseppa Alles durch ihren Gesang bezaubert hatte, der Chevalier Luigi de Blandi sich ihr von der Wirthin des Hauses vorstellen ließ. Dieser Augenblick entschied über ihr Schicksal. In welcher Weise und mit welchen Folgen, davon haben wir bereits durch das eben angehörte Gespräch genügende Andeutungen erhalten.

Kehren wir indessen, ehe wir dasselbe für jetzt weiter verfolgen, zu der verlassenen Scene zurück.

Frau Blandi blickte den alten Freund mit ihren noch immer schönen, von Thränen gefüllten Augen an und sprach, indem sie seine Hand ergriff und mit ihrer feinen abgemagerten Hand leise drückte:

„Ich danke Euch von ganzem Herzen, theurer Freund,

für Alles was Ihr an mir und dem Kinde gethan, und auch jetzt für Eure Sorge um ihr Schicksal. Aber was kann ich thun, wenn Er die Tochter verlangt?"

„Was Ihr thun könnt? Sie ihm verweigern, weil es ihr Unglück ist."

„Aber das Gesetz —"

Der Musikmeister schwieg einen Augenblick. Man sah es ihm an, daß er innerlich mit sich einen schweren Kampf kämpfte. Endlich sprach er:

„Ja, das Gesetz! Hört mich an Giuseppa! Das Gesetz würde allerdings gegen Euch sein, denn es ist unvernünftig, weil es eigentlich zum Vortheil der menschlichen Schlechtigkeit gemacht ist. Aber Ihr könnt dem Gesetze entgehen. Sieh, Giuseppa — ich habe lange gekämpft in mir — ehe ich Dir sagen mochte, was ich Dir jetzt sagen will. Aber heute muß es sein, denn das Kind, das mein ist, weil ich es liebe, weil ich es habe erziehen helfen, das Kind darf nicht dem Gesetze zum Opfer fallen! Giuseppa," fuhr er fort und seine Stimme zitterte — „mein Haar ist ergraut, aber mein Herz ist jung geblieben. Ich liebe Dich noch! Trenne Dich endlich — jetzt von dem Unwürdigen und werde mein Weib, wenn nicht um meinet- so um Deines Kindes willen!"

Eine Fluth von widerstreitenden Empfindungen durchströmte die Seele der Frau bei diesen Worten. Das stille friedliche Glück ihrer unschuldigen Jugend, ihr Vergehen an dem treuen Verlobten, die Leidenschaft für ihren Entführer und Gatten, ihr ganzes späteres Leben mit all seinen Schmerzen, seinem Elende und seiner Noth, das erste Wiederfinden ihres Lehrers und Verlobten, nach Jahren des wüsten Um-

herirrens, in dieſer kleinen, ziemlich weltabgelegenen Stadt, ſeine Großmuth gegen die Verlaſſene, das Schickſal ihrer Tochter in den Händen eines Vaters wie Blandi, ſo wie der Gedanke an ihr Herzeleid, an ihre eigne Verlaſſenheit nach der Trennung von dem einzigen Kinde, — das Alles kam über ſie bei dieſen Worten des Freundes, die ihr einen letzten Ausweg zeigten aus all dieſem Unglück. Dann aber trat ſogleich wieder Blandi's Geſtalt vor ſie, wie er die Möglichkeit eines letzten Emporraffens einer endlichen Befeſtigung ſeiner und ihrer Zukunft abhängig machte von jenem Opfer — alle Gedanken an ſeine Vergehen, an die falſchen Vorſpiegelungen, durch die er ſie einſt getäuſcht, an ſeine Untreue, durch die er ſie beleidigt, das Alles trat wieder zurück. Denn — ſo räthſelhaft iſt des Weibes Herz in ſeiner Liebe — grade in dieſem Augenblicke, wo ſie den Mann aufgeben ſollte, der ſie verlaſſen, der Weib und Kind dem Elende Preis gegeben hatte, in die er ſie geſtürzt, grade in dieſem Augenblicke empfand ſie tiefer als ſeit langer Zeit, daß ſie ihn noch liebe!

Dennoch fühlte ſie ſich in ihrem Innern ſchwankend bei dem edelmüthigen Anerbieten ihres alten Freundes. Sie drückte ihm gerührt die Hand und war eben im Begriffe ihm zu erwiedern, daß er ihr Zeit zur Überlegung laſſen, daß ſie ihm ihre Entſcheidung im Laufe der nächſten Tage geben wolle, als das Rollen eines Wagens, der raſch die enge Straße heraufkam, ſie aufhorchen machte. Der Wagen hielt plötzlich vor ihrem Hauſe ſtill und entfernte ſich dann eben ſo eilig wie er gekommen. Lucia, die in ihrem Schlafkämmerchen angekleidet das Ende der Unterredung jener beiden abgewartet hatte, trat ſchnell ins Zimmer, denn ſchon ließ ſich

ein Pochen an der Hausthür vernehmen. Der Musikmeister ergriff Hut und Stock, während Lucia die Treppe hinuntereilte. Bald vernahmen die Zurückgebliebenen einen hellen Aufschrei, und eine Minute später trat ein hochgewachsener Mann in einen weiten, blauen Karbonaromantel gehüllt, in das Zimmer. Er warf den Mantel mit theatralischer Geberde ab, schaute den Musikmeister ohne Gruß mit einem höhnischen Blicke an und stürzte dann mit dem Ausrufe: „da bin ich, Giuseppa!“ der zwischen Schreck und Freude getheilten Frau in die Arme, die alsbald mit einem unartikulirten Laute ohnmächtig in ihren Sessel zurücksank.

3.

Die unerwartete Ankunft des Herrn Blandi bei den Seinen verfehlte weder auf die Mutter noch auf die Tochter die beabsichtigte Wirkung. Es gelang ihm noch im Laufe des nächsten Tages alle Hindernisse, welche seinem Plane, die Tochter mit sich fortzunehmen, entgegenstanden, zu beseitigen, und schon am nächsten Abende führte eine Extrapostchaise ihn und die weinende Lucia aus dem Thore der Stadt auf die Straße, welche nach H. führt.

Der „Kapellmeister,“ mit welchem selbstverliehenen Titel Herr Blandi schon seit Jahren den früheren Chevaliercharakter vertauscht hatte, schien von dem Augenblicke an, als er die

Mauern von P. verlassen hatte, leichter aufzuathmen. Er trieb die Postillone unter Versprechung doppelter Trinkgelder zur Eile an, als gälte es eine mühsam errungene Beute in Sicherheit zu bringen. Um seine Tochter, welche fortwährend ihr Taschentuch vor die überströmenden Augen drückend neben ihm saß, bekümmerte er sich anfangs wenig. Nur einmal als sie seine wiederholten zärtlichen Aufforderungen, sich zu beruhigen, mit erneuten Thränen beantwortete, änderte er plötzlich den Ton besorgter Vaterliebe und gebot ihr mit einem rohen Fluche: „das verdammte Heulen endlich einzustellen." „Soll ich Dich etwa mit rothen Augen und geschwollenem Gesicht dem Konzertdirektor in H. vorführen, damit er Gott weiß was von Dir und mir denke?" setzte er im Tone des höchsten Ingrimms hinzu. Dann aber plötzlich wieder in eine andere Stimmung übergehend, überhäufte er sie mit Liebkosungen und Schmeichelworten, pries ihre Schönheit und anmuthige Gestalt, ihre Stimme, ihren Gesang, und schilderte ihr in den überschwänglichsten Ausdrücken, wie sie durch alle diese Gaben und Vorzüge künftig das Publikum entzücken, wie sie überall Verehrung und Huldigung und daneben klingende goldne Beweise derselben einerndten werde. Er nannte ihr die Namen verschiedener berühmter Sängerinnen, welche von dunklen Anfängen sich zu europäischer Berühmtheit emporgeschwungen hätten. Er schilderte ihr, wie sie in Zukunft durch ihr Talent die Wohlthäterin ihrer „unglücklichen" Eltern werden, wie sie beiden ein sorgenfreies Alter bereiten könne. „Aber freilich," fuhr er fort, „Klappern gehört zum Handwerk," wie Du weißt, oder vielmehr nicht weißt, denn Du bist noch völlig grün und unerfahren

in den Dingen der Welt und ihrem Laufe. Doch dafür wirst Du glücklicherweise auf Deiner Bahn einen welterfahrenen Vater zur Seite haben, der die Mittel kennt, durch welche heutzutage der erste Grundstein zum Tempel der Celebrität für gefeierte Künstler gelegt wird. Davon wird indessen später zu reden sein," schloß er seine Ansprache an die Tochter, welche von allen seinen verheißungsvollen Worten wenig verstand, zumal sie denselben mit sichtbarer Zerstreuung zuhörte.

Dennoch aber machte Alles was er sagte und mehr noch die Art wie es gesagt wurde, auf ihr Gemüth einen eignen peinlichen Eindruck, obschon sie sich denselben nicht recht zu erklären vermochte. Ihr Vater, von dessen früheren Schicksalen, sowie von seinem Treiben in den letzten Jahren sie nur unvollständig unterrichtet war, erschien im Äußern keineswegs mit den Spuren jener Dürftigkeit, wie sie dieselbe sich nach den Erzählungen der Mutter vorgestellt hatte. Sein Anzug trug vielmehr eine gewisse überladene Eleganz zur Schau. Von den Ringen die er an mehreren Fingern trug bis zu der breiten goldenen, vielleicht auch nur vergoldeten Uhrkette und pomphaften Busennadel, welche mit einem verdächtig großen Brillantknopfe die wenig saubere Chemisette schmückte, schien Alles darauf berechnet, durch Glanz der äußern Erscheinung zu imponiren und zu blenden, während die Knickerei, mit welcher er den Kellnern und Gastwirthen begegnete oder sich mit den Postillonen und Fuhrleuten wegen der Summe des versprochenen Trinkgeldes herumstritt, dieser äußern Erscheinung auffallend widersprach. So weltfremd das junge Mädchen auch sein mochte, so wenig konnte sie sich doch verhehlen, daß das ganze Behaben ihres Vaters unterwegs, sein Vor-

nehmthun mit den Einen, seine herablassenden Scherze mit den Andern, sein Sprechen in verschiedenen Sprachen mit der Tochter, welche des Italiänischen und Französischen ziemlich mächtig war, fast nirgends bei den Leuten den von ihm beabsichtigten Eindruck machte. Die unbefangne Jugend, besonders des weiblichen Geschlechts, empfindet in dergleichen Fällen fein und richtig. So fühlte Lucia es instinktmäßig heraus, daß in dem Benehmen ihres Vaters sich bei allem Anscheine von Weltgewandtheit und Sicherheit vielmehr das Gegentheil von beidem zu erkennen gebe, und daß er überall in dem Lichte eines Menschen erscheine, der sich bestrebe etwas vorzustellen was er nicht sei. Und doch — trotz allem diesen, trotz der langen Entfernung, trotz der Erinnerungen an das Leiden der Mutter, das ihre Kinderjahre getrübt und ihre heranwachsende Jugend verdunkelt hatte, — fühlte Lucia in ihrem Herzen eine kindliche Neigung zu ihrem Vater, den sie fast nie von andern ohne einen Zusatz der Geringschätzung, wo nicht der Verachtung hatte nennen hören. Es that ihr wohl einen Vater zu haben, der mit ihrer Mutter ausgesöhnt, in anständigen Verhältnissen lebend, jetzt sich bestreben wollte, langjähriges Unrecht wieder gut zu machen.

Bei der Ankunft in H. zeigte sich indessen bald, daß die Verheißungen, unter denen Herr Blandi seine Gattin bewogen hatte, ihre Tochter mit ihm dorthin gehen zu lassen, nur zu einem Theile auf Wahrheit beruhten. Lucia's Liebenswürdigkeit und Anmuth, der Schmelz und Zauber ihrer von dem alten Benkenstein vortrefflich ausgebildeten Stimme verfehlten jedoch ihre Wirkung nicht. Die Vorsteher der Conzertgesellschaft engagirten sie nach den ersten Proben ihres Ta-

lents für die nächste Saison unter Bedingungen, die, wenn auch nicht glänzend, doch leidlich zu nennen waren. Lucia konnte bei dem ganzen Laufe dieser ersten Vorgänge die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man ihr überall mit entschiednem Mißtrauen entgegentrat, und daß dieses Mißtrauen seinen Grund in der Persönlichkeit ihres Vaters hatte. Es ergab sich bald, daß derselbe sich vor ihrer Ankunft bei den mit den Vorstehern gepflogenen Unterhandlungen vielfache Übertreibungen und Abweichungen von der Wahrheit in den Angaben über seine Tochter erlaubt hatte. Es war bezeichnend für den abenteurenden Kapellmeister, daß er, wie überhaupt alle Abenteurer, selbst in gleichgültigen Dingen die Wahrheit nicht einhalten, daß er fast Alles was er zu berichten oder auszusagen im Falle war, irgendwie zu versetzen und zu verändern, auszuschmücken und umzudichten sich gedrungen fühlte. So hatte er auch hier sowohl das Alter, als die musikalische Vorbildung seiner Tochter, ihr früheres öffentliches Auftreten, ihre gehabten Erfolge unrichtig dargestellt, und die Abweichungen von seinen Aussagen, welche durch die offnen Antworten des jungen Mädchens auf gewisse Fragen sogleich an den Tag gebracht wurden, erzeugten für sie, durch den Eindruck welchen sie hervorbrachten, manche Beschämung, die sie in der Seele ihres Vaters empfand. Herr Blandi hielt sich indessen mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn an dem Resultate. Es war ihm genug, daß seine Tochter gefiel, daß ihr Engagement abgeschlossen und auf seinen Wunsch ein Theil ihres Gehalts vorausgezahlt wurde, welchen er für sich in Empfang zu nehmen nicht verfehlte.

Nach dem ersten öffentlichen Conzerte, in welchem die

junge Sängerin mit einigen Solopartien aus Don Juan debütirt hatte, steigerte sich Herrn Blandi's Zufriedenheit in noch höherem Grade. Alle Musikfreunde in H., namentlich solche, welche der alten einfachen Schule angehörten, waren darüber einstimmig, daß hier ein bedeutendes Talent für den musikalischen Genuß der Stadt gewonnen sei, welches bei sorgsamer Pflege und Ausbildung zu den schönsten künstlerischen Hoffnungen berechtige. Die Schüchternheit der Anfängerin, die Anmuth und der Liebreiz ihrer jungfräulichen Erscheinung, fanden nicht minder Anerkennung als der silbereine Ton ihrer Stimme, obschon man es derselben leicht anmerkte, daß sie noch lange nicht zu ihrer vollen Kraft und Wirksamkeit entwickelt sei, und daß diese Entwicklung vor allem großer Schonung und Bewahrung vor aller übermäßigen Anstrengung zu bedürfen scheine, wenn nicht die Gesundheit und mit ihr die wunderliebliche Stimme der jungen Sängerin große Gefahr laufen sollte.

Herr Blandi allein schien diese Ansicht nicht zu theilen. Er drängte die Tochter, bald mit Schmeichelreden und Liebkosungen, bald unter brutalen Zornworten zu immer neuen Übungen und Versuchen, Kraft und Umfang ihrer Stimme durch allerhand gewaltsame Anstrengungen zu verstärken und zu erweitern. Sie mußte dabei die ungerechtesten Schmähungen der Unterrichtsmethode ihres alten Lehrers hören, gegen den Herr Blandi von einer grollenden Erbitterung erfüllt zu sein, und dessen Lehren und Anweisungen herabzusetzen und als altmodisch und verkehrt zu bezeichnen ihm ein besonderes Vergnügen zu machen schien. Er ging in seinem Hasse so weit, daß er dem jungen Mädchen sogar darüber Vorwürfe

machte, daß sie ihrem Lehrer und Wohlthäter von Zeit zu Zeit brieflich Nachricht von ihrem Ergehen gab. Zuerst schalt er auf das Briefschreiben überhaupt, sobald er Lucia mit der Feder in der Hand antraf, weil es die Zeit zur Übung im Gesange und Flügelspiel raube. Dann verbot er es geradezu. Auch ihre Briefe an die Mutter mußten vor der Absendung ihm übergeben werden und seine Censur passiren. Jede in denselben befindliche Äußerung, welche ihm mißfiel, zog den Befehl nach sich, einen andern Brief zu schreiben. Auch die Briefe, welche die Mutter und der alte Benkenstein an Lucia sendeten, wurden zuerst von ihm gelesen, und nicht selten der Tochter ganz oder theilweise vorenthalten. Herr Blandi hatte es sich zur Aufgabe gestellt, sein Kind ganz von ihrer Vergangenheit abzutrennen und sie zu einem willenlosen Werkzeuge für seine abenteuerlichen Pläne zu machen. Es gelang ihm dies um so leichter, je weniger das unschuldige und reine Gemüth des jungen Mädchens fähig war, die tiefe Unsittlichkeit ihres Vaters, seine Selbstsucht und seinen Leichtsinn zu durchschauen. Dazu verfehlte er nicht, ihre Liebe und Theilnahme für sich durch Mittheilungen aus seinem Leben zu verstärken, welche all sein früheres Elend als ein unglückliches Schicksal, alle seine Leiden und Widerwärtigkeiten als eine Kette von Drangsalen darstellten, die ihm der Haß und Neid der Menschen, die Undankbarkeit und Treulosigkeit falscher Freunde bereitet. In allen diesen Erzählungen und Herzensergießungen erschien er stets als der unschuldig leidende, gekränkte, verfolgte, von Kabale und Neid der Kunstgenossen unterdrückte, vom Publikum durch die Bemühungen seiner Rivalen und Gegner verkannte, von einer engherzigen, bestochenen, parteii-

ſchen Kritik unterdrückte Künſtler. Je feſter er ſich, nach Art der Menſchen ſeines Schlages in dieſe Anſicht von ſeinem Lebensſchickſale hineingeredet und gelebt hatte, um deſto überzeugender wußte er dieſelbe ſeiner Tochter darzuſtellen. Selbſt gegen ſeine Frau und gegen den alten Muſikmeiſter wußte er durch gehäſſige Andeutungen wenigſtens einen leiſen Schatten über das reine Bild zu werfen, welches Lucia von beiden in der Seele trug. Seine Erfolge wurden beſonders dadurch verſtärkt, daß er ſelbſt an ſeine Auffaſſungsweiſe der Menſchen und Dinge glaubte. Es giebt keinen gefährlicheren Zuſtand geſunkener Menſchen, als derjenige, in welchem ſich Blandi befand. Selbſtſucht und Eitelkeit hatten ſich in ſeiner Seele ſo vollkommen der Herrſchaft bemächtigt, daß er ſich daran gewöhnt hatte, bei allen, ſelbſt den unabweisbarſten Anklagen, die er wegen leichtſinniger und ſchlechter, ja nicht ſelten an das Verbrecheriſche ſtreifender Handlungen gegen ſich ſelber hätte richten müſſen, aus voller Überzeugung die Schuld immer außerhalb ſeiner ſuchte und fand. Menſchen dieſer Art ſind faſt nie zu retten, und ziehen gemeinhin alles was ſich an ſie knüpft, mit in ihr Verderben. —

4.

Der Herbst und Winter waren vergangen. Lucia hatte ab und zu ihrer Mutter und ihrem alten Freunde und Lehrer von ihren Erfolgen Kunde gegeben. Die Conzertgesellschaft in H. hatte sie aufs Neue mit einer kleinen Vermehrung ihrer Gage für ein Jahr verpflichtet. Auch kleine Geldsendungen, die sich das gute Kind von dem Wenigen, was ihr der Vater ließ, absparte, hatten der Mutter die Bestätigung gegeben, daß es der geliebten Tochter Lucia äußerlich nicht mangle; und die liebevollen Worte Lucia's, welche jene Sendungen begleiteten, hatten der Mutter Thränen der Freude entlockt. Nur der alte Musikmeister blieb ungerührt von diesen ihm öfters vorgehaltenen Beweisen, daß seine Vorausſagungen falsch gewesen. Er schüttelte zu Allem was ihm Frau Giuseppa sagte den Kopf und murmelte vor sich hin: „wie lange wirds dauern?"

Aber er sagte es nicht laut. Denn Frau Blandi war krank, sehr krank. Lucia's Entfernung, die Trennung von der geliebten Lucia, die Entbehrung ihrer treuen Pflege, ihrer süßen Stimme, ihres lieblichen Angesichts, das Alles wirkte auf die angegriffene Gesundheit der feinen blassen Frau viel bedenklicher, als sie selbst es gefürchtet. Sie wurde ernstlich krank und kränker. Es blieb kein anderer Ausweg, sie mußte sich zuletzt entschließen ihre einsame Wohnung aufzugeben und ein Zimmer in dem Hause zu beziehen, welches der Musikmeister mit seiner Schwester bewohnte. Denn nur so war es

möglich, der Leidenden diejenige Pflege angedeihen zu laſſen, welche ihr angegriffener Zuſtand erforderte. Judith war anfangs gegen dieſen Plan ihres Bruders geweſen. Aber der Muſikmeiſter hatte mit einem Ernſte darauf beſtanden, der keine Hoffnung gab, ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Schweſter Judith aber war im Grunde eine gutmüthige, wenngleich etwas beſchränkte alte Jungfer. Und nachdem ſie auf ein heftiges: „Aber per Cristo! ich will es ſo, cospetto!“ des Muſikmeiſters, bei dem dieſer italiäniſche Ausruf in allen ihren kleinen Zwiſtigkeiten von höchſter Inſtanz war, ſich gefügt hatte, und Frau Giuſeppa Blandi ihre Hausgenoſſin geworden war, gewann ſie die kranke Freundin des Bruders ſelbſt täglich lieber, und unterzog ſich ihrer Pflege mit einem Eifer und einer Sorgfalt, die von Meiſter Amadeus dankbar bemerkt und anerkannt wurde. In Giuſeppa's Weſen und Verhalten zu dem Muſikmeiſter war eine ſichtbare Veränderung eingetreten. Seit ihre Lucia ſie verlaſſen, ſeit ſie ſelber das einzige Kind ihrem Manne hingegeben hatte, ſchien ſie ſich in ihrem Empfinden freier zu fühlen; und gleichſam als wenn ſie auch ihrem alten Freunde jetzt einen doppelten Erſatz ſchulde, nahm ſie deſſen Anerbieten, zu ihm und ſeiner Schweſter zu ziehen, faſt ohne Widerſtreben an. Sie machte ſich nichts aus dem Gerede der Leute, die es, wie Judith behauptete, gar nicht in der Ordnung fanden, daß eine verheirathete Frau die Wohnung eines unverheiratheten Mannes theile, der ja obenein — wie das Gerücht ging, einmal ihr Liebhaber geweſen war. Denn ſo tief auch die betheiligten Beiden das Geheimniß ihres Lebens bewahrt zu haben glaubten, dennoch hatte ſich ein Schatten davon unter die Menſchen der

kleinen Stadt verbreitet, groß genug, um jetzt noch Anstoß zu geben, als eines schönen Tages Frau Blandi in das Giebelhaus des Musikmeisters einzog. Es kümmerte die Gevatterinnen und Gevattern nicht, daß der alte Musikmeister Victor Amadeus Benkenstein ein starker Fünfziger war, und daß Frau Giuseppa Blandi — oder die italiänische Prinzessin, wie man sie mit Bezug auf Herrn Blandi's Prahlereien von seiner Abkunft, spottweise nannte, — in Armuth und Kümmerniß krank und verlassen lebte. Eine ordentliche Frau, meinten sie, hätte das Alles lieber ertragen, hätte lieber in Verlassenheit umkommen müssen, als daß sie ihren Ruf so kompromittirt hätte. Es schicke sich denn doch einmal nicht, und sei und bleibe immerhin ein Ärgerniß; und man sei nur neugierig, ob der hochedle Magistrat nicht ein Einsehn haben werde. Denn Herr Benkenstein gehöre doch immer als Organist an der Sanct Marien-Hauptkirche so zu sagen zur Geistlichkeit, und habe also doppelte Rücksichten zu nehmen. Dergleichen redeten die weniger schlimmen unter den Philisterinnen und Philistern des Ortes. Die bösen Zungen aber und die Frommen nannten den Musikmeister gradezu einen alten Sünder, dem man bei seinen grauen Haaren dergleichen nicht zugetraut hätte. Jetzt wurde ihnen auch das Geheimniß der plötzlichen Entfernung Lucia's klar. Er sei es gewesen, der die gute Frau Blandi vermocht, ihre Tochter von sich zu thun und sie dem landläuferischen Kapellmeister zu überlassen, damit er Gelegenheit finde, seinen Plan auszuführen. Man müsse doch eigentlich Anstand nehmen, meinte die Frau Stadtsekretairin, dem Manne künftig den Unterricht junger Mädchen anzuvertrauen, und sie wolle mit der Frau Landräthin

und der Frau Bürgermeisterin im nächsten Kaffee darüber ein Wort reden. Also verhandelten die Tugendwächter der guten Stadt P., während Amadeus Benkenstein die großmüthigste und edelste Handlung beging, welche die Stadt seit ihrer Erbauung gesehen oder vielmehr nicht gesehen haben mochte. Seine und seiner Schwester unermüdliche Pflege und Sorgfalt brachte die kranke und verlassene Frau täglich einen Schritt näher zur Genesung. Ihre Liebe spendete Trost, als die Briefe Lucia's allmälig seltener wurden, und schaffte Aushülfe, als die kleinen Geldunterstützungen, die von dieser Seite kamen, nach und nach ganz ausblieben. Die Rollen zwischen Frau Giuseppa Blandi und dem alten Musikmeister wechselten allgemach in Beziehung auf die abwesenden Beiden. Wenn in der ersteren zuweilen trübe Ahnungen über das Schicksal ihres Kindes in den Händen des leichtsinnigen Vaters aufstiegen, der in der That seit seiner Abreise nichts wieder hatte von sich hören lassen, so war es Herr Benkenstein, welcher begütigend zu trösten und erklärend zu beruhigen suchte, und oft gelang es ihm, so wenig er selber auch im Innern von seinen eignen Worten überzeugt war, das besorgte Mutterherz zu beschwichtigen. Dafür hatte er aber auch die Freude, daß Giuseppa sich augenscheinlich erholte, und eines Abends, als er etwas früher als gewöhnlich von seinen Stundengängen zurückkehrend die steile Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, vernahm sein Ohr die sanften Töne einer wohlbekannten Stimme — von den Klängen seines Streicher'schen Flügels begleitet. Es war Frau Giuseppa, die an diesem Abende, zum erstenmale seit Jahren, wieder Lust empfunden

hatte, ein Instrument zu berühren und die jetzt Donna Elvira's:

„Mich verräth der Undankbare!"

zu singen begonnen hatte, mit dem sie vor vielen Jahren so oft den Musikmeister bezaubert. Er stand still und lauschte. Die einst so kraftvolle Stimme war jetzt freilich schwach und gebrochen. Aber noch klang sie rein und zart, und nur um so rührender drang ihr Ton in sein Herz. Der rauhe Mann zuckte unwillkürlich zusammen. Über sein Herz schlich ein Erinnerungsschauder längst vergangener Glückseligkeit, und eine Thräne floß langsam über sein faltenvolles Antlitz. Erst als die Töne längst verstummt waren schritt er hinauf, und in das Zimmer.

Ein Lächeln flog über Giuseppa's blasse Züge, die sich leise rötheten, als sie den eintretenden Freund erblickte.

„Ihr seht, ich bin eine Thörin," sagte sie, noch vor dem aufgeschlagenen Flügel sitzend. „Aber ich dachte nicht, daß irgend wer meine Stimme hörte, am wenigsten Euer feines Ohr."

„Mein Ohr hat seit Jahren keine lieberen Töne gehört," erwiederte der Musikmeister, „und ich freue mich des Zeichens Eurer wiederkehrenden Gesundheit. Aber wo ist Judith?"

„Judith ist ausgegangen um einzukaufen, und nach einem Briefe auf der Post zu fragen; ich meine immer, Lucia *kann* meinen heutigen Namenstag nicht ohne einen Brief lassen!"

„Sie wird es auch nicht," begütigte der Freund, „wenn das Heute auch erst Morgen ist. Aber nun ruht Euch aus, denn Ihr seid angegriffen und doch möchte ich gar gern, daß wir heute ein wenig zusammen blieben. Denn wir wollen

heute Euren Namenstag als Geneſungsfeſt feiern." Bei dieſen Worten zog er ein wohlverſiegeltes Fläſchchen alten Ungarweins hervor und ſetzte es auf den Tiſch. „Wir wollen auf Euer und Lucia's Wohl trinken. Es iſt Tokaier-Ausbruch, und ein halbes Gläschen, meinte der Doktor, würde Euch nicht ſchaden!" —

Giuſeppa ſah ihn mit ihren ſanften Augen an und ſagte leiſe, mit dem Finger drohend: „Ei, ei, Maëſtro, Ihr werdet ein Verſchwender meinetwegen! ſo koſtbaren Wein!"

Es war freilich mancher Groſchen Stundengeld nöthig geweſen, um die Liebesgabe zu erwerben. Der Muſikmeiſter aber ſtellte ſein ſpaniſches Rohr in die Ecke und küßte die dargereichte Hand der Freundin, welche fortfuhr:

„Wenn Ihr mir ein Feſt geben wollt, lieber Freund Amadeus, ſo phantaſirt Ihr mir heute etwas auf dem Flügel vor. Es iſt ſo viele Jahre her, daß ich Euch nicht phantaſiren gehört."

Judith kam zurück. Sie brachte keinen Brief, wohl aber allerhand Zurüſtungen zu dem frugalen Feſtmahle, die ſie mit wichtiger Miene auf dem Tiſche ordnete. Die Tokaierflaſche ward in die Mitte geſtellt; ein Strauß Veilchen bezeichnete den Platz Giuſeppa's. Die drei ſpitzen Kryſtallgläſer funkelten im Schein der zwei Feſtlichter, die heute die Stelle der Meſſinglampe vertraten.

An dieſem Abende ſah das kleine Erkerzimmer des alten Giebelhauſes drei glückliche Menſchen. Der Muſikmeiſter, von dem alten Tokaier und von der Freude über der Freundin Geneſung belebt und begeiſtert, jubelte und klagte in den Phantaſien ſeines Flügels Glück und Leid längſtvergangener

Tage. Frau Giuseppa lauschte in ihrem Armstuhle lehnend seinen Passagen, und begleitete leise summend manche in die krausen Phantasien verwebte wohlbekannte Melodie mit ihrer Stimme. Nur hie und da unterbrach ein Seufzer beim Gedanken des fernen Kindes ihre Stimme, und eine Thräne drängte sich hervor bei der Erinnerung, wie die holde Lucia vor einem Jahre an diesem Abende die Mutter mit ihrem Gesange erquickt, und jetzt so gar nichts, auch nicht einmal durch ein Paar arme stumme Schriftzeichen, von sich hören lasse.—

Die Frau Stadtsekretairin aber, welche mit der Frau Bürgermeisterin aus einem Thee und Butterbrod bei Landraths kommend, an dem Hause vorüberging, rief bei dem Anblick des hell erleuchteten Mansardenstübchens und bei dem Hören der lauten Musik aus — (Meister Amadeus variirte grade des göttlichen Namensvetters

„Wenn du fein fromm bist ꝛc." —):

„Nein, sollte man es glauben? Solch ein Sündenleben führen diese Menschen!"

Als aber gar der helle Klang anklingender Gläser durch die stille Nacht scholl, und der Musikmeister von Erinnerung und Musik begeistert, auf Lucia's Wohl ein lebhaftes: **Evviva il cuor delle cuore!** erschallen ließ, da kannte der tugendhafte Zorn der beiden Honoratioren-Frauen keine Gränzen.

„Es ist ein Skandal!" rief die Frau Bürgermeisterin.

„Eine wahre Sünde und Schande!" respondirte die Frau Stadtsekretairin.

„Katharina!" rief die Bürgermeisterin.

„Frau Bürgermeiſterin!“ erwiederte die begleitende Hausmagd der Geſtrengen.

„Sie wird ſich morgen erkundigen, Katharina, was hier bei dem Organiſten für ein Gelag gehalten worden iſt. Der graue Sünder iſt erſt neulich um Zulage bei der Stadt eingekommen! wahrſcheinlich um ſeine ma chère mit Abendgeſellſchaften zu regaliren. Aber damit iſt's nichts. Mein Mann muß und wird ein Einſehn haben!“

„Ganz wohl, Frau Bürgermeiſterin!“ verſetzte die gehorſame Zoſe.

Ein raſcher Nachtwind pfiff durch die Gaſſen und über die Dächer. Die roſtigen Wetterfahnen auf dem Dache und auf den ſpitzen Firſten des alten Giebelhauſes drehten ſich kreiſchend um ihre Stangen und ſtreckten ihre eiſernen Zungen den fortgehenden Tugendhaften nach. Sie hätten ihr Urtheil über die gehörten Reden nicht beſſer an den Tag legen können, wenn ſie lebendig und mit Verſtand begabt geweſen wären. Wenigſtens ſchienen die Fratzengeſichter an den Balkenknäufen und Steinſimſen über der Manſarde des Meiſter Amadeus dieſer Meinung zu ſein, denn ſie grinſten im Mondlichte wie lebendige Teufel hinter den abziehenden beiden Weibern drein, und ſchienen ſich ordentlich vor innerlichem Lachen zu ſchütteln, als wollten ſie ſagen: „Man ſollte kaum denken, was für Teufelei in den tugendhaften Weibern der kleinſten Stadt ſtecken kann!“

5.

Es kam kein Brief von Lucia am nächsten Tage. Wohl aber kam am darauf folgenden ein Bescheid des Stadtbürgermeisters in Sachen der unterthänigsten Petition des Organisten Victor Amadeus Benkenstein bei hochlöblichem Stadtmagistrate um Zulage von dreißig Thalern jährlich. Der Bescheid verkündete dem Petenten, „wie ein wohledler und wohlweiser Magistrat in Anbetracht und Erwägung gewisser Umstände auf das Gesuch des Musikmeisters um so weniger eingehen könne, als derselbe nicht nur überhaupt schon jetzt sein reichliches Auskommen habe, sondern auch in Hinsicht seiner sittlichen und moralischen Führung in letzter Zeit keineswegs die Zufriedenheit und den Beifall seiner hohen Vorgesetzten zu vermehren sich beflissen gezeigt und erwiesen habe."

Herr Amadeus Benkenstein war über diesen Bescheid und seine letzte Begründung wie aus den Wolken gefallen. Sein reines Gemüth ahndete in seiner kindlichen Unschuld auch nicht von fern, was es mit den kränkenden Andeutungen jenes „Anbetrachts" für eine Bewandniß haben könne. Vor Giuseppa war und blieb natürlich der ganze Vorfall Geheimniß. Aber Schwester Judith, so tief sie auch an Geistes- und Verstandesgaben hinter dem Bruder zurückstand, hatte doch gerade ebendeshalb weit mehr Einsicht in den gemeinen Weltlauf. Sie hatte zum Überfluß von vorn herein vorhergesehen

und vorhergesagt, daß ihr Zusammenleben mit der Frau des Kapellmeisters in der Stadt Ärgerniß geben werde. Sie war in einer kleinen Stadt groß gezogen und alt geworden, und wußte, wie es in einer solchen bei ähnlichen Anlässen herzugehen pflegt.

Herr Benkenstein nahm sich indessen den erhaltenen Bescheid weit weniger zu Herzen als den andern Umstand, daß alle Briefe und Nachrichten von Lucia aus H. fortwährend ausblieben. Jemehr er Frau Blandi täglich zu vertrösten und hinzuhalten hatte, desto besorglicher ward er selber von Tag zu Tage darüber, daß irgend ein Schlimmes dort eingetreten sei. Ein Brief Lucia's machte endlich allen Zweifeln ein Ende. Schon das Postzeichen erregte üble Ahnungen. Es trug den Namen eines andern, weiter als H. entfernten Ortes. Sein Inhalt meldete in sehr kurzen, augenscheinlich unter Herrn Blandi's Diktat geschriebenen Worten, daß Lucia mit ihrem Vater vorläufig H. verlassen habe und auf einer Kunstreise begriffen sei. Indessen war weder die Reiseroute derselben, noch irgend eine Adresse oder sonstige Anweisung angegeben, unter welcher die Empfängerin des Briefes hätte Antwort senden können. Der Ausdruck „vorläufig" schien absichtlich gewählt, um über eine Rückkehr nach H. und über eine Veränderung von Lucia's dortiger Stellung in Zweifel zu lassen. Der Musikmeister schüttelte den Kopf, Frau Blandi weinte still, besonders darüber daß die sonst so liebevolle Tochter des Namenstages der Mutter mit keiner Sylbe Erwähnung gethan; Schwester Judith aber fegte und bürstete mit mehr als gewöhnlichem Eifer in dem kleinen Zimmer umher, indem sie unhörbare Verwünschungen murmelte gegen den land-

ſtreicheriſchen Kapellmeiſter, und es zugleich ſehr unrecht von Lucia fand, daß ſie ſich von ihm ſo ohne Weiteres beherrſchen laſſe.

Die Befürchtungen des alten Muſikmeiſters waren nur allzu begründet geweſen. Der Beifall, welchen Lucia bei ihrem Auftreten in H. gefunden, hatte den abenteuernden Kapellmeiſter ſogleich auf den Gedanken gebracht, die günſtige Stimmung des Publikums in Lucia's, oder vielmehr in ſeinem Intereſſe zu benutzen, um eine beträchtliche Erhöhung ihrer Gage bei den Direktoren des Conzertvereins auszuwirken. Herr Blandi hatte zu dem Ende nach ſeiner uns ſchon bekannten Anſicht von der Art und Weiſe, wie man künſtleriſchen Ruf in der Welt bereite, alle jene zweideutigen Mittel in Bewegung geſetzt, welche von Menſchen ſeines Schlages in ähnlichen Fällen angewendet zu werden pflegen. Bezahlte Einſendungen in den H.'ſchen Lokalblättern, von ihm ſelbſt oder von untergeordneten Scriblern und ſogenannten Kunſtkritikern verfaßt, hatten es ſich zur Aufgabe gemacht, die Leiſtungen, Erfolge und Fähigkeiten Lucia's in pomphaften Artikeln anzupreiſen und den Ruf der jungen Sängerin, als einer Künſtlerin erſten Ranges herauszuſtreichen, die ſehr bald die jetzt gefeierteſten Namen verdunkeln werde. Allein Herrn Blandi's thätige Induſtrie blieb dabei nicht ſtehen. Intriguen wurden angezettelt, um die Leiſtungen anderer Sängerinnen herunterzuſetzen, Claqueurs geworben, um die Beifallbezeugungen für Lucia zu verdoppeln, die Zeichen günſtigen Ur-

theils, welche anderen gleichzeitig auftretenden Sängerinnen von Unbefangnen und Urtheilsfähigen gespendet wurden, zu beeinträchtigen. Es kam zu Ärgernissen, die zuweilen an öffentlichen Skandal grenzten. Parteien bildeten sich in den kunstkritisirenden Klatsch- und Winkelblättern, und sogar in einige Zeitungen und bedeutendere Journale wußte Blandi seine Lobhudeleien und Übertreibungen einzuschwärzen. Denn es war in einer Zeit, wo in Deutschland das allgemeine Interesse des Publikums, jedes ernsten öffentlichen Gehalts beraubt, dergleichen Erbärmlichkeiten und Armseligkeiten seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Grade zuwendete.

Das Schlimmste aber war, daß Blandi's Persönlichkeit und sein überall betriebenes rücksichtsloses Anpreisen seiner Tochter und ihrer Kunstgaben, Ruf und Stellung der armen Lucia, die schon durch jene Tagblattintriguen gefährdet worden waren, vollends verderben half. Die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit des jungen Mädchens, die Holdseligkeit und Sanftmuth ihrer ganzen Erscheinung hatten ihr im Bunde mit ihrem anerkannten und gern gehörten Talente viele Theilnahme gewonnen. Angesehene und einflußreiche Familien hatten sie gern in ihre Kreise und Gesellschaften gezogen. Aber die Prätension ihres Vaters, der durchaus darauf bestand, überall mit seiner Tochter zusammen eingeladen zu werden, führte bald dahin, ihr diese Anknüpfungspunkte zu entziehen. So liebenswürdig man überall die junge Sängerin fand, so unangenehm, ja so unerträglich machte sich der begleitende Vater durch seine Prahlerei und Taktlosigkeit. Lucia empfand bald in solchen Fällen die bittersten Qualen in Kreisen, von denen sie sich Förderung und Erheiterung versprechen konnte. Es war nicht

genug, daß ihr Vater, wenn er seine Tochter eine zweite Catalani oder Sonntag nannte, sie selbst in die brennendste Verlegenheit brachte. Nicht genug, daß sie jede an ihn gerichtete inständige Bitte, dergleichen zu unterlassen, mit den laut gesprochenen Worten erwiedern hören mußte: „Da sehen Sie Verehrteste, daß meine Tochter allzu bescheiden ist. Diese Eigenschaft eben hat uns bisher verhindert (Herr Biandi sprach immer in diesem Dualis, wenn er von seiner Tochter sprach), die uns gebührende Stellung in der Kunstwelt einzunehmen." Die arme Lucia mußte auch den bittern Schmerz empfinden, zu sehen, wie der eigne Vater sich durch solches Behaben in den Augen der Gesellschaft hier lächerlich dort verächtlich machte; wie man über ihn die Achseln zuckte oder offen spöttelte, während man die Tochter schweigend bedauerte. Die Einladungen kamen immer seltner, viele Beziehungen wurden ganz abgebrochen und Lucia sah sich sehr bald von der guten Gesellschaft abgeschnitten und völlig isolirt. Ihr war das freilich recht, denn sie litt zuletzt mehr an solchen Gesellschaftsabenden, als sie im besten Falle Vergnügen und Erholung finden mochte. Einige Familien erklärten ihr sogar ziemlich offen, daß man sie selber mit Vergnügen auch ferner sehen werde, daß es aber unmöglich sei, gleiche Einladungen ferner an ihren Vater ergehen zu lassen. Lucia fühlte sich natürlich in doppelter Beziehung außer Stande dergleichen Anerbietungen zu benutzen, welche abgesehen von dem Widerspruche ihres Vaters auch ihrem eignen kindlichen Empfinden für denselben widerstrebten. Sie schwieg und duldete still.

Der Kapellmeister gerieth durch das Abbrechen dieser Verbindungen, durch das Aufhören aller frühern Einladungen in

die übelſte Stimmung. Er warf ſogar der armen Lucia vor, daß ſie es ſei, die durch ihre Niedergeſchlagenheit und Wortkargheit, durch ihre öftere Weigerung in Geſellſchaften zu ſingen, ſich die Theilnahme der Gönner entfremdet habe. Daß das arme Kind ſich durch ſein Betragen bei ſolchen Gelegenheiten eingeengt fühlte, daß der Schmerz und die Beſchämung welche ſie über das unſchickliche und taktloſe Verhalten ihres Vaters empfand ihr oft noch viel mehr als die vorgeſchützte Heiſerkeit das Singen in Geſellſchaft unmöglich machten, daß ihr bei jedem Vortrage eines Liedes ſchon im Voraus die Stimme zitterte, wenn ſie an die begleitenden oder folgenden ekſtatiſchen Bewunderungsrufe des Kapellmeiſters dachte, — von dem Allen hatte Herr Blandi keine entfernte Ahnung. Weit eher glaubte er an Kabale und Intriguen der Sänger und Sängerinnen des Orts, mit denen er ſich und ſeine Tochter verfeindet hatte. Ihnen, und dem Einfluſſe ihrer Freunde und Gönner ſchrieb er die empfangenen Zurückſetzungen zu, wofür er ſeinerſeits ſich durch verdoppelte heimliche und offene Angriffe rächte. Zugleich zwang er ſeine Tochter, welche ſein Betragen aus den Kreiſen der feinern und gebildetern Geſellſchaft verſcheucht hatte, an untergeordneten und minder gebildeten, ja ſogar zuweilen ziemlich rohen Geſellſchaften Theil zu nehmen, Landpartien mit jungen Männern, Kunſtmäzenen dritten Grades, Winkeljournaliſten, jungen Kaufleuten und dergleichen mitzumachen, welche ihm den Vortheil gewährten, auf Koſten derſelben ſich gütlich zu thun, und ihm zugleich das Vergnügen verſchafften, ſeine Tochter als erſte Künſtlerin Deutſchlands beim Champagnerglaſe gefeiert zu ſehen. Daß die Huldigungen, welche in ſolchen Kreiſen ſeiner Tochter dar-

gebracht wurden, oft weit weniger der Künstlerin, als dem jungen und schönen Mädchen galten, beunruhigte ihn wenig, selbst wenn er es hier und da bemerkte. Und selbst wenn es vorkam, daß bei solchen Vergnügungspartien Lucia die einzige Dame war, machte er sich darüber keinerlei Scrupel. Für diesen Fall hielt er seine Anwesenheit für ausreichend, Lucia's Ruf sicher zu stellen. „Was kann denn die Welt dagegen haben? und was kann dir geschehen in Gegenwart und unter dem Schutze eines erfahrnen und besorgten Vaters?" pflegte er mit Emphase zu erwiedern, wenn Lucia es versuchte, Einwendungen gegen ihre Theilnahme an dergleichen Partien zu erheben. Und wenn Lucia's dunkle Augen sich mit Thränen füllten, so wußte er bald durch Schmeicheln bald durch Drohungen auch diese Art des Widerstandes zu überwinden.

Die Folgen von allen diesen Dingen konnten nicht ausbleiben. Lucia's Gesuch um Erhöhung ihres Gehalts, welches sie auf Befehl ihres Vaters an die Conzertvorsteher einreichen mußte, ward von denselben abschläglich beschieden. Herrn Blandi dagegen ward sogar sein Contract gekündigt. Man ergriff seine unbesonnene Drohung, daß er seine Stellung aufgeben werde, wenn man seiner Tochter nicht eine erhöhte Gage bewillige, als eine willkommene Gelegenheit, ihn los zu werden, und damit zugleich den Hauptanstifter der Parteiung und Disharmonie im musikalischen Publikum von H. aus der Stadt und von dem Schauplatze seiner allgemein gemißbilligten Thätigkeit zu entfernen. Dagegen zeigte man sich geneigt und erbötig, Lucia allein zu behalten. Einer der Vorsteher des Conzertvereins, ein theilnehmender und der jungen Künstlerin sehr wohlgesinnter, angesehener Kaufherr, gab ihr sogar zu verstehen,

daß man ihre Bitte um erhöhte Gage nur darum abgeſchlagen, um den Vater, deſſen Perſönlichkeit und Benehmen ihrer Laufbahn verderblich zu werden drohe, von ihr zu entfernen. Der wackre Mann ging noch weiter. Seine Tochter hatte Lucia liebgewonnen. Nur ſchwer hatte ſie den Umgang mit dem holden, beſcheidnen Kinde aufgegeben, deſſen ganzes Weſen ihre Neigung erweckte, und an deſſen Kunſtbegabung ſich ihre eigne Liebe zur Muſik erfreute. Aber ihre Eltern hatten gleichfalls nicht vermocht, Lucia allein ohne den Vater in ihren Kreis zu ziehen, und ihr ſelbſt war es unterſagt worden, Lucia in deren Wohnung zu beſuchen, weil die Geſellſchaft, mit welcher Herr Blandi ſeine Tochter umgab, Anſtoß erregte. Jetzt ließ der Kaufherr, durch ſeine Tochter bewogen, der jungen Sängerin ein Anerbieten machen, das ihre nächſte Zukunft ſicher ſtellte. Er bot ihr an in ſein Haus zu ziehen, und unter dem Schutze ſeiner Familie ihre Stellung ohne den Vater zu behaupten. Jedoch ſei es eine weſentliche Bedingung, daß ihr Vater, der ohnehin ſeine Stelle aufgegeben habe, die Stadt verlaſſe.

Die gute Lucia vergoß Thränen bei dem Empfange dieſer Nachricht, welche ihr ein Brief der jungen Amelie überbrachte. Es waren Thränen der Rührung und des Kummers. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß ihr hier ein Ausweg aus einem Schickſale geboten wurde, deſſen Dunkel ſie am Horizonte der Zukunft bereits drohend aufſteigen ſah. Zugleich aber erfaßte ſie eine unnennbare Angſt davor, daß ihr Vater nicht in dieſen Plan einwilligen möchte. Sie beſchloß auf den erhaltenen Brief nicht eher zu antworten, bis ſie mit dem Vater Rückſprache genommen habe. Obſchon ihr von ihren Gönnern

Verſchwiegenheit gegen denſelben empfohlen worden war, ſo fühlte ſie ſich außer Stande dieſem Gebote nachzukommen. Lucia fühlte trotz alles deſſen, was ihr Verſtand ihr über das Betragen ihres Vaters ſagte, doch eine unüberwindliche, aus Mitleid und kindlicher Liebe gemiſchte Anhänglichkeit an ihren Vater. Er war unglücklich, ſchon das war genug für ſie, er handelte verkehrt, aber es geſchah ja aus Liebe für ſeine Tochter, und aus Sorge ihr Wohl zu fördern. Er ſchadete ihr durch ſeine Vielgeſchäftigkeit und durch ſeine kleinlichen Mittel und Intriguen; aber er ließ ſich auch keine Mühe verdrießen, die geringſten Dienſte zu thun, um ihr Intereſſe in ſeinem Sinne und auf ſeine Weiſe zu fördern. Er wollte ſie als Mittel benutzen, ſich ein ſorgenfreies Daſein zu ſchaffen, aber auch ſie ſollte zu Glanz und Auszeichnung, zu Ehre und Reichthum gelangen, alle Welt ſollte ihr huldigen. Er hielt ſie abgetrennt von ihrer Mutter und ihrem alten Freunde, und dieſe Härte war es, welche ihr Herz am ſchmerzlichſten empfand; aber er wollte dadurch zugleich ihren Geiſt vorwärts und auf ihr nächſtes Ziel ohne Ablenkung richten. Er handelte und that, wie er es verſtand, wußte und fühlte. Seine Taktloſigkeit, ſeine Intriguenſucht, ſeine ungeſchickten Anpreiſungen der Tochter — das Alles waren Folgen ſeiner eignen ſittlichen Verwilderung, wenn man wollte eine Art von Gemüthsverwirrung und Herzenswahnſinn. Aber dieſer hier verachtete, dort verſpottete, überall mit Kälte behandelte Mann war endlich — ihr Vater. Und wie ſchwer iſt es für ein Kind, den Vater für ſchlecht zu halten! wie ſchwer war es für die engelgute ſanfte Lucia!

Dennoch war ſie entſchloſſen jenes großmüthige Anerbieten

anzunehmen, wenn es ihr gelinge des Vaters Einwilligung zu erhalten. Sie wollte sich anheischig machen, ihm die Hälfte ihres Gehalts abzutreten. Mit dem Reste, den sie durch wohlbezahlten Unterricht, zu welchem sich ihr leicht die Gelegenheit bieten würde, noch ansehnlich zu vermehren hoffte, glaubte sie nicht bloß im Stande zu sein, sich selber anständig zu erhalten, sondern auch noch genug zu erübrigen, um ihre geliebte Mutter ausreichender, als es bisher geschehen konnte, zu unterstützen. Froh erregt setzte sie sich an ihr Tischchen um einen Brief an die Mutter zu beginnen, den sie zum Erstenmale heimlich abzusenden bei sich beschloß. Sie war bei all diesen Gedanken und Planen allmälig so voll freudiger Zuversicht und Hoffnung auf eine heitere Zukunft geworden, daß sie das Eintreten ihres Vaters nicht bemerkte, welcher plötzlich hinter ihrem Stuhle stand. Lucia fuhr von ihrem Sitze empor und erschrak als sie sein zorngeröthetes Gesicht erblickte.

Der Kapellmeister war in sehr aufgeregter Stimmung. Er kam so eben von einer Unterredung mit dem Committeevorstande des Theaters, der zugleich den Vorstand des Conzertvereins bildete. Alle seine Forderungen und Gesuche waren abgelehnt worden, seine Entlassung war entschieden. Man hatte ihn die Gründe derselben merken lassen, und Herr Blandi, dessen Leidenschaft alle Schranken durchbrochen hatte, als er sein Spiel verloren und alle Bitten, zu denen er sich allmälig herabgestimmt hatte, vergeblich sah, war bedeutet worden, daß ihm für die Beleidigungen die er ausgestoßen, gerichtliche Verfolgung bevorstehe, wenn er es nicht vorziehe, schleunig die Stadt zu verlassen.

Herr Blandi war augenscheinlich in einem halb berausch-

ten Zustande. Er hatte nach jenem Auftritte zum Wein seine Zuflucht genommen, um seinen Ärger zu ertränken, und seinen Muth aufzustacheln. Die Gesellschaft, welche er dabei gefunden, hatte das ihrige gethan, sein Vorhaben zu unterstützen. Verwünschungen und Drohungen gegen die Intriganten, welche ihn verfolgten, waren ausgestoßen, Pläne sich zu rächen geschmiedet worden, von denen einer immer abenteuerlicher und unausführbarer war als der andere. Endlich war beschlossen, daß Herr Blandi fürs Erste ohne Anstellung in H. bleiben, und die Gelegenheit abwarten wolle, der Concert- und Theaterdirektion einen Streich zu spielen.

„Was hast Du wieder zu schreiben?" fuhr er die Tochter an, welche vergebens bemüht gewesen war, seine Aufmerksamkeit von dem Briefe abzulenken.

Noch ehe sie aber antworten konnte, bemerkte er den Brief Amélie's, der neben dem Schreibzeuge lag. Bei dem Anblick fremder Schriftzüge gerieth er in den heftigsten Zorn.

„Also korrespondirt wird hinter meinem Rücken? trotz aller meiner Verbote? Ist das der Dank für all die Mühe und Sorge, für all' die Kränkungen und Beleidigungen die ich um Deinetwillen ertrage, ungehorsames und undankbares Kind?"

Die Weinlaune half ihm sich in eine ihm auch sonst nicht seltne Rührung hineinarbeiten. Er beklagte sein elendes Loos, er spielte, ja er war wirklich für den Augenblick ein zärtlicher Vater, der sich von seiner Tochter beleidigt glaubt. Allein diese Rührung und ihr Ausdruck wich sofort wieder dem heftigsten Zorn, als ihm Lucia den Brief Amélens, nach welchem

er griff, mit einer ſanften Bewegung entzog, und ihn bat, ſie vorher erſt anzuhören, ehe er den Brief ſelbſt leſe. Eine Ahnung überflog ſie, daß dies in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht geſchehen dürfe, daß es ihr verderblich werden könne.

Allein ihre Vorſicht wie ihre Bitten waren vergeblich. Der unglückliche Mann, in deſſen Seele der Verdacht gegen Alles was ihn umgab, in lichten Flammen emporloderte, entriß ihrer ſchwachen Hand mit roher Gewalt das Blatt.

„Aha Schätzchen!“ rief er höhniſch lachend aus, „ich ſehe Du haſt von Deiner Frau Mutter mehr gelernt, als ich dachte. Aber ich will Dir nicht rathen, es gegen Deinen Vater anzuwenden. Du hätteſt von Deiner Mutter auch zugleich erfahren ſollen, wie ich Intriguen in meiner Familie, und Korreſpondenzen hinter meinem Rücken beſtrafe!“

Lucia ſchauderte bei der Pantomime, mit welcher der rohe Vater dieſe Worte begleitete. Sie rief dunkle ſchreckliche Erinnerungen wach aus ihrer unglücklichen Kindheit, Erinnerungen an halb vergeſſene, kaum noch geglaubte Scenen zwiſchen Vater und Mutter, die ihr, nur halb bekannt, wie ein böſer Traum erſchienen waren.

Der Kapellmeiſter hatte unterdeſſen den Brief mit immer ſteigender Wuth zu Ende geleſen. Der vorher gehabte Ärger, der Weingenuß, die Aufregung der eben vorhergegangenen Rührung ſteigerten dieſe Wuth bis zur Sinnloſigkeit. Seine Eitelkeit fühlte ſich auf das tiefſte gekränkt, die Beſorgniß, daß es gelingen könne, die Tochter von ihm zu entfernen geſellte ſich dazu.

„Alſo dahin iſt es gekommen!“ ſchrie er, und ſeine Worte wie ſeine Stimme raſ'ten die ganze Scala verſchiedenartigſter

Empfindungen auf und nieder, — „dahin ist es gekommen! Dies Kind, für das ich alles ertrage und dulde, für das ich jedes Opfer zu bringen bereit bin, um derenwillen ich eben meine gesicherte Stellung geopfert, — dies Kind, meine Tochter verräth mich. Sie briefwechselt mit Menschen, welche in die geheiligten Vaterrechte einzugreifen, Kind und Vater zu trennen sich unterfangen!“

Er begleitete diese Worte mit Schluchzen und Thränen, die wieder neuen Zornausbrüchen Platz machten, sobald die weinende Lucia einen Versuch wagte, ihm die Sache in einem andern Lichte erscheinen zu lassen. Es fehlte wenig, daß er sich thätlich an ihr vergriffen hätte. Lucia hatte ihn so nie gesehen. Eine schauernde Angst überfiel sie und krampfte ihr das Herz zusammen. Sie war bereit, dieser Scene um jeden Preis ein Ende zu machen, und alles zu thun, was er verlange, um ihn zu überzeugen, daß sie nicht lieblos und eigensüchtig gegen ihren Vater, wie er ihr vorwarf, zu handeln Willens gewesen. „Sage nur, was Du willst, daß ich thue,“ sprach sie, „ich will ja gerne Folge leisten.“

Als der Kapellmeister diese Wirkung seiner aufgewendeten Kunst bemerkte, änderte er plötzlich seinen Ton.

„So ists recht meine Lucia, meine gute Tochter! Jetzt setze Dich hin und beantworte den Brief.“

Lucia nahm die Feder. „An wen soll ich schreiben?“ fragte sie zögernd und mit zitternder Stimme. „Soll ich der Freundin Amélie für ihr gütiges Erbieten danken?“

„Larifari! Danken? Dem jungen Dinge! mein Schatz, an ihren Vater den alten Gleisheim, — Gleisner wär' ein besserer

Name für den alten reichen Filz — an den ſollſt Du ſchreiben, und zwar in Deinem Namen. Ich werde Dir diktiren."

Und jetzt diktirte er dem armen Kinde einen Brief voll Anmaßung und Beleidigung, in welchem ſie den ihr gemachten Vorſchlag mit Aufwendung alles erdenklichen Phraſenpomps zurückwies, die Unſittlichkeit des Beſtrebens Vater und Kind zu trennen, und das letztere zu Ungehorſam und Undank gegen den erſteren zu verleiten mit dem ſtärkſten Tadel belegte, ihren Künſtlerrang und ſogar ihre edle Geburt prahleriſch hervorhob, und am Schluſſe — ihren Contrakt aufkündigte.

Mit einer Freude, als habe er das größte Glück erreicht, ſiegelte der Kapellmeiſter den Brief, und ſein Geſicht ſtrahlte vor befriedigter Eitelkeit und Rachſucht, als er denſelben ſeiner Tochter hinreichte um die Adreſſe darauf zu ſchreiben. Der halbverrückte Mann hatte nicht vergeſſen, Lucia ſchreiben zu laſſen, daß ſie den ihr gemachten Vorſchlag aus freier Überzeugung verwerfe, daß ihr Vater, weit entfernt ſie irgend zu zwingen, vielmehr bereit ſein würde, ſeinerſeits jedes Opfer zu bringen, daß ſie ſelber aber die Kränkungen und Beleidigungen, die man ſich auch im Hauſe des Herrn Gleisheim gegen einen Künſtler erſten Ranges erlaubt, zu tief empfinde, um nur einen Augenblick daran denken zu können, von einem ſolchen Hauſe eine Wohlthat anzunehmen.

Als Lucia den Brief beendet hatte, und ihr Vater ſie verließ, um denſelben ſogleich zu beſorgen — denn es war, als ob er die Zeit nicht erwarten könne, dieſen Streich — gegen ſich ſelber — zu führen, da brach das unglückliche, verlaſſene Mädchen, welche jetzt mit einem Blicke die Folgen dieſes Schrittes überſah, in einen Strom heißer Thränen aus. Es ſchien

als ob ſich ein Abgrund zu ihren Füßen öffne, als ob mit dieſem Briefe die ganze Hoffnung ihrer Zukunft vernichtet ſei. Einen Augenblick wollte ſie ihrem Vater nacheilen, ihn beſchwören, den Brief nicht abzuſenden. Ihr Herz brach zuſammen unter der Laſt der Lüge und Undankbarkeit, welche der ſinnbethörte Mann auf ihre Seele gewälzt hatte. Aber es war zu ſpät. Der eben ins Zimmer tretende Kapellmeiſter rief ihr entgegen:

„Jetzt iſt es gut. Der ſtolze Kaufherr wird den Brief nicht an den Spiegel ſtecken!“ Und gleichſam als wenn durch ſeine verwilderte Seele eine Ahnung beſſerer Natur aufleuchte, die ihm zeigte, in welches Unheil er ſein Kind zu ſtürzen im Begriff ſtehe, ſtrich er ihr mit der Hand über das Haupt, und nannte ſie mit allen möglichen Schmeichelnamen, ſeine gute gehorſame Tochter, ſeine beſte Freundin, ſeine einzige Stütze und Hoffnung. Dann aber ſchnell wieder in einen leichtſinnigen Ton übergehend, händigte er der weinenden Lucia einiges Geld ein, und befahl ihr, ſich für heute Abend auf einige Gäſte einzurichten. „Es ſind Freunde,“ ſetzte er hinzu, „die uns für dein Fortkommen behilflich zu ſein, und uns einen glänzenden Abſchied zu bereiten gedenken. Wir werden ein Konzert für uns geben, und ganz H. ſoll erfahren, was die Konzertdirektion durch Deinen Abgang der Stadt entzogen hat. Wir werden triumphiren über unſre Feinde.“

Mit dieſen Worten nahm er Hut und Stock und verließ das Zimmer.

6.

„Mein Kind, der Menſch iſt eben ſo verrückt als er ſchlecht iſt!“ ſagte Herr Gleisheim zu ſeiner Tochter Amélie, indem er ihr den Brief Lucia's hinreichte. „Es iſt ganz offenbar, daß er und nicht ſeine Tochter den Brief geſchrieben hat, aber — das ändert in der Sache nichts. Dem guten Kinde iſt nicht zu helfen. Sie wird zu Grunde gehen.“

In der Stadt hatte ſich bald das Gerücht von dem Geſchehenen verbreitet. Lucia's Kontrakt ward nach einigem Zögern gelöſt. Die Konzertdirektion erwies ſich durch Gleisheims Vermittelung noch großmüthig genug, Lucia nicht alle pekuniären Nachtheile dieſes Schrittes empfinden zu laſſen. Man bemitleidete die Tochter ſo ſehr man allgemein den Vater tadelte. Indeſſen erhoben ſich auch viele Stimmen, welche inſofern für den letztern Partei ergriffen, daß ſie es von Gleisheim unrecht fanden, einen Eingriff in väterliche Rechte verſucht, ſich gleichſam zwiſchen Vater und Kind gedrängt zu haben. Auch an ſolchen fehlte es nicht, welche ihm dabei egoiſtiſche Abſichten unterlegten; und während die einen ſeine Großmuth aus der Abſicht erklärten, das Talent der jungen Sängerin für die muſikaliſche Ausbildung ſeiner Tochter und für den Genuß ſeiner muſikaliſchen Zirkel benutzen zu wollen, fanden ſich ſogar einige Tugendhafte, welche dem fünfzigjährigen Wittwer noch weit weniger ehrenwerthe Abſichten unterlegten.

Das Abschiedskonzert wurde gegeben. Es war sehr zahlreich besucht, denn die Sache war eine Art von öffentlichem Skandal geworden. Die Gönner sorgten für stürmischen Applaus mit obligatem „Hierbleiben!" und sonstigen Ehrenrufen. Kränze, Blumen, Gedichte fehlten nicht, und ein Ständchen mit Fackeln, welches der jungen Sängerin von dem Kreise der uns bekannten Verehrer gebracht wurde, versetzte den eitlen Kapellmeister in Entzücken. Die Folge davon war, daß er die Huldigenden sämmtlich bewirthete, wobei ein großer Theil der letzten Konzerteinnahme zum Weinhändler ging, obschon das Geld für die vorgesetzte Kunstreise kaum zur Bestreitung der ersten Kosten nothdürftig ausreichte. Herr Blandi aber schwamm in einem Meere von Wonne. Empfehlungen aller Art waren ihm bereitwillig versprochen, einige sogar gegeben, andre sollten nach- oder voraufgesendet werden, an deren Ausführung man schon nicht mehr dachte, als Vater und Tochter an dem folgenden regengrauen Herbstmorgen die Stadt verließen.

Der einzige Gewinn, welchen Lucia bei diesen letzten Ereignissen davon getragen hatte, war ein für sie bedeutender. Sie durfte fortan, so oft sie wollte ihrer Mutter und ihrem Lehrer schreiben, um beiden von ihrem Ergehen Nachricht zu geben. Auf diese Freiheit hatte sie bestanden, und dieselbe zur Bedingung ihres sonstigen Gehorsams in allen Stücken gemacht. Und da sie ihrem Vater hinsichtlich der Beförderung ihrer Briefe zu mißtrauen gegründete Ursach hatte, so zog sie es vor, dieselben selbst zu besorgen, und sie nicht mehr die väterliche Censur passiren zu lassen. So geschah es, daß endlich Frau Blandi die ersehnte Kunde von ihrer Lucia und mit derselben die Nachricht von den erzählten Vorgängen empfing.

Der Eindruck derselben war sehr niederschlagend. Er wirkte zerstörend auf Frau Blandi's Gesundheit. Der treue Benkenstein und Schwester Judith verdoppelten ihre Anstrengungen. Aber die Freundin siechte und schwand sichtbar hin. Eine unüberwindliche Ahnung, daß ihrem einzigen Kinde ein schweres Unheil bevorstehe, daß sie selber durch ihre Nachgiebigkeit gegen ihren Gatten dies Unglück verschuldet, verdüsterte ihre Seele. Vergebens bot der Musikmeister alle seine Beredsamkeit auf, ihre schwarzen Ahnungen zu zerstreuen. Sie selbst erinnerte ihn jetzt oft an das Gespräch jenes Abends, wo er sie flehentlich gebeten, das Kind nicht mit dem Vater in die Welt ziehen zu lassen. Es waren schwere, graue Tage. Auch äußere Noth gesellte sich zu der innern. Die erhoffte Gehaltszulage war nicht erfolgt. Mehrere Musikstunden waren, Dank der tugendhaften Entrüstung der Frau Bürgermeisterin und ihres Anhangs, dem Musikmeister gekündigt, andere hatten zufällig aufgehört. Frau Blandi, die sonst noch durch Gesangunterricht und feine weibliche Arbeiten etwas erworben hatte, war jetzt dazu seit lange außer Stande. Blandi ließ nichts von sich hören, die versprochenen Geldsendungen blieben aus und Kummer und Sorge aller Art waren eingekehrt in das Mansardenzimmerchen des braven Musikmeisters, das wir zuletzt von einer so heitern Scene belebt verließen.

Der Kapellmeiſter Blandi hatte unterdeſſen mit Lucia ſeine Kunſtreiſe, von welcher er dem armen Kinde goldene Berge verſprach, angetreten. Man kann nach dem Vorhererzählten leicht ermeſſen, mit welchem Erfolge. Am geringſten war derſelbe in allen größern Städten. Die Periode des Virtuoſenthums war ohnehin in Deutſchland im Abnehmen begriffen. Das überreizte und überſättigte Publikum verlangte vor Allem großen vorhergehenden Ruf einer neu auftretenden Künſtlerin, glanzvolle äußere Erſcheinung, pomphafte Ankündigungen durch die verbreitetſten Blätter, Anſprüche an ſeinen Geldbeutel durch enorme Preiſe, welche mit dem Luxus des äußern Auftretens im Verhältniß ſtehen, während ſie der Maſſe imponiren — die nur zu oft bloß deshalb:

„Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht,"

weil ſie den Virtuoſen oder die Sängerin *ſehen* will, welche an einem Abende mit ein Paar Geigenſtrichen oder Arien Haufen Geldes zu erwerben im Stande iſt. Dies alles aber waren Erforderniſſe und Eigenſchaften, welche die arme Lucia entbehrte. Aber das war noch lange nicht Alles. In den meiſten größern Städten hatte Herr Blandi durch früheres Verweilen einen mehr als zweideutigen Ruf erworben, welcher ſelbſt das Auftreten Lucia's unmöglich machte. In andern, wo er einen ſolchen nicht zu fürchten hatte, verdarb er durch ſein uns bereits hinlänglich bekanntes, halb lächerliches halb widriges und verächtliches Behaben ſehr bald den guten Eindruck, welchen Lucia's Erſcheinung und Talent gemacht hatten. Noch einmal ſchien ihr indeß ein glücklicher Stern zu leuchten, als eben die letzten Geldmittel auf die Neige zu gehen drohten. Eine Hofbühne mittlern Ranges engagirte die junge

Sängerin als eine glückliche Acquisition für ein zweites Fach der Oper mit einem ziemlich ansehnlichen Gehalte, ausreichend sie selbst und ihren Vater, der für seine Person nirgends eine Anstellung finden konnte, zu erhalten. Es war eben zu einer Zeit, wo Lucia in einem Briefe ihrer Mutter zwischen den Zeilen die Andeutung der bedrängten Lage gelesen hatte, in welcher sich die kleine Familie des wackern Musikmeisters durch ein Zusammentreffen ungünstiger Umstände versetzt sah. Lucia war glücklich, grade in diesem Augenblicke eine Möglichkeit vor sich zu sehn, da thätig zu helfen, wo sie bisher nur Thränen des Kummers und der Sorge für das Loos ihrer Mutter gehabt hatte. Mit beiden Händen nahm sie daher das Anerbieten des Hoftheaterintendanten an, und ihre Leistungen wie ihre ganze Führung, ihre bereitwillige Unterordnung unter die Launen und Capricen ihrer Collegiinnen, ihre Beflissenheit sich überall dienstwillig zu erzeigen, überall auszuhelfen, sich jeder Anordnung gern zu fügen, waren zu seltne Eigenschaften in der Theaterwelt, um nicht von den Vorgesetzten wie von den Genossen Lucia's dankbare Anerkennung zu finden.

Aber auch hier bemerkte Herr Blandi, der durch das gänzlich unthätige Leben, zu welchem er sich durch eigne Schuld verdammt sah, immer tiefer und tiefer sank, nicht sobald, daß man mit Lucia sich zufrieden zeigte, daß sie dem Publikum gefiel, während ihre sonstigen Eigenschaften sie in den Augen des Intendanten als ein werthvolles Mitglied der Theatergesellschaft erscheinen ließen, als er auch schon das in H. betriebene Spiel zu erneuern begann, um aus allen diesen Umständen für sich Vortheil zu erwirken. Theils aus Trägheit,

theils aus Hochmuth hatte er es verschmäht, als Ripienist in die Orchesterkapelle des Theaters einzutreten, nachdem ihm die Stelle eines Kapellmeisters, um welche er sich beworben hatte, abgeschlagen und einem tüchtigen und bewährten Künstler verliehen worden war. Er zog es vor, mit einem italiänischen Orden geschmückt, in den Weinhäusern und Restaurationen sich umherzutreiben, die Verdienste seiner Tochter überall anzupreisen, über die Knickerei der Intendanz zu schimpfen, welche ein solches Talent so schlecht belohne und es in untergeordneten Partien beschäftige, statt ihm, wie es sich gebühre, den ersten Rang anzuweisen. Er zettelte Kabalen an gegen die Primadonna, gegen den Direktor des Orchesters, gegen die halbe Theaterwelt, wobei er, wie das immer zu gehn pflegt, die andere Hälfte derselben, ja sogar einen Theil des Publikums auf seiner Seite hatte. So brachte er es auch hier sehr bald dahin, daß noch vor dem Ablaufe des ersten Contraktes der Vorstand der Bühne sich genöthigt sah, denselben zu kündigen, da auch diesmal Lucia sich weigerte, ihren Vater, den sie vergebens mit tausend Thränen beschworen hatte, von seinem Treiben abzulassen, zur Entfernung aus der Stadt zu bewegen.

Blandi gerieth durch diesen Ausgang seiner Bestrebungen, welcher die Katastrophe von H. erneuerte, in eine unbeschreibliche Wuth. Ein Ausweisungsbefehl, welcher ihm wegen gröblich beleidigender Reden, die er an öffentlichen Orten gegen den Hoftheaterintendanten und noch höher gestellte Personen geführt hatte, von dem Polizeipräsidenten auf höhere Verordnung zuging, trug nicht dazu bei, seinen Zorn zu vermindern. Nur Lucia's Vorstellungen und Bitten gelang es,

die Ausführung jenes Befehls auf ſo lange zu verſchieben, bis ſie ſelbſt, nach Erfüllung ihrer contraktlichen Pflichten, den Vater begleiten könne. Der Kapellmeiſter hatte ſich nämlich unter den unſinnigſten Drohungen geweigert, ſeine Tochter auch nur einige Wochen allein, und ohne ſie die Stadt zu verlaſſen. Die Bitten der Tochter, die Vorſtellungen des Intendanten waren fruchtlos geblieben. Er beſtand um ſo mehr darauf, daß die Tochter ihm folge, weil in ſeiner Seele eine Befürchtung aufgeſtiegen war, daß der Fortdauer ſeiner väterlichen Alleinherrſchaft und Beſitzgewalt über die Tochter von gewiſſer Seite her eine ernſte Gefahr drohe. Ein junger Schauſpieler, Julian Waldau, welcher um dieſelbe Zeit mit Lucia nach W. gekommen, und im Fache jüngerer Charakterdarſteller ein Engagement am Theater erhalten hatte, war ſeit Lucia's erſtem Auftreten von ihrer Schönheit und Anmuth nicht minder als von ihrem Geſange tief ergriffen worden. Sein ſcharfer Blick hatte in kurzer Zeit die unglückſelige Lage der jungen Künſtlerin in den Händen eines Vaters, wie der Kapellmeiſter Blandi, erkannt; und zu dem Eindrucke des holdſeligen Liebreizes, welchen das ſchöne Mädchen auf ihn ausübte, geſellte ſich bald noch verſtärkend das tiefſte Mitgefühl mit einem Geſchick, deſſen traurigen letzten Ausgang er, wenn keine entſcheidende Veränderung dieſes unglücklichen Verhältniſſes zwiſchen Vater und Tochter eintrat, mit Sicherheit vorauszuſehen glaubte.

7.

Julian Waldau bildete unter ſeinen Kunſtgenoſſen eine ebenſo eigenthümliche und ſeltene Erſcheinung, wie Lucia in dem Kreiſe der ihrigen. Von anſtändiger aber mittelloſer Herkunft, der einzige Sohn eines frühverſtorbenen Beamten, hatte er es durch Unterſtützungen vornehmer Gönner und einflußreicher Verwandten trotz der Armuth ſeiner Mutter möglich gemacht, ſich auf Gymnaſium und Univerſität zu einer ſogenannten Staatscarrière vorzubereiten. Mit den beſten Zeugniſſen ausgeſtattet, hatte er die Schule als einer ihrer hoffnungsreichſten Zöglinge verlaſſen, um ſich auf der Univerſität B. dem Studium der Rechte zu widmen. Bald aber zogen ihn hier weit mehr als Corpus Juris, Inſtitutionen und kanoniſches Recht, diejenigen Vorleſungen an, welche ihn in die Hallen der Geſchichte und Philoſophie, ſowie in die Meiſterwerke der Literatur alter und moderner Welt einführten. Ein tiefer innerer Drang zu eigner dichteriſcher, und beſonders dramatiſcher Produktion, der ihn ſchon frühe beherrſcht hatte, verbunden mit einem nicht unbedeutenden Talente und mit einer unbezwinglichen Luſt zu theatraliſcher Darſtellung derjenigen großen Charaktere, deren Zeichnung er in den Werken Shakſpears und der deutſchen Klaſſiker bewunderte, vereinigten ſich, um ihm die doppelte Laufbahn eines dramatiſchen Darſtellers und Dichters als die wünſchens-

wertheste und ihm gemäßeste Lebensaufgabe erscheinen zu lassen. Die ganze Öde und Inhaltlosigkeit einer juristischen Beamtencarrière in seinem Vaterlande gähnte ihn an, je näher er dem Eintritte in dieselbe mit dem Ablaufe seiner Studienzeit rückte. In England würde vielleicht der öffentliche Redner, der Anwalt, der Parlamentsredner, eine Laufbahn als Staatsmann dem reichbegabten, freiheitdurstigen jungen Manne als preiswürdiges Ziel erschienen sein. In einem Lande ohne Öffentlichkeit, ohne jeden Hauch politischen Lebens, ohne irgend einen Schauplatz freier Regung und persönlicher menschlicher Entwicklung schauderte er zurück vor dem Loose als namenloser Stift in dem Räderwerke der großen Akten schreibenden und Akten lesenden Staatsmaschine, mit Zurückdrängung aller seiner theuersten Interessen menschlicher Bildung und Thätigkeit öde, geistlose Tage abzuspinnen. Ein Grauen überfiel ihn bei der Aussicht, zuletzt in irgend einem kleinen weitentlegnen Neste als Beamter in einem Treiben zu versauern, in dessen wüster Haide das Grün des Aktentisches die einzige „grüne Weide" bildete. Sein Entschluß war bald gefaßt. Der Tod seiner Mutter, welcher ihn von der letzten Pflicht gegen Angehörige entband, bestärkte ihn in demselben. Einzig und allein aus einem gewissen Stolze verschob er dessen Ausführung. Er wollte seinen Gönnern, durch deren Fürsprache er die zu seinen Universitätsstudien nöthigen Stipendien erhalten hatte, beweisen, daß nicht Mangel an erworbener Fähigkeit den Anforderungen des Staates zu genügen ihn zu seinem Schritte bewogen habe. Nach vortheilhaft bestandener erster Staatsprüfung aber sah die erstaunte Welt um ihn her plötzlich den jungen Aspiranten der allein-

seligmachenden Staatscarrière die sichere Aussicht auf die Ehren und Vortheile eines Mitgliedes der Beamtenhierarchie gegen eine Laufbahn vertauschen, deren Aussichten und Geltung das gerade Gegentheil der ersteren bildeten. Julian wurde Schauspieler!

Das Aufsehn, welches dieser Schritt in der Umgebung des jungen Mannes hervorrief, war ungeheuer. Die Professoren der Universität, deren fleißiger Zuhörer er gewesen war, schüttelten dazu den Kopf und sprachen von Überspannung aus Eitelkeit. Ihre Frauen und Töchter, von denen manche der erstern schon für diese oder jene unter den letztern ihre Rechnung auf den zukünftigen Assessor oder Rath gemacht hatte, waren in gar keinem Zweifel darüber daß eine Liebesleidenschaft, wie die Töchter, oder eine Liebschaft wie die Mütter sich ausdrückten, den Anlaß zu diesem unsinnigen Entschlusse gegeben habe. Sie waren auch bald über den Gegenstand derselben im Reinen, und eine junge Schauspielerin im tragischen Liebhaberfache, an deren Kunstleistungen Julian während des vorübergehenden Aufenthalts einer Schauspielergesellschaft in der Universitätsstadt ein besonderes Interesse genommen hatte, wurde mit voller Sicherheit als die Sirene bezeichnet, welche den Verirrten vom offnen Pfade der bürgerlichen Vernunft abgelenkt habe. Auch an solchen Beurtheilern fehlte es nicht, welche die Sache in Bausch und Bogen abmachten, indem sie Julian gradezu für verrückt erklärten. Zu dieser Klasse gehörten alle Hof- und geheimen Hofräthe, alle kleinen und großen Beamten, alles was aus der großen Staatskrippe sein Futter zu nehmen gewohnt, keinen Augenblick Bedenken trug, einen Menschen für wahnsinnig zu hal-

ten, der die Aussicht auf „ein sicheres Brot," von der Ehre gar nicht zu reden, nachdem er obenein bereits ein Examen bestanden, so freventlich von sich warf, um sich dafür einem unsichern und geringgeschätzten, die Frommen setzten hinzu einem so gottmissfälligen „Gewerbe" hinzugeben. Diese Menschen, welche sich aus voller Überzeugung Christen nannten — es waren sogar ein paar ächte, feine, augenverdrehende darunter, — hatten wahrscheinlich den Spruch Christi vergessen, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt. Julian, obschon kein gläubiger Christ, empfand und handelte nach diesem Spruche. Er machte sich über seine nächste Zukunft auch nur geringe Illusionen. Er sah die Kunst, der er sein Leben zu widmen beschlossen hatte, im tiefsten Verfalle. Das Drama zu inhaltlosem Schwulst und zu frivoler Gemeinheit herabgewürdigt, hatte Schauspieler herangebildet, welche der darzustellenden Erbärmlichkeiten würdig waren. Dramatische Poesie und Schauspielerei arbeiteten um die Wette an ihrer beiderseitigen Verschlechterung. Einzelne begabte standen einsam unter dem Troß der Dionysosjünger. Was blieb ihnen anders übrig als auch hier auf den Brettern ein Virtuosenthum auszubilden, was noch in allen Zeiten das sicherste Zeichen gewesen ist von dem Verfalle einer Kunst.

Julian sah das Alles, aber er verlor darum den Muth nicht. Er glaubte an eine nahe Wiedergeburt der von ihm heiß geliebten Kunst, an einen Aufschwung, welcher ihre Ausübung wieder zum Kultus des Volks erheben und ihr im Leben des letztern die ihr gebührende Stelle anweisen sollte. Er knüpfte diese Hoffnung an die freieren Flügelschläge des öffentlichen Volksgeistes, welche sein feines Ohr zu vernehmen

glaubte. Zu dieſer Erhebung wollte er an ſeinem Theile nach Kräften beitragen. Sein Talent als Schauſpieler ſollte ihm die Mittel einer ſichern, und vor allen Dingen einer völlig freien Exiſtenz erringen. Dies Ziel zu erreichen ſchien ihm nicht ſchwer, und die Ausſicht auf die ungeſtörte, ja durch ſeine ſchauſpieleriſche Thätigkeit und Erfahrung nur noch geförderte Beſchäftigung mit der dramatiſchen Poeſie winkte ihm als Siegespreis an dieſem Ziele.

Als er Lucia kennen lernte, war es ſchon über zwei Jahre her, daß Julian ſeinen Entſchluß ausgeführt hatte, und noch hatte er ſich bisher nicht in dem Falle befunden, denſelben irgend zu bereuen. Im Gegentheil, ſeine Laufbahn, ſeine Beſchäftigung wurden ihm mit jedem Tage lieber. Je geringer ſeine Illuſionen, je dunkler ſeine Anſichten von dem Schauſpielerleben der Gegenwart geweſen waren, um ſo weniger ſah er ſich im ſchlimmen, um ſo öfter dagegen im guten Sinne getäuſcht. Julian hatte ſeinen Namen nicht abgelegt als er in die erſte Truppe eintrat, obſchon ſeine Verwandten es mit Heftigkeit verlangt hatten. Das entzog ihm die letzte Ausſicht auf irgend eine Theilnahme derſelben an den Wechſelfällen ſeines Schickſals, aber es gewann ihm die gute Meinung und Neigung ſeiner Kunſtgenoſſen. Seine frühern Verhältniſſe waren bekannt geworden, er ſelbſt hatte daraus kein Hehl gemacht. Die Schauſpieler fühlten ſich geehrt, daß ein Mann mit ſolchen Ausſichten, mit ſolcher Bildung frei und offen in einen Stand eintrete, der ſonſt faſt nur die Schiff- und Bankbrüchigen des Lebens zu vereinen pflegt. Seine hohe wiſſenſchaftliche Bildung ließ es um ſo bedeutſamer erſcheinen, daß ein ſolcher Mann ſich gern und

ruhig den erfahrnern seines neuen Faches auch da unterordnete, wo ein Widerspruch vollkommen berechtigt gewesen wäre. Man freute sich und ehrte es, daß Julian „von der Pike an dienen" wolle. Man ehrte sich selbst in diesem seltnen reinen Vertreter der eignen Kunst, und sah — ein halbes Wunder in der Theater- wie in der übrigen Welt — selbst die ersten Erfolge des Neulings ohne Neid.

Wäre aber auch dies Alles anders gewesen — Eins hätte Julian noch größere Mängel verschmerzen lassen — dies Eine war die Freiheit!

„Ja es ist wahr," rief er aus, „in unserer modernen Zeit, wo die Knechtschaft, die Sklaverei der Vernunft Regel, die freie Entfaltung derselben zur bekämpften, verhaßten angefeindeten Ausnahme geworden ist — es ist wahr, daß in dieser Zeit, wo alles Leben in die „Schnürbrust der Gesetze" und der Polizeisitte gepreßt und nach ihren Schablonen zugeschnitten ist, der einzige spärliche Rest von Freiheit, von willkürlicher Lebensgestaltung und Lebensführung sich in dies Völkchen der Schauspieler, unter diese kultivirten Zigeuner und gesitteten Nomaden geflüchtet hat. Mag man sie mißachten, mag immerhin der reglementsmäßige Beamte, der ehrbare Philister, die tugendstolze Hausfrau mit einem pharisäischen: „ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie diese!" auf uns herabblicken. Es ist genug, daß sie uns und unserm Leben zu Theil werden lassen, was sie sich untereinander mit so ächt christlicher Liebe hartnäckig versagen, die Toleranz. Das einzige Zauberwort: „es ist ein Schauspieler!" „es ist eine Schauspielerin!" hält alle tödtlich scharfen Zungen in der Scheide, läßt der Hand den Stein entfallen, welcher je-

den aus ihrer eignen Mitte bei gleicher Veranlaſſung unfehlbar getroffen haben würde. Wenn Staat und bürgerliche Geſellſchaft dem Schauſpieler die zahme Ehe erſchweren — oft unmöglich machen, ſo geſtatten ſie ihm dagegen die wilde mit einer Nachſicht, um deren Genuß ſie ſelber oft die verachteten beneiden möchten. Und iſt es denn ein ſo großes Unglück, die kultivirte Gartenerdbeere ſich verſagt zu ſehn, wenn man Sinn und Gaumen laben darf an dem würzigen Kinde des wilden Waldes?“

Das Ende dieſes Selbſtgeſprächs, bei deſſen Bruchſtücken wir Julian belauſcht haben, ſtand in ſehr nahem Zuſammenhange mit gewiſſen Gedanken, welche ihm in der letzten Zeit über die junge Sängerin und ihre nächſte Zukunft aufgeſtiegen waren. Es war keine eigentliche Leidenſchaft, was ihn zu Lucia hinzog; oder vielleicht war es noch keine ſolche. Wohl aber eine tiefe ruhige Neigung, geweckt durch das Holdſelige in dem ganzen Weſen des jungen Mädchens, genährt durch die gemeinſame Liebe zur Kunſt und zum Einfach-Schönen und Reinen in derſelben, verſtärkt endlich durch das allmächtige Gefühl des Mitleids, das wir der unglücklichen Jugend Schönheit und Begabung gegenüber empfinden.

Julian hatte ſich Lucia zu nähern geſucht. Die erſte Gelegenheit dazu bot ſich ihm dar, ſo oft er aus Gefälligkeit ſich dazu verſtand, an Operntagen im Chor irgend eine Lücke mit ſeiner angenehmen Barytonſtimme auszufüllen. Es konnte nicht fehlen, daß auch Lucia ihrerſeits auf ihn aufmerkſam wurde. Ihre mehr und mehr zuſammengedrückte Seele lechzte nach Freundestroſt. Jedes Zeichen wahrhaften Verſtändniſſes

ihrer unglückſeligen Lage war ihrer Seele eine Erquickung. Man mag ermeſſen was ihr die Annäherung eines Mannes von Julians Bildung und Charaktereigenſchaften ſein mußte, ihr die in engſter häuslicher Umſchränkung erzogen, und mitten aus derſelben plötzlich in die Welt hinaus verſchlagen, jetzt auf den Wogen derſelben unter der Führung eines Vaters wie der Kapellmeiſter Blandi, wie ein ſteuerloſes Fahrzeug umhertrieb.

Aber der Letztere hatte nicht ſobald dieſe Annäherung bemerkt, als er mit allen Kräften ſich derſelben zu widerſetzen beſchloß. Kein eiferſüchtiger Liebhaber oder Ehemann — wie ſie die Komödie uns vorführt, konnte mit ſchärfern Augen den Gegenſtand ſeines Argwohns und ſeiner Sorge bewachen, als es Blandi mit ſeiner Tochter that. Der Kapellmeiſter war geradezu eiferſüchtig in Bezug auf Lucia; eiferſüchtig gegen jeden Einfluß, der den ſeinigen bei ihr irgendwie beeinträchtigen zu können ſchien. Sie ſollte auf keinen Rath, auf kein Urtheil hören, das nicht von ihm ausging. Selbſt die Freundſchaft, welche ſeine Tochter zu H. im Kreiſe der Familie des Kaufherrn Gleisheim gefunden, war ihm nicht recht geweſen. Wie er dort ſtörend dazwiſchen getreten war, ſuchte er auch weiterhin jede Befreundung Lucia's mit einer gleichaltrigen Genoſſin wie mit älteren Frauen ſorgſam zu verhindern. Und während er faden und flachen jungen Leuten ohne Bedenken erlaubte, Lucia mit ihren Plattheiten und Complimenten bei Landpartien oder in Geſellſchaften zu beläſtigen und zu quälen, war ihm die Bekanntſchaft mit Julian Waldau faſt vom erſten Augenblicke an ein Dorn im Auge geweſen. Inſtinktmäßig hatte er bei dem Anblick dieſes

ernsten, allgemein geachteten jungen Schauspielers empfunden, daß seiner väterlichen Despotie hier Gefahr drohe, während auf der andern Seite Lucia eine Ahnung empfand, daß ihr in Julians Theilnahme ein Hauch der Freiheit nahe. Der Kapellmeister nahm seine Maßregeln. Er begegnete dem jungen Manne mit unhöflicher, fast beleidigender Rücksichtslosigkeit, und verbot endlich Lucia gradezu seinen Umgang und ganz besonders die Annahme von Besuchen in ihrer Wohnung. Als die vorher erzählte Katastrophe erfolgte, warf sich sein Haß vorzugsweise auf Julian, und als Lucia sich zum Erstenmal entschieden weigerte, ihren Kontrakt vorzeitig zu brechen, um nach dem Wunsche des rachsüchtigen Kapellmeisters der Operndirektion Verlegenheit zu bereiten, beschuldigte er sie gradezu den Einflüsterungen des „verlaufenen Studenten," wie er, der Landläufer, Julian zu nennen beliebte, Gehör gegeben zu haben. Er verweigerte ihr deshalb, um jeden weitern Zusammenhang zwischen den beiden jungen Leuten fürerst unmöglich zu machen, jede Auskunft über ihre weitern Reisepläne. Die unglückliche Lucia verließ die Stadt, ohne zu wissen wohin sie gehe, ohne von Julian Abschied nehmen zu dürfen, eine tiefgewurzelte unglückliche Liebe — die erste Liebe ihres Lebens — im Herzen, und dicht neben derselben die wachsende Verzweiflung an ihrem ganzen Lebensschicksale.

Und Julian? Auch bei ihm unterbrach die schnelle Entfernung Lucia's seine Neigung grade zeitig genug, ehe sie sich zur Energie handelnder Leidenschaft steigern konnte. Er gedachte Lucia's noch längere Zeit, da er aber ohne alle Nachricht über sie blieb, und die angestellten Erkundigungen über

ihr ferneres Schickſal kein Reſultat gaben, nahm bald die Kunſt ſeine ganze Seele wieder in Anſpruch. Doch dachte er noch lange mit wehmüthiger Empfindung an Lucia's holde Erſcheinung zurück, und mancher Seufzer miſchte ſich in den Gedanken an ihr Schickſal.

8.

Im September des Jahres 184*, ohngefähr zwei Jahre nach den zuletzt geſchilderten Vorgängen, ſaß in der kleinen norddeutſchen Reſidenzſtadt *** eine heitere Geſellſchaft im Garten der verwittweten Generalin von G. beiſammen, um nach einem kopieuſen Diner den üblichen Kaffee im Freien zu nehmen. Ein junger Gardeoffizier erzählte von den großen Erfolgen, welche das Gaſtſpiel eines Künſtlers auf der Bühne zu B. errungen, und von ſeinem eignen Erſtaunen, als er in demſelben einen frühern Jugendgeſpielen, den Sohn des Landrichters Waldau, wiedererkannt habe.

Das Geſpräch kam auf andere Künſtler und ihre Leiſtungen, auf Schauſpieler und Sänger früherer und neuſter Zeit. Man verglich und kritiſirte, lobte oder tadelte je nachdem die einen oder die andern dieſer Künſtler dem Geſchmack oder dem Alter der Urtheilenden näher ſtanden, und kam endlich auf die letzte Theatervorſtellung des geſtrigen Abends, in welcher

der beliebte erſte Komiker der Hofbühne durch ſeine Darſtellung des „Vaters der Debütantin," das Publikum zu ſtürmiſchem Beifall hingeriſſen hatte. Man lobte die Komik des Sujets und die Kunſt der Darſtellung, welche aus dem ſcharf markirten, wenn auch etwas ſtark aufgetragenen Bilde der Titelrolle eine Figur von unwiderſtehlicher Lächerlichkeit gemacht habe.

„Und dennoch wage ich zu behaupten," rief die Generalin aus, „daß mir in dieſen Tagen die Wirklichkeit das Urbild eines Vaters der Debütantin gezeigt hat, gegen welches die Kunſt unſres Darſtellers noch zurückbleibt."

„Sie haben recht, gnädigſte Frau," erſcholl es von mehrern Seiten. „Dieſer Vater der neuen Sonntag und Catalani in einer Perſon — wie nennt er ſich doch gleich?" —

„Ah! der soi disant Kapellmeiſter Blandi oder Bandi iſt es, den Sie meinen, Excellenz," bemerkte die Frau Obergerichtspräſidentin H., die, obſchon eine Schulfreundin der Generalin, doch niemals in der Anrede die „Excellenz" vergaß.

„Ganz recht, Blandi, Kapellmeiſter Blandi — nannte er ſich." —

„Bandit wäre richtiger," warf der Oberlieutnant von Rittow dazwiſchen, „denn der Kerl ſieht offenbar wie ein italiäniſcher Vollblutbandit aus. Verzeihung gnädigſte Frau für dieſe Unterbrechung."

„Nun alſo, dieſer Menſch iſt geſtern mit einer Subſcriptionseinladung zu einem Konzerte bei uns geweſen." —

„Auch bei uns!" —

„Und bei uns!" —

„Und bei mir"

ſcholl es lachend von allen Seiten, wie aus einem Munde.

„Aber ſo etwas von unverſchämter Zudringlichkeit, von lächerlichem Anpreiſen ſeiner Tochter und aller ihrer Gaben und Eigenſchaften — (bei dieſen Worten der Generalin zwinkerte der Oberlieutnant bedeutungsvoll mit dem linken Auge, indem er einer neben ihm ſitzenden forzirt-jugendlichen Dame eine Bemerkung ins Ohr ziſchelte, die etwas ſtark ſein mußte, denn die Frau Hofſtallmeiſterin erröthete, obwohl ſie ſchon roth genug war) — ich ſage, ſolche halb komiſche, halb widerwärtige Perſonnage iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen!"

Es zeigte ſich bald, daß faſt die ganze Geſellſchaft den „Vater der Debütantin" kannte. Bei allen war er im Laufe der letzten Tage geweſen. Überall hatte er dieſelben Redensarten und denſelben Enthuſiasmus über die Leiſtungen ſeiner Tochter vorgebracht, dieſelben Übertreibungen von ihren Erfolgen erzählt, und die Einzuladenden auf ganz Unerhörtes und nie Geſehnes vorbereitet. Man überbot ſich gegenſeitig in Erzählungen der verſchiedenen komiſchen Scenen, die in dieſer oder jener Familie aufgeführt worden. Von der Tochter wollten einige gehört haben, daß ſie ganz leidlich ſingen ſolle und ein recht artiges hübſches Kind ſei. Aber nicht eine Stimme — auch nicht eine war, die bei ſolchem Urtheil über die Tochter daran gedacht hätte, welch eine Tragödie hinter dem Behaben dieſes poſſenhaften, marktſchreieriſchen Vaters ſich möglicherweiſe verſtecke! Man ſcherzte, ſpottete und lachte; man erzählte ſich, wie man hier den Überläſtigen durch dieſe Art, durch jene Liſt abgefertigt, wie andere ihm gradezu

die Thüre gewiesen, da sein Redestrom gar nicht zu hemmen gewesen.

„Ich muß protestiren, meine Gnädige," sagte der Oberlieutnant, zu seiner Nachbarin gewendet, „so unbarmherzig war ich nicht. Ich habe drei Billets unterzeichnet und bezahlt unter der Bedingung, daß seine Tochter sie überbringe."

„Ungezogner Sie," schalt die Hofstallmeisterin, während ein koketter Fächerschlag als obligate Begleitung die Epaulette des gescholtenen traf. „Und was erfolgte darauf? — ich meine natürlich von Seiten des Vaters," setzte sie hinzu.

„Nun, der verrückte Patron schien nichts dagegen zu haben, aber denken Sie, was man erlebt — heute Morgen brachte ein kleines Mädchen ein Couvert von weiblicher Hand an mich adressirt, aber ohne Brief — nur die zwei Thaler waren darin. Ich habe darum beschlossen, heute hin zu gehn." —

„Zu der Sängerin?" fragte die Frau Hofstallmeisterin etwas pikirt.

„Zunächst nur in ihr zweites Konzert, das ja heute Abend stattfindet."

Die Gesellschaft fühlte sich augenscheinlich animirt, sowohl durch dies Gespräch über den Debütantinvater, als durch das Benehmen der Frau Hofstallmeisterin, deren Interesse für den Oberlieutnant ihren Freundinnen Stoff zur Medisance für acht Tage bot. Man beschloß einstimmig, dem Beispiele des jungen Offiziers zu folgen, und den Tag mit dem Konzerte zu beschließen, von dem man sich jedenfalls eine komische Unterhaltung versprach. Nachdem man noch ein Langes und Breites darüber geredet, ob es auch schicklich für

die Damen sei, in ein Konzertlokal zweiter Klasse zu gehen, wobei besonders die Frau Hofstallmeisterin eine außerordentliche Besorgniß für ihren Ruf an den Tag gelegt hatte, erinnerte man sich endlich, daß es Zeit sei, sich auf den Weg zu machen, und brach endlich auf. Der galante Oberlieutnant bot der Frau Hofstallmeisterin den Arm, denn es war dunkel geworden und der Weg zu dem vor der Stadt gelegenen Lokale der Bürgerreunion, wo das Konzert statt finden sollte, war nicht von den besten. Dank der guten Führung des jungen Kriegsmanns aber begegnete der furchtsamen Dame nicht das geringste Straucheln auf dem langen Gartenwege, der zu dem Konzertlokale führte.

Der Saal war schlecht erleuchtet. Aber selbst bei noch schlechterer Beleuchtung wäre es hell genug gewesen, die Zuhörer zu zählen. Es giebt kaum einen traurigern Anblick, als denjenigen, welchen ein fast leerer Saal kurz vor dem Beginne einer solchen öffentlichen Kunstleistung gewährt. Ach, und dieser Saal, welcher für Herrn Blandi ein Peru werden sollte, war von einer erschrecklichen Leerheit. Die Kapellmusiker, welche Herr Blandi durch Aufwendung aller Überredungskünste dazu vermocht hatte, sich noch einmal an ein Konzert seiner Tochter zu wagen, standen bei ihren Instrumenten und hatten kaum Lust dieselben zu stimmen. Sie berechneten, daß diesmal schwerlich auch nur die Kosten herauskommen würden, und lobten im Stillen die Vorsicht derjenigen ihrer Collegen, welche sich nicht hatten „herumkriegen lassen." Zu ihrem Troste bemerkte der Bassist, daß „der Hof" in seiner bekannten Milde für einige Louisd'or Billete habe zeichnen lassen, und daß so wenigstens ihr eigner Antheil einigermaßen gedeckt sei. Die

wenigen Musikfreunde à tout prix, denen man es ansah, daß sie sich auf bezahlten Plätzen befanden, erschienen inmitten der bedeutenden Anzahl von halberwachsenen Knaben und Mädchen, Musikantenfrauen und Töchtern, Seminaristen, die in einem Chor mitwirken sollten, und anderen Freibilletisten, wie ein Paar einsame Fettaugen auf der Sonntagssuppe eines Waisenhauses. Sieben Uhr war längst vorüber. Aber noch immer wollte das Conzert nicht beginnen. Herr Blandi hatte sich nämlich in den Kopf gesetzt, daß „der Hof" erscheinen werde, weil eine gutmüthige Hofdame, bei welcher er sich Zutritt verschafft, ihn nicht anders hatte loswerden können, als indem sie versprochen hatte, es „den Herrschaften vorzustellen." Auf die Erfüllung dieser Hoffnung, an welche der Kapellmeister sofort die brillantesten Aussichten geknüpft hatte, wartete er bereits nahe an Dreiviertelstunden. Die Freibilletisten begannen zu trommeln. Die wenigen Anwesenden, welche bezahlt hatten, geriethen in eine gewisse peinliche Verlegenheit; selbst das Gespräch stockte, ein Paar Lieutnants gingen mit einem ziemlich lauten Fluche über die „unanständige Geschichte" hinaus, was beinahe einen allgemeinen Aufbruch zur Folge gehabt hätte.

In diesem Augenblicke war es, wo der größere Theil der Gesellschaft, welche bei der Generalin versammelt gewesen war, in den Saal trat.

Die Ouvertüre zu Don Giovanni begann.

Vielleicht niemals seit der unsterbliche Meister dieses Werk gedichtet, war es von sonst leidlichen Musikern liederlicher abgedudelt worden, als es diesmal von den Kapellisten geschah, deren Gemüther wegen des leeren Saals freilich noch ver-

ſtimmter als ihre Inſtrumente waren. Aber der Dirigent war ein in der Stadt beliebter Mann, das Auditorium, ohnehin zum größten Theil aus Kapellverwandten beſtehend, klaſchte alſo nichtsdeſtoweniger am Ende Beifall.

Jetzt öffnete ſich eine Seitenthüre, und am Arme ihres Vaters erſchien — Lucia Blandi. Trotz ihrer fieberhaft gerötheten Wangen, ihrer unnatürlich glänzenden Augen zogen die Anmuth und Schönheit ihrer Erſcheinung doch ſofort die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Freilich in ganz verſchiedener Weiſe.

„Auf Ehre, nicht übel!“ ſagte der Gardeoffizier, indem er ſein Lorgnon feſter in die linke Augenhöhle kniff, was ſeinem ſonſt hübſchen Geſichte einen widrig verzerrten Ausdruck gab.

„Aber wie mager ihre Formen ſind“ flüſterte die Hofſtallmeiſterin.

„Würde ſich abhelfen laſſen! Beſſeres Futter meine Gnädige — iſt auf Ehre Raçe drinn!“

Die Unterrednerin warf einen giftigen Blick auf die arme Lucia.

„Und welche Toilette! Es iſt ein Skandal! Eine Konzertſängerin, und tritt auf in ſo einem ſchwarzen Seidenfähnchen, ohne Schmuck, ohne Alles —“

„Aber doch wenigſtens nicht ohne Stimme,“ fiel hier der etwas abſeits ſitzende ſarkaſtiſche Doktor Hammer ein, „wie Sie ſich überzeugen können gnädige Frau, wenn Sie einen Augenblick zuhören wollen.“

Dieſe etwas derbe Bemerkung des wegen ſeiner Ironie gefürchteten Doktors brachte die Unterhaltung zum Schweigen.

Kaum aber war der Gesang beendigt, als dieselbe aufs Neue wieder begann.

„Nun was meinen Sie zur neuen Sonntag, Doktor," fragte der Hofrath den angeredeten, welcher allein Beifall geklascht hatte. „Sollten wir sie nicht als Prima Donna für unsre Oper hier behalten? oder dem Intendanten vorschlagen, sie als Hofconzertsängerin zu engagiren?"

„Diese Person? Hofrath, wo denken Sie hin?" fiel hier die Hofstallmeisterin ein, der, wie fast allen Frauen, das Verständniß für jede, auch die geringste ironische Wendung, fehlte.

„Baron von Hahn hat zuviel Geschmack," erwiederte der Doktor, „um eine Sängerin zu engagiren, die im schwarztafftnen Kleide, in der Bürgerressource auftritt und mit ihrem Vater in einer möblirten Wohnung dritten Ranges abgestiegen ist — zumal wenn sie dabei eine Stimme hat, wie diese hier!"

„Aber Sie meinen doch nicht, Doktor, daß die Person so ganz unerträglich schlecht singt," fragte die Hofstallmeisterin; „wie? oder wirklich, meinen Sie?"

„Ich meine gar nichts, kompetenten Beurtheilern gegenüber!" versetzte trocken, mit einer tiefen Verneigung der Doctor, indem er seine Uhr zog, Hut und Stock von dem neben ihm stehenden Stuhl nahm und sich entfernte.

„Grobian!" murmelte die Hofstallmeisterin.

Der Oberlieutnant hatte unterdessen seinen Platz neben der Erzürnten verlassen. Als sie sich umsah, erblickte sie denselben im Gespräche mit der jungen Sängerin, welche indessen seinen Worten augenscheinlich nur geringe Aufmerksamkeit zuwendete.

Das Konzert nahm seinen Fortgang. Ein Flötist der Ka-

pelle blies Variationen. Ein untergeordnetes Mitglied des Theaters trug deklamirend einige Poesien vor, bei denen es streitig sein konnte, ob die Deklamation oder das in der Auswahl bewiesene Kunsturtheil mehr Ansprüche hatten für das **nec plus ultra** von Geschmacklosigkeit zu gelten. Der Gesellschaft wurde die Sache langweilig. Das Gespräch über die Albernheiten des grimassirenden Kapellmeisters, über die abgetragnen Fähnchen seiner Tochter, über ihre ärmliche Wohnung in einem, wenn auch nicht grade übel berufenen, doch sehr wenig anständigen Hause, war erschöpft. Die Generalin schlug eben vor, ob man nicht nach den Wagen schicken solle, um nach Hause zu fahren, als ein Zwischenfall eintrat, der die Gesellschaft für das gehabte Ennui zu entschädigen versprach. Man sah plötzlich die junge Sängerin, welche auf einem Stuhle in der vordern, leer gelassenen Sitzreihe Platz genommen hatte, sich erheben und mit vorgehaltenem Taschentuche der Thüre des Nebenzimmers zueilen, aus welchem sie bei ihrem Erscheinen herausgetreten war. Der Oberlieutnant, welcher sie vergebens mit einer beschwichtigenden Bewegung aufzuhalten suchte, kehrte etwas verlegen zu seiner Gesellschaft zurück.

„Was gab es denn da zwischen Ihnen und der Donna im Taftkleide?“ fragte etwas spitzig die Hofstallmeisterin. „Die Unterhaltung wurde ja so plötzlich abgebrochen.“ — Die zunächstsitzenden wiederholten dieselbe Frage.

„Oh, nichts meine Gnädige! auf Ehre nichts! ein einfaches Nasenbluten, glaube ich. Sie ist wirklich süperb; und sie fernt durchaus nicht, sondern Teint und Züge halten die nächste Nähe aus! Nicht wahr Herr Kamerad?“ wandte er

ſich zu einem jungen Gardehuſarenoffizier, welcher ihn auf ſeinem Huldigungszuge begleitet hatte.

C'est ça! auf Taille! erwiederte der letztere, indem er den hellblonden etwas ſchwächlichen Schnurrbart ſtrich.

„Aber ich glaube wahrhaftig, wir kommen um die verſprochene Bravourarie Bellini's" — rief der Hofrath dazwiſchen. „Denn das Mädchen ſieht nicht aus als könne ſie ſingen Sehen Sie doch nur" —

In dieſem Augenblicke richteten ſich alle Blicke auf Lucia, die wiederum am Arme ihres Vaters wie es diesmal ſchien mehr gezogen als geführt erſchien. Der Kapellmeiſter war ihr augenblicklich bei ihrer Entfernung nachgeeilt und hatte ſie in Weinkrämpfen halb bewußtlos auf einem Stuhle hingeſtreckt gefunden. Schon oft hatte er Gelegenheit gehabt, Lucia wegen ihrer „prüden Empfindſamkeit" auszuſchelten, die ſich für eine Künſtlerin gar nicht ſchicke. Jetzt aber, wo dieſe „Prüderie" gefährlich zu werden drohte für den Ausgang des Konzerts, brach er in die heftigſten Schmähungen aus.

„Ich kann nicht ſingen, lieber Vater!" ſchluchzte die Unglückliche. „Nur heute erbarme Dich!"

„Du kannſt nicht?" ſagte der Kapellmeiſter ingrimmig, „das heißt, Du willſt nicht! Alſo erſt ein leeres Haus durch deine Schuld, weil die Tochter ſich für zu gut hält, zu thun was der Vater thut, ſich ſelbſt bei den Leuten zu empfehlen, und Geld zurückſchickt aus alberner Prüderie — und nun noch die Schande, daß es heißen wird: ſie kann die angezeigte Bravourarie nicht ſingen, und darum ſtellt ſie ſich krank! Accidente a tutti i Santi! willſt Du ſingen oder nicht?" rief der halbtrunkne Menſch, indem er ſeine Fauſt hob.

Lucia ſchwieg, und die Hand des unmenſchlichen Vaters von Wuth, Verzweiflung und Trunkenheit hingeriſſen, fiel nieder auf die Jungfrau.

Es war das erſtemal!

Ein kurzer gellender Aufſchrei ward im Saale vernommen. Unmittelbar darauf erſchienen Vater und Tochter auf der Eſtrade. Die Muſik begann das Vorſpiel, der Vater ließ den Arm der Tochter los. Sie machte einen ſchwachen Verſuch, das Notenblatt, welches er in ihre Hand gedrückt, zu erheben. Ihre Augen irrten einen Augenblick wild im Saale umher, aber als ſie den Mund öffnen wollte, um die erſte Note zu intoniren, quoll ein heißer Blutſtrom die Bruſt herauf, und mit ſchwerem Falle ſtürzte die unglückliche Lucia auf die Eſtrade nieder.

9.

Es iſt eine ſchöne Sache um das Gebot: du ſollſt Vater und Mutter ehren auf daß du lange lebeſt auf Erden. Nur Schade, daß dieſe Ehre auch gar oft noch da von Geſetz und Brauch der Welt verlangt wird, wo es am Vater und an der Mutter für das erwachſene Kind nichts zu ehren giebt. Der elterliche Egoismus, welcher dem Kinde oft Mangel an kindlicher Liebe vorwirft, wenn der erwachſene Sohn oder die gereifte Tochter nicht mehr blindlings jedem Gebote, jeder An-

ſicht und Laune der Eltern ſich unterordnen will, vergißt in ſeiner anſpruchsvollen Verblendung über ſeinem göttlichen Rechte nur allzuleicht, daß ein ſolches Verlangen auch ſeinerſeits von ſehr wenig elterlicher Liebe Zeugniß giebt. Dieſer Egoismus des abſoluten elterlichen Herrſcherrechts von Gottes Gnaden hat ſehr viel Verwandtſchaft mit dem politiſchen Abſolutismus von Gottes Gnaden, deſſen Dogma gleichfalls nichts von der Gegenſeitigkeit der Pflichten wiſſen will. „Ein Jedermann ſei unterthan der Obrigkeit, welche Gewalt über ihn hat," und: „gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers, und Gotte, was Gottes iſt," ſind die bibliſchen Stützen für den letzteren. Aber dieſe Stützen ſind morſch und beginnen zu ſchwanken, ſobald ein Volk dahinter kommt, daß in dem erſten Gebote der Nachdruck auf der „Gewalt" liegt, und daß in dem zweiten das Verhältniß des Menſchen zu Gott, alſo zu dem höchſten Ideale des Guten und Wahren, ſeinem Verhältniſſe zu dem weltlichen Gotte, Kaiſer, König, Fürſt genannt, gradezu entgegengeſtellt wird. Wir finden daher auch, daß die Sklaverei der Kinder und der Abſolutismus des elterlichen Rechts da am ſtärkſten ſind, wo ein Volk politiſcher Freiheit am meiſten entbehrt, und daß beide ſich mehr und mehr vermindern, je weiter ein Volk in politiſcher und ſozialer Freiheit fortſchreitet. Unter den Kulturvölkern iſt in Deutſchland der elterliche Abſolutismus am ſtärkſten, in England und Nordamerika die Freiheit der Kinder, die Achtung der Eltern vor dem Menſchenrechte derſelben am größten. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß der Deutſche in der Familie buchſtäblich zur Knechtſchaft des Staats erzogen wurde und zum Theil noch erzogen wird, während in England und Amerika ſchon die Behandlung des Kindes in der Fami-

lie auf den künftigen freien Bürger Rückſicht nimmt. Bei uns mögen elterliche Beſchränktheit und Eigennutz ſich das Härteſte gegen die Kinder erlauben: ſelten wird die öffentliche Meinung unterlaſſen, im Falle einer Auflehnung der letzteren gegen ſolche Tyrannei, für die Eltern Partei zu nehmen; und kaum der Ausgang der überall als „Gottesurtheil" gilt, iſt im Stande, dem Sohne oder der Tochter Verzeihung zu erwirken, welche ſich durch irgend einen kühnen Schritt jener Tyrannei und damit oft einem ſichern Untergange entziehen.

Vor allen trifft dieſe Härte das weibliche Geſchlecht. Hier tritt ſogar für die elternloſe Tochter die Familie in die elterlichen Herrſcherrechte ein, und fordert Unterordnung auch der freieſten und begabteſten Seele unter Vorurtheil, Anſicht und Abſicht der Angehörigen. Das Mädchen wird nie unabhängig — es ſei denn daß ſie durch Heirath ſich von der „Familie" loslöſt, nur zu oft um eine Sklaverei für die andere einzutauſchen.

Die Scene, durch welche das Konzert unterbrochen worden war, hatte in der ganzen Stadt ein gewiſſes Aufſehen erregt. Über den eigentlichen Grund derſelben wußte zwar Niemand etwas gewiſſes. Dafür hatten aber die Gerüchte deſto freieren Spielraum. Blandi hatte ſich zu einer komiſchen und widerwärtigen Figur gemacht, aber er war — ein Vater. Er hatte den Leuten ſchon früher erzählt, welche Opfer er der Erziehung und Ausbildung ſeiner Tochter gebracht, welche Mühe er angewendet, um ſie in der Welt vorwärts zu bringen, und wie bald der Eigenſinn, bald die Unfolgſamkeit ſeiner ſonſt ſo liebenswürdigen und von ihm ſo abgöttiſch geliebten Lucia alle ſeine Bemühungen für ihre Laufbahn vereitelt, und zuletzt eine Liebſchaft zu einem armen Schauſpieler, zu der er

als gewiſſenhafter Vater ſeine Einwilligung unmöglich habe geben können, eine wohl begründete Stellung an einer Bühne vernichtet habe. So wunderbar es klingen mag, ſo war doch in der That der ſarkaſtiſche Doktor faſt der einzige Menſch in der ganzen Stadt, welcher das wahre Verhältniß durchſchaute, und dem Kapellmeiſter, der ihn bat, ſeine kranke Tochter zu beſuchen, mit wenigen dürren Worten ſeine Meinung zu erkennen gab.

In der kleinen düſtern Hinterſtube eines abgelegnen Hauſes lag Lucia in einem fiebernden Halbſchlummer. Ihre ſchönen Augen waren geſchloſſen. Die Wangen und Lippen des einſt ſo blühenden Geſichts zeigten, wenn ſie nicht von der abwechſelnden Glut des Fiebers geröthet waren, die Marmorbläſſe des Todes. Der Doktor ſaß an dem Bette und hielt mit ſeiner Rechten die Handwurzel des abgemagerten Arms der Kranken umſpannt, während ſeine Blicke mit dem Ausdrucke einer bei ihm ſeltnen Theilnahme auf dem bleichen Angeſichte des jungen Mädchens ruhten.

Endlich ſchlug die Kranke die Augen auf.

„Wie fühlen Sie ſich, mein Kind?“ fragte der Doktor mit einer Stimme, deren Milde gegen ſeine ſonſtige ſcharfe Sprechweiſe auffallend abſtach.

„Beſſer!“ lispelte die Kranke; und als ſie jetzt in das herzlich theilnehmende Antlitz des Arztes blickte, füllten zwei große Thränen ihre dunklen Augen.

„Es wird Alles gut werden, gönnen Sie ſich nur Ruhe mein Kind!“ tröſtete der Doktor.

Lucia blickte ihn an. Es war lange her, daß ein Menſchenauge ſo theilnehmend, ſo verſtändnißvoll auf ihr geruht.

Ein tiefes, inſtinktives Gefühl ſchien ihr zu ſagen, daß dieſer ruhige und ſchweigſame Mann das ganze Elend ihrer Lage und ihres Schickſals mit einem Blicke durchſchaue. Sie hob den freien Arm zu ihm empor, der aber alſobald wieder auf das Kiſſen zurückſank und indem ein Strom von Thränen aus ihren Augen ſtürzte, brach ſie mit dem Ausdrucke tiefſter Verzweiflung in die Worte aus:

„Mir iſt nicht mehr zu helfen!“

Der Kapellmeiſter, welcher ſeitab in einem Winkel des Zimmers geſeſſen hatte, ſprang bei dieſen Worten auf, und ergoß ſich in eine Reihe von Klagen und Verwürfen, die er mit Thränen und Verwünſchungen begleitete. „So iſt ſie immer!“ rief er heulend aus; „wenn man ihr ſagt, daß es beſſer gehen werde, ſo verzweifelt ſie, ſtatt gutem Rathe zu folgen. Nichts als Kummer und Elend hat man von ſeinen Kindern! Lucia, Tochter, hörſt Du denn nicht, daß der Doktor ſagte—“

„Der Doktor ſagt jetzt vor allen Dingen,“ unterbrach der Arzt den Verzweifelnden, „daß der Kranken Ruhe nöthig iſt, und darum erſuche ich Sie, ſofort das Zimmer zu verlaſſen.“

Der Ton dieſer Worte war ſo eiſig ſtreng und befehlend, daß der Kapellmeiſter gefügig wie ein geſcholtener Hund, der Thüre zuſchritt und das Feld räumte.

„Liebes Kind,“ wandte ſich der Doktor hierauf zu der Kranken, „Sie müſſen, ſobald ſie einigermaßen hergeſtellt ſind, zu ihrer Familie zurück. Unter mütterlicher Pflege allein kann volle Geneſung eintreten.“

Ein neuer Thränenſtrom Lucia's war die Antwort. Endlich ſtammelte ſie leiſe:

„Oh meine Mutter! meine arme Mutter! Ach ich habe ja keine Mutter mehr!“

Der Doktor fuhr mit der Hand über die Augen: „Auch keinen Bruder, keine Schweſter, keinen Verwandten?“

„Niemand, Niemand, ſeit einem halben Jahre, wo meine arme Mutter ſtarb, als meinen alten Lehrer!“

„Hat er ein Anrecht auf Sie als Verwandter?“ fragte leiſe der Doktor. Nennen Sie mir ihn, ich will ihm ſchreiben. Vielleicht kann er etwas dazu thun, Sie von Ihrem Vater — für eine Zeitlang zu trennen. Denn dies iſt“ — ſetzte er langſam und mit gedämpfter aber nachdrücklicher Stimme hinzu, — „die unerläßliche Bedingung Ihres Geneſens und der Umgeſtaltung Ihres künftigen Lebensſchickſals.“

Lucia bewegte wie zuſtimmend ihr Haupt, und nannte mit einem Seufzer den Namen des alten Muſikmeiſters Benkenſtein zu P. und ſeiner Schweſter, in deren Armen ihre Mutter geſtorben ſei.

Der Doktor notirte die Adreſſe in ſeine Schreibtafel. Dann ſtand er auf: „ich werde vielleicht,“ ſprach er, „in den nächſten Tagen durch eine Amtsreiſe verhindert ſein Sie zu beſuchen, aber mein Aſſiſtenzarzt wird meine Stelle vertreten. Vertrauen Sie ihm, er iſt ein geſchickter und verläßlicher Mann, und auch für eine Wärterin werde ich ſorgen. Befolgen Sie dagegen meinen Rath und verhalten Sie ſelbſt ſich ruhig! Es wird Alles gut werden “

Mit dieſen Worten entfernte er ſich, nachdem er ſelber der Kranken ein Pulver gereicht hatte, nach welchem ſie bald in einen wohlthätigen Schlaf verfiel. Als er ſich leiſen Schrittes der Thüre näherte und ſie raſch öffnete, ſtieß er mit derſelben

gegen den Kopf des Kapellmeisters, der seine Zeit damit zugebracht hatte, soviel als möglich von dem hinter seinem Rücken geführten Gespräche zu erforschen.

„Dieses Kind ist gemißhandelt worden!" sagte der Doktor, den Kapellmeister finster anblickend. „Ich mache Sie für jede Verschlimmerung des Zustandes Ihrer Tochter verantwortlich."

Der Kapellmeister versuchte sich zur Frechheit zusammen zu nehmen. Aber der drohende Blick des Arztes ließ ihn die Augen niederschlagen. Er murmelte etwas von „Vaterrechten, in die Niemand sich einzumischen habe."

„Vaterrechte schützen keinen — Mörder!" sagte leise, aber mit scharfer Betonung der Doktor.

Er ging. Der Italiäner sah ihm mit unheildrohenden Blicken nach.

10.

An der Wirthstafel des Gasthauses zum Stern saßen an demselben Tage einige Offiziere der Garnison bei Austern und Champagner zusammen.

Das bei Kavallerieoffizieren unvermeidliche Gespräch von Pferden war eben auf Mädchen, Schauspielerinnen und Grisetten übergegangen und wendete sich jetzt auf den Vorfall im neulichen Konzerte.

„Aber ſage doch, Rittow," begann einer der Geſellſchaft, „Du warſt ja mit bei der Geſchichte anweſend, und wie es heißt obenein dabei eine Art von Aktenr. Erzähle uns doch, wie war denn die Sache eigentlich?"

„Je nun, der alte Blandi, — Ihr kennt doch den Vater der Debütantin?" —

Ein allgemeines lautes Gelächter war die Antwort. Es war noch nicht verhallt, als ein Poſthorn vor dem Hauſe ertönte, und die heftig gezogene Klingel und das Hinausſtürzen der Kellner die Ankunft eines Extrapoſtgaſtes verkündete, der bald darauf in der Geſtalt eines hochgewachſenen jungen Mannes in den Saal trat. Er grüßte mit feiner Hand- und Hauptbewegung höflich die Anweſenden und befahl, indem er den Mantel ablegte und dem Kellner die ſchnelle Inſtandſetzung ſeines Zimmers einſchärfte, unterdeſſen etwas kalte Küche und Wein zum Nachteſſen zu bringen.

Der Eintritt des Fremden hatte einen Augenblick das Geſpräch der Offiziere unterbrochen. Nachdem ſie den Ankömmling, der ſich in einiger Entfernung von ihnen an der Wirthstafel niederließ, flüchtig gemuſtert hatten, ſagte derjenige, welcher zuerſt die Frage an Rittow gerichtet hatte:

„Nun alſo: der Kapellmeiſter Blandi, was hatteſt Du mit dem zu ſchaffen? Ich denke, es handelt ſich um ſeine Tochter?"

„Das thut es auch," verſetzte der Gefragte, indem er den Schaum von einem friſch eingeſchenkten Glaſe ſchlürfte. „Aber Du weißt doch wohl, Haßberg, wer die Tochter haben will, muß es mit der Mutter halten, oder in Ermangelung einer Mutter, mit dem Vater!"

„Zugeſtanden!“ erſcholl es von allen Seiten. Ein unbetheiligter Beobachter würde bemerkt haben, daß der angekommene Fremde, der bei dem Namen Blandi zuſammengefahren war, unmerklich ſeinen Stuhl etwas näher zu den Sprechenden rückte und abgewendeten Hauptes angeſtrengt ihren Worten zuhörte, während ſein Blick gedankenlos auf ein Zeitungsblatt gerichtet ſchien.

„Wie ich ſchon neulich erzählte, hatte mir die Kleine den Affront angethan, die Thalerſcheine zurückzuſchicken, welche ich unter der Bedingung dem Alten für ſein Konzert gegeben, daß mir ſeine Tochter die Billets überbringe.“

„Ein ſchöner Patron der Rittow! wie immer! verteufelter Einfall. Und ſo abzufahren!“ ſcholl es im Chor.

„Das war es eben! Die Geſchichte wurmte mich. Der Kerl, der Blandi, war ſo gemein in ſeinem ganzen Betragen, daß ich unmöglich auf ſolch einen Tugendſpiegel von Tochter bei dieſem Vater gefaßt ſein konnte, als ich den Witz machte. Zudem hatte mir Tags zuvor der Weinreiſende, wie heißt der Kerl doch, der Champagnerreiſende mit der rothen Naſe?“ —

„Ah! Monſieur Gautier, die „Geſchäftsſeele!““

„Richtig! Nun, der Gautier hatte mir erzählt, es ſei nichts beſonderes an der neuen Sonntag, obgleich ſie als ein ganz hübſches Mädchen paſſiren könne. Er habe ſie in irgend einer Rheinſtadt in einem Garten bei Brillantfeuer ſingen hören. Und dieſe Art Sängerinnen kennt man ja wohl.“

„Aber,“ warf hier einer der Offiziere ein, „der Gautier fügte doch auch hinzu, daß man nichts Nachtheiliges von ihr

ſagen könne und daß es Schade ſei, daß ſie einen halbverrückten Vater habe, der ihre Carrière ruinire."

„Ganz recht, lieber Schramm. Aber Sie werden zugeben, daß zwiſchen unſer Einem und einem halb kahlköpfigen Weinreiſenden in Bezug auf succès bei hübſchen Mädchen ein Unterſchied iſt."

„Genug, ich ging zu ihr, als ſie ſich im Konzert niederſetzte, nachdem ſie ihre erſte Arie geſungen — nach meinem Geſchmack ſang ſie, Gott ſtraf mich! nicht ſchlecht und ein hübſches Ding war ſie auch, mit ein Paar prächtigen Augen und einer Taille —"

„Keine Entzückungen, Rittow, vor dem succès!" bemerkte ſpöttiſch lächelnd ein Huſarenlieutnant. „Ordentlich erzählt jetzt! Wie kam's zu der Ohnmacht vor allem Volk, coram populo? wie mein ehemaliger Hofmeiſter ſagte."

„Nun, ich machte ihr Komplimente über ihren Geſang und ſagte ihr, daß ich bedaure ſie beleidigt zu haben. Sie antwortete nur durch kaltes Kopfneigen mit abgewandtem Geſichte und that faſt, als ob ſie nichts verſtehe. Ich ging etwas weiter und beklagte, daß ſie, wie ich erfahren, ſo ſchlecht wohne und offerirte ihr, da eine Künſtlerin ſich von ſolchem Logis aus, wie das ihrige ſei, ſich in einer Reſidenzſtadt unmöglich pouſſiren, keinen Erfolg verſprechen könne, eine Wohnung in meiner Zimmerreihe für die Zeit ihres nächſten Aufenthalts und meine Protektion für ihre nächſten Konzerte. Sie ſprang auf, und Gott ſtraf mich! das alberne Ding hatte die Augen voller Thränen als ſie in das Nebenzimmer ſtürzte. Was dann zwiſchen ihr und dem Alten bis zu der Ohnmacht paſſirt ſein mag, das weiß ich nicht, aber ich —"

Eine schwere Hand, die sich krampfhaft zuckend auf seine Schulter legte, riß hier die Rede des Offiziers ab und zu gleicher Zeit trafen sein Ohr die Worte:

„Sie sind ein Elender! ein gemeiner Schurke!“ Erdfahle Bläſſe bedeckte das Geſicht des Lieutnants. Seine Kameraden ſprangen auf und machten Miene ſich an dem Fremden thätlich zu vergreifen, deſſen bebende Lippen dieſe Worte geſprochen hatten.

Aber dieſer war im nächſten Augenblicke einen Schritt zurückgetreten und ein ſpaniſches Rohr mit ſchwerem Bleiknopfe in der Hand haltend ſprach er mit feſter Stimme:

„Gemach, meine Herren, gemach! Wer ein unbeſchütztes, wehrloſes Weib öffentlich ohne Veranlaſſung beleidigt iſt ein Elender! Es müßte denn ſein,“ ſetzte er mit bitterm Hohne hinzu, „daß die Geſetze der modernen Ritterlichkeit das erſte Geſetz der alten umgekehrt hätten, nach dem der Beleidiger eines ſchutzloſen Weibes ehrlos war! Machen Sie das unter ſich aus,“ fuhr er fort, indem er ſeine Karte auf den Tiſch warf und dem hereintretenden Diener folgte, welcher meldete, daß die Zimmer des Herrn in Bereitſchaft ſeien.

Auf der Karte ſtand: „Dr. Julian Waldau, königlicher Hofſchauſpieler!“

„Mit einem Komödianten ſchlägt man ſich nicht, dem gebührt die Hetzpeitſche,“ ſagte bei einem Blicke auf die Karte Rittow verächtlich.

„Doch nicht, Herr von Rittow,“ ſagte einer der Offiziere, welcher an dem früheren Geſpräche wenig Theil genommen. „Waldau iſt von anſtändiger Familie und hat als Freiwilliger in der Armee gedient. Er iſt mit Patent als Landwehroffizier

entlaſſen. Ich weiß es, denn er iſt ein Jugendbekannter von mir."

„Das ändert freilich die Sache!" verſetzte etwas zögernd Rittow, indem er den Säbel umſchnallte. „Und da Sie ein Bekannter des Herrn ſind, Schramm," ſetzte er zu dem letzten Sprecher gewendet hinzu, „ſo werden Sie wohl die Güte haben, das Nöthige einzuleiten. Piſtolen, verſteht ſich! und Barrière ſo nah als möglich."

11.

Es war ein kalter ſtürmiſcher Herbſtabend. Der Wind heulte zwiſchen den Giebeln und rüttelte an den lockern Ziegeln auf den Dächern der Hinterhäuſer. Ein Paar melancholiſche Pappeln vor dem Fenſter von Lucia's Krankenzimmer bogen ächzend ihre ſchlanken Wipfel in einander, während tauſende von welken Blättern, losgeriſſen von ihren Zweigen, einen wilden Wirbeltanz aufführten. Von Zeit zu Zeit raſſelte ein kurzer Strichregen, vom Winde gepeitſcht gegen die Fenſterſcheiben, daß die Kranke ſtöhnend auffuhr aus ihrem unruhigen Halbſchlummer.

Und wieder ſaß der Arzt an Lucia's Bette und hielt ihre Hand umſpannt, und wieder blickte er nachdenklich und theilnehmend auf die bleichen Züge des noch immer lieblichen Angeſichts. Die Stille in dem engen Stübchen kontraſtirte ſcharf

mit dem Aufruhr der Natur da draußen. Man vernahm nur die ſchweren Athemzüge der Kranken und den eintönigen Pendelſchlag der alten braunen Holzuhr in der Ecke, der die verrinnenden Augenblicke des jungen Lebens zu zählen ſchien.

„Was iſt hier vorgegangen ſeit ich zuletzt hier war!“ fragte der Doktor die Wärterin, welche ſich auf ihrem Ofenſitze durch eine reichliche Portion Kaffee zum Wachdienſt für die Nacht vorbereitete. „Der Zuſtand iſt ſo bedeutend verſchlimmert, daß ein äußerer Grund dieſer Verſchlimmerung nothwendig angenommen werden muß!“

Die Frau ſchien nicht mit der Sprache heraus zu wollen. Endlich bekannte ſie von dem Doktor gedrängt, daß heute Morgen der Kapellmeiſter, der die Nacht außer dem Hauſe zugebracht, wie ein Raſender in das Zimmer geſtürzt ſei, als eben die Kranke, die ſich nach der Nachtruhe bedeutend wohler befunden, ein Billet geleſen gehabt, das ein Lohnbedienter aus dem Gaſthofe zum Stern gebracht und eigenhändig der Kranken zu übergeben verlangt habe. Nachdem ſie es geleſen, ſei ein Strahl von Freude über ihr Geſicht geflogen. Sie habe einen Bleiſtift verlangt, und ein Paar Buchſtaben auf das Blatt geſchrieben, das in einer fremden Sprache abgefaßt geweſen. Dann habe ſie dem wartenden Diener das Blatt zurückgereicht und ſei mit gefalteten Händen in die Kiſſen zurückgeſunken. „Das arme Kind ſah ganz verklärt aus, wie ein leibhafter Engel,“ fuhr die Alte fort. „Aber es dauerte nicht lange. Denn bald nachher kam der Vater hereingeſtürmt — der noch verwilderter ausſah, als er ſo ſchon ausſehen thut. Er wollte mich erſt hinausſchicken, denn er hätte mit ſeiner Tochter zu reden. Aber ich ſagte ihm, daß

mir der Herr Doktor befohlen hätten zu bleiben, und daß ich nicht von der Kranken weichen dürfe, und daß er beſſer thäte, ſelber hinauszugehn und die Kranke in Ruhe zu laſſen. Da ſtieß der wüſte Menſch einen läſterlichen Fluch aus, und ſchrie darauf ſeiner Tochter in einer fremden Sprache etwas zu. Was es geweſen ſein mag, weiß der Allmächtige. Aber was Gutes war's ſchwerlich. Denn das Fräulein that einen lauten Schrei, und als ich hinzuſprang, war ſie beſinnungslos und in Krämpfen. Zu allem Glück kamen grade in dem Augenblicke der junge Herr Doktor und half mir den wüthenden Menſchen aus dem Zimmer bringen, der ſich die Haare raufte und in allen Sprachen Gott läſterte und ſich und ſeine Tochter verwünſchte. Aber ſeitdem iſt das arme Kind nicht wieder zur Beſinnung gekommen. Und das will ein Vater ſein! Ich glaube es auch gar nicht, daß ihm das Kind gehört — wer weiß, wo er es hergeſtohlen hat, der —"

„Schon gut, ſchon gut!" unterbrach der Doktor hier den Redefluß der Alten. „Ich weiß jetzt genug!"

In dieſem Augenblicke fuhr die Kranke empor. Der ſchrecklich veränderte Ausdruck ihres Geſichts und der unheimlich ſtrahlende Glanz ihrer weit geöffneten Augen trafen den Arzt mit ſolcher Gewalt, daß der ſtarke Mann, ſo gewöhnt er an ähnliche Scenen war, innerlich zuſammenſchauderte.

„Iſt er todt?" liſpelte ſie, indem ſie mit dem Ausdrucke der Todesangſt auf den Doktor blickte und mit ihrer feinen durchſichtigen Hand krampfhaft ſeinen Arm ergriff.

„Todt? wer? liebes Kind."

„Er, — Julian!"

Plötzlich ſchrie ſie auf: „Er iſt todt, ich ſehe ſeinen Mör-

der, da ſteht er! Ach, was hab ich ihm gethan, daß er auch ihn mordet!"

Sie ſank ohnmächtig zurück auf das Lager. In demſelben Augenblicke klopfte es an die Thüre. Der Diener des Arztes trat haſtig ein, und übergab ihm ein Billet. Ein reitender Bote habe es gebracht und ſchleunigſte Beſtellung verlangt. Der Doktor erbrach es haſtig. Es war von der Hand ſeines Aſſiſtenzarztes von einem Orte hart an der Gränze des Fürſtenthums datirt, und zeigte ihm an, daß er den Oberlieutnant von Rittow zu einem Duell mit einem Fremden hierher begleitet. Beide ſeien ſchwer verwundet, der eine offenbar hoffnungslos. Er beeile ſich, ihm, als dem Stabsarzte, die Anzeige zu machen, und beſchwöre ihn, ſchleunig zur Hilfe zu eilen, da er ſelber ſich bei dieſem unerwarteten Doppelfalle allein keinen Rath wiſſe.

Wie ein Blitzſtrahl in dunkler Nacht erhellte dieſer Brief dem Arzte das Geheimniß jener Frage der kranken Lucia, die noch eben unverſtändlich an ſein Ohr erklungen war. Er traf in aller Schnelligkeit noch einige Anordnungen für die Kranke auf die Nacht, und eilte ſodann davon, um dem neuen, ſo eben an ihn ergangenen Rufe Folge zu leiſten.

12.

Der Muſikmeiſter Benkenſtein empfing die Nachricht von Lucia's Aufenthalt, der ihm ſeit längerer Zeit gänzlich unbekannt geblieben war, mit einer Freude, die nur durch die beigefügte Meldung von ihrer heftigen Erkrankung getrübt wurde. Grade in dieſen Tagen hatte er mit ſchrecklicher Sehnſucht Lucia's gedacht. Der Tod eines ſeit vielen Jahren nach der „neuen Welt“ ausgewanderten und dort zu bedeutendem Vermögen gelangten nahen Verwandten, hatte den Muſikmeiſter, der ſich unter den Haupterben befand, plötzlich zu einem reichen Manne gemacht. Sein erſtes Gefühl bei dem Empfange dieſer Nachricht war der Kummer und Schmerz geweſen, daß der frühe Tod von Lucia's Mutter ihn des Glückes beraubt, die letzten Lebensjahre der Dulderin zu verſchönern. Sein zweiter Gedanke war Lucia ſelbſt. Ihr ſollte jetzt zu Gute kommen, was er der geliebten Giuſeppa nicht mehr erweiſen konnte. Sein Antheil an der Erbſchaft reichte aus, die Tochter aus den Händen des Kapellmeiſters durch ein Jahrgeld zu befreien, für welches der letztere, zumal in ſeiner jetzigen Noth, gewiß ſeinen Anſprüchen auf die Tochter entſagen würde. Und ſo eben war er im Begriffe, durch die Zeitungen eine Anfrage nach dem Aufenthalte beider zu veröffentlichen, als der kurze Brief des Doktors ihm dieſen Schritt erſparte. Schweſter Judith füllte eilig ein kleines Köfferchen mit dem nothwendigſten

Reisebedarf, und wenige Minuten später führte eine Extrapostchaise den Musikmeister, dessen jugendlich bewegtes Herz vor freudiger Erwartung klopfte, seinen Liebling wiederzusehen, der zwei Meilen von P. entfernten, erst kürzlich vollendeten Eisenstraße zu.

Es war die erste Eisenbahnfahrt, welche der Musikmeister machte. Aber die Erregung, welche der Eindruck der neuen weltumgestaltenden Erfindung in ihm hervorrief, hielt nicht lange an. Sie ward in den Hintergrund gedrängt durch die Gefühle, mit denen er diesem Wiedersehen entgegeneilte, durch die Sorge um Lucia's Zustand, endlich durch die Alles überwiegende freudige Aussicht auf die Zukunft. Bald war es höchstens nur noch das gellende Schrillen der Locomotivenpfeife an den Stationen, was ihn an die Eisenbahn erinnerte, und ihm eine leise gemurmelte Verwünschung entlockte, wobei er allemal den spanischen Rohrstock heftig auf den Boden des Wagens stieß. Er behauptete einmal steif und fest gegen einen Mitreisenden, daß der infernalische Spektakel der Eisenbahnzüge und das unaufhörlich sich erneuernde teuflische Pfeifen sicher von der schlimmsten Wirkung auf die musikalischen Gehörnerven sein müsse, und daß die neue Erfindung dem musikalischen Sinne der nächsten Generationen gewiß höchst schädlich sein werde. Ja er verstieg sich sogar zu der ganz ernsthaften Behauptung: Erst jetzt, wo er eine Eisenbahn kennen lerne, begreife er die neueste Spektakelmusik, die sich zu der einfachen Schönheit Mozarts und Haydns verhalte, wie der Locomotivenpfiff zu dem Klange des alten Posthorns. Bald aber verfiel er wieder in freundlichere Grübeleien. Er malte es sich aus, wie er fortan kein

geplagter Musik-Stundengeber mehr sein, sondern nur noch seine „kleine“ holdselige Lucia zur einzigen Schülerin haben werde. Daß er künftig nicht in P. wohnen bleiben werde, verstand sich von selbst. Mit Schwester Judith und seiner Lucia wollte er nach dem geliebten Wien, an die Stätte seiner glücklichen Jugend, zurückkehren, „und dann,“ setzte er hinzu, „wenn wir sie erst wieder aufgepflegt haben, dann soll sie eine Sängerin werden wie's wenige giebt. Und sie soll gar nicht für andere singen wenn sie nicht mag, aber für mich alle Tage, das versteht sich und für ihren Liebsten, an dem es ja wohl nicht fehlen wird.“ Er gedachte der Zärtlichkeit, mit welcher das Kind an ihm gehangen, und des namenlosen Kummers, den er darüber empfunden, daß ihm dies sein Kleinod von einem Vater entrissen worden, der in keiner Hinsicht werth und würdig war ihr Vater zu sein. Darum freute er sich heimlich, daß es dem Kapellmeister schlecht gehe, daß er sich fast in einer pfennigloſen Lage befinde. Denn nur darauf konnte er seinen Plan bauen, die Tochter gewissermaßen ihrem Vater abzukaufen und sie sich selber anzueignen.

Unter solchen Gedanken und Entwürfen ward ihm die Tagfahrt nicht lang, an deren Ende er spät Abends das Städtchen erreichte, wo er die Eisenbahn verlassen mußte. Die Post, welche ihn von dort aus nach der Residenzstadt, wo sich der Kapellmeister befand, weiter führen sollte, ging erst am Vormittag des folgenden Tages. Das währte der liebevollen Ungeduld des Musikmeisters zu lange. Nachdem er sich einige Stunden Ruhe gegönnt, bestellte er Postpferde, um das fünf Meilen entfernte Ziel seiner Reise bei guter Tageszeit zu erreichen.

An der Wirthstafel, wo er sich mit einem Glase Ungarwein für die Nachtfahrt stärkte, unterhielten sich ein paar Stammgäste über ein Ereigniß, das großes Aufsehn im Orte gemacht zu haben schien.

„Also es steht schlecht mit allen beiden, Herr Kreisphysikus?" sagte einer der Tischgenossen, der bei einem Glase guten Bordeauxweins den Rauch seiner Cigarre nachdenklich in die Luft blies.

„Freilich!"

„Der Lieutnant?"

„Wird durchkommen, aber nicht weiter dienen können. Der Arm ist hin. Morgen Amputation! Und es ist der rechte."

„Und der andere?" —

„Schuß in die linke Brust — fraglich ob er durchkommt. Benimmt sich aber brav. Hat das Herausziehen der Kugel ausgehalten ohne einen Laut, während der andere stöhnt und wimmert wie ein Weib!"

„Na, für den wär's gut wenn er nicht durchkäme," sagte der dritte in dem Kleeblatt, nach seiner Uniform eine Art von Gränzsteueroffiziant. „So ein verfluchter Komödiant, einen schmucken Offizier aus der besten Familie des Landes zum Krüppel zu schießen, und das alles um einer Singemamsell willen."

Der Musikmeister horchte unwillkürlich auf.

„Das Mädchen soll aber die Braut des Künstlers sein oder des Komödianten, wie Sie ihn nennen, und der Oberlieutnant hatte sie öffentlich beleidigt," warf der Physikus ein.

„Hat ſich was zu brauten und zu beleidigen," fuhr der Steueraufſeher, ein früherer Offizier fort. Die Mamſell war eine Zierliese, die keinen Spaß verſtand, und der Herr Künſtler ein verlaufener ehemaliger Referendarius, mit dem die Mamſell eine Liebſchaft gegen den Willen ihres Vaters unterhalten, und der nach der Reſidenz gekommen, um die Tochter dem Vater zu entführen. Schönes Früchtchen das! ich hab's von Leuten, denen es der Vater ſelbſt mit Thränen erzählt hat. Ja," fuhr er fort, „es iſt ein Unglück mit den Kindern, die ihren Eltern nicht pariren. Mein Grundſatz iſt, Kinder müſſen pariren wie Wachtelhunde, beſonders Mädchen bis ſie heirathen. Dann —"

„Dann mögen ſie ſich ſchadlos halten an ihren Männern, meinen Sie, nicht wahr?" unterbrach den Sprechenden lachend hier der Phyſikus.

Der Muſikmeiſter hörte aber nicht mehr, was der andere, der in dem Rufe eines kläglichen Pantoffelhelden ſtand, auf dieſen Spott erwiederte. Eine bange Ahnung ſagte ihm, daß hier vielleicht von Lucia die Rede ſei, die Erwähnung des Vaters beſtärkte ihn darin. Aber er wagte nicht, nach dem Namen zu fragen, aus Furcht ſeine Beſorgniß zur Gewißheit erhoben zu ſehen. In banger Beſorgniß, vielleicht zu ſpät zu kommen, trieb er den Kellner an, ſeinen Wagen ja früh genug zu beſtellen. Und noch ſtanden die Sterne hell am Himmel, als er ihn beſtieg und der Hauptſtadt zurollte.

Die Wege waren vom ſtarken Herbſtregen aufgeweicht. Der Poſtillon, ſo gern er auch das verſprochene reichliche Trinkgeld verdient hätte, konnte nicht ſo ſchnell fahren, als die eilende Ungeduld des Muſikmeiſters verlangte. Es war

Morgen als er ſich dem Thore der Stadt näherte, die von dem rothen Morgenlicht der durch trübe Regenwolken hindurchbrechenden Herbſtſonne umfloſſen vor ihm lag.

Vor dem kleinen Hauſe, welchem der Kapellmeiſter eine Viertelſtunde ſpäter durch eine enge, regenfeuchte Gaſſe zuſchritt, war das ſchmutzig naſſe Steinpflaſter mit gelblichem Sande beſtreut. Ein paar Buchsbaum- und Tannenzweige lagen an der Schwelle auf dem ſchmalen Bürgerſteige. Der Muſikmeiſter kannte die Sitte nicht, deren Gebot hier vielleicht die mitleidige Hand irgend einer armen Nachbarin vollzogen hatte. Aber ſein Herz klopfte hörbar, als er die Schwelle des Hauſes überſchritt.

Er pochte an mehrere Thüren. Sie waren verſchloſſen. Eine ärmlich gekleidete Magd, die ihm aus dem Hofe entgegentrat, in der Meinung, der Fremde wolle die Hauswirthin ſprechen, meldete ihm, daß dieſelbe nicht zu Hauſe ſei. „Frau Brunn iſt mit der Leiche zum Kirchhof!“

Der Muſikmeiſter taumelte gegen die Wand. „Mit welcher Leiche?“ ſtammelte er.

„Mit der jungen Mamſell, die hier im Logis war und die an einem Blutſturz geſtorben iſt. Seht Ihr denn nicht, daß vor der Thür geſtreut iſt? Frau Brunn iſt eine mitleidige Frau. Es mußte doch Einer folgen, und da iſt ſie mitgegangen und noch ein paar Schauſpieler, die bei uns wohnen, ſind auch mit. Sie ſind erſt eben fort.“

Der Musikmeister athmete schwer. „Wo hinaus geht es nach dem Kirchhofe?“ fragte er mit tonloser Stimme.

Ein zerlumpter Knabe, der mit einigen andern Kindern neugierig durch die offne Hausthür den Fremden anstarrte, erbot sich, ihm den Weg zu zeigen.

In einer Ecke des Kirchhofs draußen vor dem Thore der Stadt, da wo die unbezeichneten Gräber der Armen, von den Denkmalreihen ihrer reichen Mitbrüder gesondert liegen, stand eine kleine Gruppe beisammen. Die Träger hatten soeben die Bahre niedergesetzt, und die Todtengräber waren im Begriff, den Sarg von derselben herab auf die Seile zu heben.

In diesem Augenblick erscholl ein lautes: „Halt!“ die Begleiter sahen sich um und erblickten zu ihrem Erstaunen einen auffallend altmodisch gekleideten Mann, der mit einem großen spanischen Rohre in der Hand dem Grabe zueilte.

Die Augen des Musikmeisters irrten im Kreise umher, als suchten sie etwas das sie nicht fanden. Der Kapellmeister war nicht am Grabe seines Kindes.

„Öffnet den Sarg, daß ich sie noch einmal sehe!“

So mächtig und gebieterisch klang die Rede des alten Mannes, daß keiner der Anwesenden wagte, dem ungewöhnlichen Verlangen zu widersprechen.

Der Deckel des Sarges ward geöffnet, und der falbe Strahl der herbstlichen Morgensonne umspielte die reinen Züge des Angesichts der todten Jungfrau. Der Musikmeister beugte sich über sie und küßte ihre bleiche Stirn. Seine Thränen rannen nieder auf das todte Antlitz.

„Lucia, mein geliebtes Kind, ſchlaf wohl!“ rief er laut ſchluchzend.

Die Umſtehenden, von unwillkürlicher Rührung ergriffen, weinten mit ihm. Selbſt in den Augen des Todtengräbers ſtand eine Thräne.

Wenige Minuten ſpäter rollten die Schollen ſchweren Falles auf das ſchwarze enge Gehäuſe hinab, welches die müden Reſte eines zerbrochenen Lebens umſchloß. —

Wenn Ihr den Kirchhof von S. beſucht, ſo könnt Ihr von Trauerweiden und wilden Roſen umſchattet ein kleines antikes Marmordenkmal mitten unter den Armengräbern gewahren. Das Relief der einen Seite zeigt eine Harfe mit zerriſſenen Saiten, und darunter den Namen:

Lucia.

Fernande.

Novelle

von

Bernd v. Guseck.

Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal ſchuf,
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte.

Goethe.

1.

Im Hochgebirge ſtaunt der Wanderer, wenn er zuweilen die ſtarren Eismaſſen der Gletſcherwelt nur durch eine geringe Spanne Raumes von einer vollkräftig grünenden Matte getrennt ſieht, die Gegenſätze Tod und blühendes Leben ſich faſt berühren, — wie viel näher treten ſich ſolche noch in den Wohnungen der Menſchen, und gar erſt im Geiſte des Menſchen ſelbſt! Droben ſpannt ſich Gottes reiner Himmel als Baldachin drüber hin und die Wunder des Contraſtes verletzen nicht, ſondern wirken erhebend wie eine Offenbarung der Allmacht. Wo aber unter Einem Dache, von Menſchenhänden gebaut, die Stätte des Glückes neben der Kammer des tiefſten Elends ſteht, der Seelenfrieden hier und jenſeit einer dünnen Scheidewand die Verzweiflung wohnt, hier herzliche Liebe, drüben wilde Zwietracht — und, am ſchrecklichſten! wo unter Einer Hirnſchale, in Einem Herzen die Gegenſätze ringen, zwiſchen denen Kampf iſt, ſeitdem das Böſe in die Welt getreten, und Kampf ſein wird bis an das

Ende: da drängt ſich dem Geiſte, welcher dieſe Erſcheinungen beobachtet, ein Gefühl von erſchütternder Wirkung auf.

So rein und mild war die Luft, ein Athem der Geſundheit wehte durch die Flur; von friſchen Bergwaſſern belebt grünte die Hochwieſe, aus deren Rand ſich der Blick zu einer reich angebauten Landſchaft ſenken konnte — droben prangte der Wald mit ſeinen mächtigen Stämmen und Laubkronen, es war, als könne hier nur Lauterkeit wohnen, rüſtige Thatkraft und heit'rer Sinn! Aus jenem Hauſe ſteigt eine blaue Rauchſäule ſteilrecht in den Abendhimmel hinauf, es iſt wie ein Opfer des reinſten Friedens; unter dem Eichbaume, welcher ſeine markigen Zweige ſchützend über den Eingang ſtreckt, ſitzen zwei Männer Hand in Hand, es iſt ein Greis und ein Jüngling — das traulichſte Bild der Abendruhe! Eine Frau ſtand aber, von ihnen unbemerkt, im Fenſter, ihre volle Geſtalt beleuchtet vom Sonnengolde, ſie ſchaute hernieder auf das Paar, das unten ſaß, lange ſchon ſtand ſie und ſchaute hernieder — ein Blick in ihr Antlitz genügte, um ſich zu ſagen, daß hier keine Stätte des Friedens war! In dieſen Zügen lag nicht die ſtille Rührung, mit welcher eine Mutter herabblicken würde auf den Gatten und Sohn, ſie war auch zu jung, als daß es ihr Sohn ſein konnte — noch minder leuchtete darin die Freundſchaft einer Schweſter oder gar die ſüße Theilnahme einer Mädchenliebe, ſondern es war der bittre Haß, der aus den ſtarr hinabſchauenden Augen ſeine heimlichen Pfeile ſandte. Und — ſeltſamer Widerſpruch, wie ſo viele in des Weibes Natur! — um die Lippen der bleichen Frau ſchwebte dabei ein weicher Zug, der zu dem finſtern Blick nicht paßte, keine verkrampfte Spannung, kein feind-

seliger Hohn, sondern ein tiefer Schmerz, als ob jene Pfeile zurückprallend sie selbst immer neu träfen und sie sich verbluten müsse bis zum Tode!

Erschütternd ist der Gegensatz ernster und leidenschaftlicher Bilder — empörend aber, wo das Triviale sich neben ihnen ansetzt, wie Mauerschwamm, der nicht zu vertilgen ist, an ein edles und würdiges Gebäude. Das Hohe und das Gemeine harmonisch in der Poesie zu versöhnen, daß Eins des Andern Folie wird durch die Hand des Meisters, und im Humor, der das Niedere bezwingt, Alles doch nur zur Verherrlichung der Idee sich fügen muß, wohl ist es edlen Geistern gelungen, auf welche ihre Nation, ja die Menschheit mit Stolz blickt — im wirklichen Leben, wo Du in erhobener Stimmung plötzlich von der gemeinen Prosa angeblasen wirst, hat es seine Widerwärtigkeit. Wenige Schritt von der Gruppe, welche das stumme Paar unter der Eiche mit der bleichen Frau im Fenster bildete, einer Gruppe von unheimlich räthselhaftem Wesen, aber anziehend, denn Ihr seht drei Gestalten von seltner Schönheit — wenige Schritt um die Ecke des stattlichen Hauses und es weht euch an wie ein Wind, der über Sümpfe gegangen ist.

Im ersten Stockwerke war hier eine Loggia, auf ihr pflegt sich eine Gruppe, breit und bequem sitzend, in nichtsthuender Behaglichkeit. Doch nein, Nichtsthun wäre zu viel gesagt. Eine junge Dame zeichnet nach der Natur, der Shawl ist ihr von den blendenden Schultern gesunken, sie ist sehr vertieft, ein dicker Herr in strotzend gefüllter Atlasweste, auf welcher eine mächtige Goldkette prangt, hat sich eben das Glas in das rechte Auge geklemmt und schaut ihr über die

Schultern, um recht genau ihre Contouren — auf dem Papiere zu bewundern, spät erst bemerkt sie es, lehnt ihren Crayon und sich selbst lächelnd zurück: „How do you like it?“ fragt sie sanft.

„Famos, auf Ehre!“ versichert er mit solchem Eifer, daß sich sein ganzer buschiger Backenbart sträubt.

Die Mutter der jungen Dame wirft einen scharfen Blick der Controle herüber, indessen — das Paar ist verlobt. „Laissons courir les chats! nicht wahr, mon ami?“ Der Eheherr, welcher seine Cigarre gemüthlich angezündet hat und wahrscheinlich an ihre Rauchwolken die tiefsinnigsten Betrachtungen knüpft, denn er hat seitdem keine Sylbe mehr gesprochen, antwortet durch ein verbindliches Lächeln, aber der Sohn, der sich auf seinem Stuhle bis zum Überschlagen schaukelt, ruft: „Herr Baron! Sie versäumen den Lichteffect auf dem Wasserfalle! Sehen Sie doch — es ist wie im Propheten!“

„Dear me! welch unpassender Vergleich!“ lispelte die Schwester. „Im Propheten geht die Sonne auf, hier unter!“

„Ob im Propheten wirklich eine Sonne aufgeht, darüber sind die Weisen noch nicht einig!“ versetzte der Bruder.

„Ah!“ rief der Baron. „Das ist aber prachtvoll!“

Die Sonne warf eben im Westen zwischen den Hügelwellen des tiefern Landes niedergehend ihren letzten Glutblick nach den Bergen, er traf hier, so daß es von der Loggia aus gesehen werden konnte, einen Wildbach, welcher dort in mehrern Absätzen mit raschem Sturze von beträchtlicher Höhe auf die Wiese herniederschäumte, und sich vom rothen Lichte über-

goſſen flugs in eine feurige Schlange zu verwandeln ſchien, die ſich am Berge abwärts ringelte. Es war nur ein kurzes, aber wunderſchönes Bild.

Auch die junge Dame war erglüht, wie der Bach, und ihr Blick hatte ſich doch in ganz entgegengeſetzter Richtung bewegt. — „Wer iſt der junge Menſch, der Sie grüßte, Conſtance?“ fragte der Baron.

„Der Sohn unſers Wirthes,“ erwiederte ſie mit einer froſtigen Miene.

„Sie dankten kaum, ſtolze Seele!“ ſagte er. „Aber ich liebe das, ſtolz lieb' ich meine Pappenheimer!“

„Ihre Reminiſcenzen verunglücken ſtets!“ entgegnete Conſtance und wandte ſich ganz ab, um ihre Zeichnung nebſt Zubehör einzupacken, dann wickelte ſie ſich fröſtelnd in ihren Shawl.

„Es wird kühl, liebes Kind,“ ließ ſich jetzt zum erſten Male der Senior dieſer Geſellſchaft vernehmen, der Mann mit der dampfenden Cigarre. Das Kind aber war ſeine Frau, welche dieſe tändelnde Benennung offenbar ausgewachſen hatte, denn weder ihre ſteil aufgeſchoſſene Geſtalt, noch ihr ſcharf ausgeſchnittenes Antlitz hatte etwas Kindliches, wer weiß, ob ſie überhaupt jemals ein Kind geweſen war.

Die geiſtreiche Bemerkung ihres Gatten fand jedoch Anklang in ihr, ſie erhob ſich von ihrem Plüſchſeſſel und blickte nur noch einmal aufmerkſam nach dem Fahrwege, welchen der Sohn des Wirthes, von dem ſoeben die Rede geweſen war, mit raſchen Schritten verfolgte.

„Sieh! er ſcheint etwas zu finden!“ ſagte Conſtancens Bruder, welcher ſein Schaukeln eingeſtellt hatte und gleich

der übrigen Gesellschaft dem jungen Manne, der allgemeines Interesse zu erwecken schien, nachschaute.

Er bückte sich allerdings eben zur Erde, aber was er that, das konnten die Leute von ihrer Loggia nicht deutlich wahrnehmen und wenn sie es auch erkannt hätten, so hätten sie es nicht verstanden. Er raffte eine Handvoll Erde auf und warf sie, ohne sich umzuschauen, über sein Haupt zurück. So thaten unsre deutschen Krieger vor Alters, wenn sie in eine heiße Schlacht gingen — sie warfen die Erde mit Allem, was ihr zugehörte, hinter sich. Dann schritt er, ohne sich noch einmal umzuschauen, in die Schlucht hinein, deren Schatten ihn bald den Blicken entzogen.

„Für eine Fußpartie rückt er sehr spät aus," bemerkte der Baron, indem er seiner Braut, die sich hastig nach dem Salon wandte, alle hindernden Sessel aus dem Wege räumte.

„Ein Abenteuer, ein Rendez-vous vielleicht!" sagte der Bruder. „Bildschön ist er — muß beneidenswerthes Glück bei den Damen haben. Mama sogar schwärmt für ihn."

„Mon cher, ich bitte!" erwiederte die Mutter, ihre Lanzengestalt noch strenger aufrichtend.

Sie saßen nun Alle im Salon. Die Fenster waren mit dichten Vorhängen geschlossen, ein Paar Lampen mit mattgeschliffenen Kugeln verbreiteten Tageshelle, die ganze Einrichtung mit ihren Broncespiegeln und Consolen, Palissandermöbeln und reichen Polstersitzen aller Art ließ nicht glauben, daß man in einer einsamen Gebirgsgegend sei, nur die Feierstille draußen konnte darauf hinweisen. Statt ihrer wäre heut aber das Wagengerassel der Residenz wenigstens einem

Gemüthe in diesem Kreise lieber gewesen, wenn es nicht zu kühn ist, ein Gemüth hier zu suchen. Dann würden die Pausen minder peinlich gewesen sein.

„Herr Hohlbrand, Sie genießen die Bergluft alle Jahre hier?“ fragte der Baron nach einer solchen.

„Ja, der Arzt hat es mir verordnet — darum, sehen Sie, haben wir uns ganz eingerichtet.“

„Aber es giebt doch amüsantere Gegenden,“ wandte der Baron ein. „Ein Bad im Gebirge zum Beispiel: Ischl, Carlsbad, Warmbrunn, Bagnères — Sie könnten es ja haben!“

„O — ja! Inzwischen aber, ich bin kein Freund von Reisen — und —“

„Und wir sind gewissermaßen hier angewiesen, **mon cher baron!**“ kam die Gattin zu Hülfe. „Davon ein Andermal. Willst Du uns ein englisches Lied singen, **mon ange?** Das Kind liebt nun einmal die englische Sprache über Alles, sie träumt, glaub ich, englisch!“

„Ein Engel kann nur englisch fühlen und träumen!“ sagte der Baron und zog sich, höchst zufrieden über seine gelungene Phrase, die Atlasweste einige Zoll herab.

„Lieber Flor, ich fürchte, Sie werden in mir nur zu früh statt der Engelsnatur etwas Dämonisches finden,“ erwiederte die Braut, ohne ihn anzusehen.

„Ei, das wäre ja ganz interessant! Mir ist ein wenig Schattirung immer angenehm, so eine schneeweiße Taube oder eine reine Lilie macht mir nur Langeweile. Also Dämon, so viel Sie wollen!“

„Singe jetzt, mon enfant!“ erinnerte die Mutter nochmals. „Englische Lieder gehen mir über Alles.“

„Ach, so melodisch die Sprache, Musik schon an sich selbst!“ lachte der Sohn.

„Still, Philipp! Du bist unausstehlich mit Deiner Spottsucht!“ schalt die Mutter. „Mon ange, was wirst Du uns singen?“

„Wünschen Sie: fare thee well — zu hören, lieber Flor, oder the last rose?“ fragte Constance resignirt.

„Aber warum kein heitres Lied? Warum diese schwermüthigen Gesänge? Haben Sie etwa Ihrem Geliebten ein Lebewohl auf immer zugerufen, oder gar schon die letzte Rose des Sommers gebrochen?“

Und Constance setzte sich, ohne etwas zu erwiedern, an den schönen Stöckerschen Flügel und sang, trotz dieser Einwürfe das Lied von der letzten Rose nach dem Moore'schen Texte. Ihre Stimme war ein ganz hübscher Sopran und wenn sie auch für musikalische Rigoristen etwas falsch sang, hier befand sich kein solcher, auch entschädigte der Ausdruck, welchen sie in diese Worte legte, für alle Schwankungen des Tons. Ihren Bruder besonders frappirte Das, er wurde ganz ernsthaft.

„Constance,“ sagte er, nachdem sie geendigt hatte, und der Baron auch mit seinem Applause, „Du hast aus dem Herzen gesungen!“ Er sprach das, zu ihr herabgeneigt, so leise, daß nur sie es verstand, sie blickte flüchtig und böse zu ihm auf, erhob sich schnell und reichte ihrem Bräutigam die Hand, welche dieser entzückt an seine reifen Lippen führte. Der Vater schielte sehnsüchtig nach der Uhr.

„Mon cher baron,“ nahm die Mutter das Wort, „morgen haben wir einen Ausflug vor, wiſſen Sie. Der junge Sander hatte mir halb verſprochen, unſer Führer zu ſein, ich begreife daher nicht, warum er ſich vorher fatiguirt, doch dieſe Gebirgsmenſchen ſind unverwüſtlich — wir aber nicht, mon cher baron, ich ſchlage alſo vor, —“ ein Schuß, welcher dicht unter dem Fenſter fiel, entlockte ihr einen lauten Schrei des Schreckens, in welchen ihre Tochter einſtimmte. Der Gatte war blaß geworden und zitterte, der Baron und Philipp eilten hinaus, um nach der Urſache zu forſchen.

Unten war ſchon Alles in Bewegung. Die Mädchen, der Burſch, ſprangen an ihnen vorüber, ohne ihnen Rede zu ſtehen, ſie folgten ihnen vor das Haus, wo nun ſchon die tiefſte Dämmerung waltete. Nichts war zu hören oder zu ſehen. „Dort!“ ſchrie der Burſch und ſtreckte die Hand aus, ſtürzte auch gleich in der bezeichneten Richtung fort, um einem Phantome ſeiner Einbildung nachzujagen.

„Aber was iſt denn geſchehen? Wer hat denn geſchoſſen?“ ſuchte endlich Philipp dem Hausmädchen, das er feſthielt, zu entringen.

„Nach dem Herrn Berghauptmann — durch's Fenſter!“ damit riß ſich die Eilfertige los, um die Verwirrung im Hauſe vermehren zu helfen.

„Das ſcheint ernſthaft, Herr Baron,“ ſagte Philipp. „Laſſen Sie uns an die Quelle gehen.“

„Lieber Hohlbrand, wir ſcheinen hier in einer verteufelt romantiſchen Gegend unſere Villeggiatura zu halten!“ erwiederte der Baron, ihn begleitend. „Ich ſtimme für Abreiſe.“

Als sie in das Vorzimmer des Erdgeschosses treten wollten, kam ihnen ein Diener entgegen.

„Verzeihen Sie! Ich soll Ihnen allerseits bestellen, daß kein Unglück geschehen ist, damit Sie sich nicht beunruhigen."

„Aber der Berghauptmann?"

„Ist nicht getroffen."

„Und die gnädige Frau?"

„Schicken mich eben zu Herrn Hohlbrand. Wollen Sie so gefällig sein, es zu bestellen?"

„Aber sagen Sie um Gotteswillen," rief der Baron, „wer hat denn das Attentat begangen?"

Der Diener zuckte die Achseln. Flor kehrte mit seinem künftigen Schwager zurück und rief entrüstet:

„Schauderhaft! In welcher Zeit leben wir! Bis in die Berge, wo sonst das Palladium alles Edlen und Unverdorbenen wohnen sollte, hat sich die menschliche Depravation verbreitet!"

„Geh' in ein Kloster, Ophelia!" spottete Philipp. „Oder machen wir lieber gleich ein Ende, wie die Chinesen, Alt und Jung, als die Engländer eindrangen, sie schnitten sich die Hälse ab — vielleicht aber zögen Sie die japanesische Sitte des Aufschlitzens vor, schon des größern Effects wegen bei Ihrem Embonpoint?"

„Sie können über einen solchen Vorfall noch schlechte Witze machen! Ich finde das sehr herzlos und —"

„Merkantil, nicht wahr? Der herzlose Kaufmann, den Sie mir schon einmal vorgeworfen, spricht aus mir!"

Darauf wollte Baron Flor etwas erwiedern, aber er sah

Constance in großer Aufregung auf der Treppe stehen, wo sie ihre Nachrichten erwartete und er eilte, sie zu beruhigen.

„Aber, großer Gott," rief sie, „wer kann denn auf diesen herrlichen Mann, der die Liebe und Freundlichkeit selbst ist, einen Haß geworfen haben!"

„Fragt unsere Zeit danach?" entgegnete der Baron. „Er ist ein Gutgesinnter, das genügt, um ihm eine Kugel zuzuschicken. O wir werden noch mehr erleben."

„Wollen Sie die leidige Politik auch in diese unentweihten Berge verpflanzen?" rief Constance unwillig.

„Und dann, gutgesinnt, mein bester Baron, nennt jede Parthei nur die Ihrigen," bemerkte Philipp.

„Pardon! Gesinnungstüchtig nennen sich die Andern, nicht gutgesinnt!" versetzte der Baron. „Ein solcher Tüchtiger wird schon den Probeschuß hier gethan haben."

Frau Hohlbrand war von der Nachricht einen Moment ganz ihrer sonstigen Energie beraubt und sprach von baldiger Abreise, doch genügte die Zustimmung ihres Gatten, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Nein, nein!" sagte sie bestimmt. „Das geht nicht. Alles, nur keine Feigheit. Wir dürfen diesem Hause nicht den Trost unserer Theilnahme rauben, D'accord, mon cher baron? Alles wird sich aufklären — wie Schade, daß grade Norbert ausgegangen sein mußte, aber wahrscheinlich hat der Thäter diesen Augenblick abgepaßt! Ich sehne mich, den jungen Mann zu sprechen."

„Daran zweifelt, bei Deiner bekannten Schwäche für den schönen Norbert, kein Mensch, Mama!" bemerkte Philipp.

„Allein aber —" erlaubte sich Herr Hohlbrand den Ein-

wand, der jedoch nicht zu Tage kam, denn seine Gattin unterbrach ihn mit dem festen Beschlusse: „Wir bleiben also. Ich muß Licht in dieser Sache haben. Der kleine Schimmer, den ich zu sehen glaube, genügt mir nicht. Möglich, daß eine furchtbare Fackel daraus wird."

2.

Im Wohnzimmer des Erdgeschosses war unterdessen Alles still geworden, sogar das Licht erloschen, dessen verrätherischer Schein, durch die von Laden nicht verschlossenen Fenster blinkend, dem Mörder sein Ziel klar beleuchtet hatte. Unbegreiflich, daß er es fehlen konnte! Die Kugel war nicht eben dicht an dem Kopfe des alten Mannes vorbei gepfiffen und hatte beinah das Leben seiner Gattin gefährdet, welche ihm, durch den Tisch getrennt, gegenübergesessen, mit dem Rücken gegen das Fenster. So saß sie ihm auch jetzt in dem Schlafzimmer, das nach der Rückseite des Hauses ging, gegenüber, kein Schlaf kam in Beider Augen. Die Dienstleute hatten die Splitter der zerschossenen Fensterscheibe fortgeschafft und nun allerdings etwas zu spät die Laden der Vorderfront aus eigenem Antriebe gesperrt, dann aber waren sie zu Bett geschickt worden.

Eine Lampe stand auf dem Tische, ihr Schatten fiel auf das Antlitz der Frau, deren große schöne Augen gleichwohl vom eignen Feuer leuchteten, während sie mit unbeschreiblichem

Ausdrucke an ihrem Gatten hingen, welcher noch mit ihr das Ereigniß beſprach. Von ſeltner Schönheit nannten wir ſchon die Gruppe, welche wir zuerſt bei ſinkender Sonne betrachteten und der Vater nahm dieſe Bezeichnung ganz beſonders für ſich in Anſpruch. Er war ein Greis, gewiß von ſiebenzig Jahren oder wenigſtens nahe dieſem Alter; ſchneeweißes Haar, das noch in ziemlicher Fülle ſeine hohe Stirn, ſeine feingeaderte Schläfe zierte, gab ihm ein ehrwürdiges Anſehen, aber auf ſeinem regelmäßig gebildeten Antlitze lag zugleich die Blüthe einer voll und rein erhaltenen Geſundheit — nicht jenes feurige Roth eines ſanguiniſchen Lebemannes, auch nicht das markige Braun einer eiſernen Natur, geſtählt in mannhaft ertragenen Beſchwerden des Krieges oder der Arbeit, ſondern das feine Colorit, welches von ungeſtörter Harmonie des geiſtigen Princips als Gaſt in der irdiſchen, von ihm verklärten Form zeugt; den wahren Stempel der Schönheit erhielt dies Antlitz aber erſt durch die Augen, deren milder Strahl auch das Übergewicht jenes hohen Geiſtes bei aller herzgewinnenden Freundlichkeit bekundete. Die Frau verwandte keinen Blick von ihm, während er ſprach, ſie ſaß aber im Schatten, den ſie ſich wohl gewählt, um die tiefe Bewegung, welche den Gemahl betrüben mußte, zu verbergen — ſparen wir uns daher auf, ihr Bild bei günſtigerer Beleuchtung zu zeichnen.

„Du ſiehſt, Fernande, ich habe alle Möglichkeiten erwogen," ſchloß er ſeine Rede. „Für keine ſpricht irgend eine beſtimmte Thatſache. Wenn ich mir bewußt bin, dieſen traurigen Vorfall nicht verſchuldet oder herausgefordert zu haben, ſo können wir uns vollkommen beruhigen."

„Aber — es iſt doch zu gräßlich!“ ſeufzte die Gattin. „Und — kann ſich wiederholen —“

„Wir ſtehen in Gottes Hand, Fernande!“ ſagte er ſanft und feſt.

Eine längere Pauſe trat ein — man hörte das Rauſchen des Nachtwindes in den Bäumen, hörte, wenn dies momentan verſtummte, das einförmige Brauſen des Waſſerfalles.

„Laß uns zur Ruhe gehen, Kind,“ begann der Greis wieder, ſtand auf und küßte Fernandens Stirn. Sie war ebenfalls raſch aufgeſtanden und barg ihr heißglühendes Antlitz an ſeiner Bruſt, als ſuche ſie dort Schutz vor Gefahren, welche rings auf ſie einzuſtürmen drohten.

„Du haſt nun gewählt, Sander!“ flüſterte ſie. „Gewählt zwiſchen mir und Ihm!“

„Das habe ich nicht gethan,“ erwiederte er mild. „Ihr ſteht Beide meinem Herzen ſo nah, wie zuvor. Die Trennung war Norberts Entſchluß, er hatte mir ihn ſchon ſeit längerer Zeit entdeckt, ich mußte ihn erſt reiflich erwägen, dann habe ich ihn gebilligt. Denke freundlich des Entfernten — er hat ein großes Opfer gebracht!“

„Auch Du! Auch Du, Sander!“ rief Fernande mit überſtrömenden Thränen. „Aber ich will Dir's vergelten, ſo viel ich ſchwaches Weib es kann, ich will Dir mit treuſter Liebe dienen, demüthig und gewiſſenhaft, Sander! Glaube nicht, daß ich unfreundlich an Norbert denke.“

„Rege Dich nicht noch mehr auf, Kind,“ ſagte er. „Dieſer unſelige Vorfall hat Dich ohnehin erſchüttert. Laß uns zur Ruhe gehen, daß wir auch Ruhe gewinnen für morgen und alle kommenden Tage. Es wird Alles gut werden, glaube mir.

Die Zeit mit ihrem leisen und doch so mächtigen Einfluß wirkt, wie die Bäume droben in den Klippen, sie können mit ihren Wurzeln, wo sie eindringen, Felsen spalten, aber auch Getrenntes umklammern und zusammen halten, so lange sie selbst bestehen.

Fernande nahm ihres Gatten Hand und küßte sie, ehe er es hindern konnte. Dann ging sie, um den Handleuchter von dem Pfeilertischchen zu nehmen, sie hatte ihn eben ergriffen, als ihr Gemahl einen lauten Ausruf hören ließ. In diesem Augenblicke blitzte vor dem Fenster ein Strahl auf, abermals krachte ein Schuß und schmetterten die Glassplitter in die Stube — der Berghauptmann hatte den Schützen gesehen! Aber nicht er war getroffen, sondern sein Weib — sie sank mit einem leisen Aechzen in sich zusammen, Blut überwallte sogleich ihr Gewand. Sander stürzte ihr beizustehen, sie war bewußtlos, ihr Auge halb gebrochen und weit offen, er mühte sich, die Wunde zu finden, das Blut zu stillen — unterdessen kamen auch die Leute herbei, von dem wiederholten Schusse erschreckt; im obern Stockwerke wurde Alles lebendig; die feierliche Ruhe, welche kurz zuvor über dem einsamen Hause gewaltet hatte, war auf die grauenhaftste Weise wieder gestört. Doch fand sich bei näherer Untersuchung, daß die Wunde, welche die vielbeklagte Frau davon getragen hatte, nur eine Streifwunde am Oberarm war, schmerzhaft gewiß und mit starkem Blutverluste verbunden, aber keineswegs gefährlich. Weibliche Hülfe war thätig, die Verwundete, welche mit einem wilden Blicke die Augen aufschlug, zu verbinden und zu Bett zu bringen, ein Bote sattelte bereits im Stalle ein Pferd, um den Arzt aus dem nächsten Gebirgsstädtchen zu holen und aus

der unmittelbaren Nähe der Kranken wurde Alles entfernt, was ihre Aufregung wach erhalten konnte. Nur der Gatte saß an ihrem Bette, jeden ihrer Athemzüge, ihrer hastig hin und her flackernden Blicke bewachend. Sie hatte viel sprechen wollen, als sie wieder zum Bewußtsein gekommen war, doch der Wille ihres Gemahls legte ihr Schonung und Stille auf, und sie fügte sich. Ein Paar Stunden vergingen so, dann hörte der Wächter draußen das Cabriolet des Arztes im steinigen Hohlwege heraufrasseln und kündigte den sehnsüchtig Erwarteten an. Er brachte, nachdem er sich von dem Zustande der Kranken und ihrer Wunden überzeugt und alles Nöthige für den richtigen Verband besorgt hatte, die Bestätigung, daß körperlich keine Gefahr sei, wenn nicht durch den Schreck und die Beängstigung des Gemüths eine solche erzeugt werde. Schonung und Ruhe wurden also auch von ihm empfohlen — aber in welcher Officin sind sie mit Gewißheit zu erlangen? Was kann die äußere Schonung, die Stille der Umgebung helfen, wenn das Hirn, wenn das Herz unaufhörlich arbeitet und laut ist?

Von Schlaf war nun weiter nicht die Rede im ganzen Hause und wenn es wirklich Herrn Hohlbrand gelang, mit Hülfe eines niederschlagenden Mittels gegen Morgen in einen schlummerartigen Zustand zu sinken, so litt er darin mehr durch die furchtbarsten Träume, als wenn er sich wach, wie selbst sein egoistisch berufener Sohn, auf seiner Sprungfedermatratze herumgeworfen hätte.

Beim Frühstück erschien dieser ganze Familienkreis verwandelt, es war, als habe das schauerliche Ereigniß alle Affectation von ihnen abgestreift und sie wieder zu unbefangenen

Menſchen gemacht. Conſtance hatte ihre Anglomanie vergeſſen, ihr Bruder ſprach warm und theilnehmend, der Baron achtete auf ſeinen Comfort weniger, als je, der alte Hohlbrand äußerte ſich ganz vernünftig, ohne von ſeiner Gattin unterbrochen zu werden. Nur dieſe konnte ihr franzöſiſches Blut nicht verläugnen — ſie war aus einer Emigrantenfamilie von Angers an der Maine gebürtig, meine Damen! Ihr Vater, längſt todt, hatte Marquis de Termignon geheißen, ſie ſelbſt war ſeine ſechſte Tochter, nun Frau Hohlbrand, Gattin eines reichen Rentiers. Sie kennen und achten dieſe Klaſſe von Staatsbürgern, welche in unſern Tagen ſo viel Herbes erdulden mußte, in Wort und Bild, ach! und auch in der That!

Bei der ältern Dame war's alſo keine Affectation, wenn ſie noch immer ihre Rede mit franzöſiſchen Brocken im ſonorſten Accent mit entzückenden Naſallauten durchwebte und ſo ihrer Indignation über die Schreckensthat freien Lauf ließ. Doch erklärte ſie mit Feſtigkeit, nun erſt recht nicht vom Platze zu weichen — der heimtückiſche Mörder, welcher mit Blutgier an einem Abende zweimal nach dem Leben ſeines Feindes vergeblich getrachtet, werde gewiß durch das unſchuldige Blut, das er vergoſſen, nicht von einem dritten Verſuche abgeſchreckt werden und es ſei die Pflicht hochherziger Seelen, zur Abwendung dieſer Gefahr beizutragen, was nur irgend in ihren Kräften ſtehe. Zur Bekämpfung dieſes Entſchluſſes meldete ſich heut Niemand, auch der Baron, von einer wahren Verfolgungswuth ergriffen, wollte ſich ſogar dem Streifzuge anſchließen, den mehrere Forſtleute der Nachbarſchaft, welche ſich nach und nach eingefunden hatten, beabſichtigten. Einigen

Verdacht, der nur nicht recht ausgesprochen wurde, schien man also zu haben.

Der Berghauptmann saß in seinem Zimmer und schrieb. Es war der einfache Bericht über den Vorfall, welcher an die Gerichtsbehörde gehen sollte, klar und objectiv gehalten. Der erste Schuß war durch ein Fenster der Frontseite geschehen, in der Weise, wie wir bereits wissen, von dem Thäter hatte sich keine Spur gezeigt. Der zweite Mordversuch, mit kalter Consequenz ausgeführt, war aus unmittelbarer Nähe dicht am Fenster des Schlafzimmers erfolgt. Hier befand sich ein wüstes Trümmergeröll, von einem Bergsturze der Vorzeit herrührend, dem Anbau noch nicht dienstbar gemacht, kaum von Gräsern und wilden Blumen belebt, über welche sich ein Paar, aus angeflogenem Samen erwachsene, Birken erhoben. Kein Fußsteig, überhaupt kein Pfad führte über diese Strecke, welche scharf abgegrenzt gegen die üppig bewachsenen Berghänge sich in allmähliger Steigung erhob. Der Schütze war hier ganz sicher gewesen, sowohl vor Überraschung, als auch vor der Gefahr, sich durch seine eignen Fußstapfen zu verrathen: in diesem steinigen, dürren Boden war keine Spur zu erkennen. In dem Augenblicke, als er, dicht an das Fenster getreten, sein Gewehr anschlug, hatte der Berghauptmann, dessen Augen seiner Frau folgten, welche, wie schon erwähnt, nach dem Pfeilertische ging, um den Leuchter zu nehmen, die Gestalt des Schützen und seine Bewegung des Gewehranschlagens gesehen. Doch war dies natürlich, aus einem erleuchteten Zimmer in das Dunkel hinaus, keineswegs so deutlich gewesen, daß er irgend vermocht hätte, die Gesichtszüge deutlich zu erkennen, nur der Schein aus dem Fenster hatte die Gestalt

getroffen und der Moment war auch zu flüchtig vorübergegangen, sein bestimmter Eindruck durch die folgende Scene, als der Schuß fiel und die Frau in ihr Blut sank, sehr verwirrt worden. Einen directen Verdacht konnte der Berghauptmann nicht angeben. Er entsann sich nicht, irgend Jemand zu nahe getreten zu sein in einem solchen Maaße, um ihn zu einer so verzweifelten hartnäckig durchgeführten That der Rache zu veranlassen, möglich, daß es einer von den kürzlich aus einer eingestellten Grube entlassenen Arbeitern sei, welcher in der Begriffsunklarheit dieser Leute seine eigne, dadurch verursachte Noth dem Beamten aufbürdete, in dessen Macht es gar nicht stand, jene Maaßregel zu ändern, möglich auch, daß ein Beweggrund aus ferner liegenden Beziehungen, von denen er selbst keine Ahnung hatte, den Thäter getrieben. Die Thatsache stand fest, daß eine ganz bestimmte Absicht gewaltet hatte, über die Ursache, wie über die Person konnte der Berghauptmann der Wahrheit gemäß nichts angeben, und stellte das weitere Verfahren dem Gerichte anheim.

Sobald er diesen Bericht geschlossen hatte, mußte er den Condolenzbesuch seiner Hausgenossen annehmen, mußte von ihnen tausend lästige Fragen und unfruchtbare Vermuthungen hören und konnte sich endlich nur von der unverwüstlichen Frau, welche ihm vorzugsweis zusetzte, durch eine halbe Unart retten, welche ihm die Tochter des Marquis von Termignon sehr übel nahm. Der Baron hatte sich in sein Patent-Jagdcostüm geworfen, um die bewußte Razzia mitzumachen, welche die Forstleute verabredet hatten, — sie glaubten gewiß, daß der Verbrecher noch irgendwo in der Nähe des Hauses versteckt lauere, um nach eingebrochener Dunkelheit seinen zweimal

verfehlten Zweck dennoch zu erreichen, denn ein verwegener Menſch mußte es ſein, daß er nach dem erſten Schuſſe nicht, wie es zu geſchehen pflegt, durch das Geſpenſt ſeiner That verſcheucht worden war, ſondern es gewagt hatte, gleich nachher einen zweiten Schuß zu thun. Die Forſtleute hatten ihre ganz eignen Vermuthungen über ihn und äußerten öffentlich nur ſo viel, daß es ein ganz genau mit der Localität und den Verhältniſſen des Hauſes vertrauter Menſch ſein müſſe.

„Sie werden uns nicht begleiten, lieber Schwager?“ fragte der Baron den jüngern Hohlbrand.

„Auf Menſchenjagd? Muß danken!“ erwiederte dieſer. Der Baron zuckte die Achſeln und verſah ſich mit Schießbedarf, als gedenke er in eine rangirte Schlacht zu gehen.

„Die preußiſche Chargirung hält ſechszig Patronen, Sie nehmen zu wenig!“ ſpottete Philipp.

„Setzen wir den Fall, lieber Flor,“ ſagte Conſtance ernſthaft, „der verdächtige Menſch käme Ihnen zu Geſicht — was würden Sie thun?“

„Das käme auf die Umſtände an,“ verſetzte Flor. „Vorherbeſtimmen läßt ſich das nicht.“

„Wohlan, nehmen wir ganz poſitive Umſtände. Sie gehen durch das Gekläft, plötzlich ſpringt vor Ihnen, nicht hundert Schritt entfernt, ein Menſch auf, wie die Engländer ſo unübertrefflich ſagen, flying for life — was würden Sie thun?“

„Ihm nachrufen, ihn zwingen, zu ſtehen und ſich auszuweiſen, warum er flieht.“

„Zwingen, wodurch? Ihre eigne Rapidität? Oder — durch eine Kugel?“

„Ich habe nur Rehpoſten geladen, liebe Conſtance. Jeden-

falls bliebe das unser äußerstes Mittel.“ Auf eine weitere Enthüllung seiner Streifzugspläne ließ er sich nicht ein, sondern eilte den Forstleuten nach, die sich schon gegen die Berge hin zerstreuten, einer genau genommenen Verabredung gemäß.

Philipp ging auf seine eigne Hand zu einer Wanderung nach einigen nahegelegenen Punkten aus, der gemeinsame Ausflug war in Folge des störenden Ereignisses aufgegeben. Constance weilte, mit einer geschmackvollen Arbeit beschäftigt, auf der Loggia, die Eltern lasen im Wohnzimmer Zeitungen, welche sie sich in regelmäßigen Sendungen nachbestellt hatten.

Am Bette der Kranken, welche heut viel ruhiger war, saß ihr Gatte, der Arzt hatte das Haus am frühen Morgen schon verlassen. Fernande sah, wie es nicht anders sein konnte, noch viel bleicher aus, als gewöhnlich, aber ihre sonst beweglichen Züge, welche jede Regung der Seele theilten, hatten heut einen stillen Ausdruck gewonnen, der sie mit einem neuen Reize bekleidete. Sie war nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, denn die weichen Linien um Kinn und Mund hatten sich schon verloren, oder war es nicht die Hand der Zeit, sondern das Schicksal gewesen, das sie allzufrüh verwischt hatte? Ihr Auge, halbverhüllt von den schneeweißen Lidern und deren langen dunkeln Wimpern, hob sich nur zuweilen mit einem freundlichen Blicke auf den Gatten und noch seltener öffnete es sich in seiner vollen Größe, dann aber konnten sich die dunkelblauen Sterne trotz der Schwäche der Krankheit mit einem Feuer auf ihre Umgebung richten, daß sie Zeugniß gaben, wie die Seele der leidenden Frau noch immer nicht gebrochen sei.

„Was suchst Du, Fernande?“ fragte der Berghauptmann,

als sie in kurzen Zwischenräumen dies Umherblicken wiederholte. „Wir sind allein. Wünschest Du etwas?“

„Wir sind allein?“ wiederholte sie. „Ich sah doch diesen Moment — hier —“ sie stockte.

„Niemand war hier,“ versicherte Sander, „als ich nur allein. Darf ich Dir zu trinken geben?“ Er sah in ihren Worten Symptome des sich nähernden Fiebers und beobachtete sie mit besorgten Blicken, gewiß ängstigte sie das Bild des Mörders, das sie zu sehen glaubte. Ein beruhigendes Mittel des Arztes sollte helfen.

„Ich danke Dir,“ sagte sie abwehrend, indem sie ihre Augen nun voll auf ihn richtete. „Du weißt nun —?“

„Meine theure Fernande, gönne Dir Ruhe. Wir werden Zeit haben, Alles zu besprechen, wenn Du ganz hergestellt bist.“

„Zeit? Wer bürgt Dir das?“ flüsterte sie. „Aber Du weißt, nicht wahr, Du weißt —?“

„Was meinst Du, Kind?“ fragte er, um sie zufrieden zu stellen, da sie ungeduldig wurde.

„Wer diesen Schuß gezielt hat! Oder weißt Du es nicht, so mußt Du es erfahren. Bücke Dich zu mir, ich will ihn Dir nennen.“

„Fernande, ich wünsche, daß wir jetzt nicht weiter davon sprechen. Wenn Du mich lieb hast, Fernande.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie drückte die seinige an ihr Herz und schwieg.

3.

Auf einer Hochebene, der Wasserscheide dreier Flußgebiete, wo Straßen in verschiedener Richtung sich kreuzten, lag hart an dem Knotenpunkte dieser Wege ein großes und wohlbekanntes Gasthaus, „der Sattel“ genannt. Bei dem lebhaften Verkehr in Handelsgeschäften und Vergnügungslust, welchen das schöne Gebirge gewonnen, seit es durch zwei Eisenbahnen den Hauptstädten diesseit und jenseit bis auf ein Paar Stunden nahe gerückt war, erfreute sich auch der Sattel eines so starken Besuches von Reisenden, daß der alte lange Wirth täglich bedauerte, nicht dreißig Jahre jünger zu sein, um all' den Vortheil, den er gewann, noch recht auf die Dauer genießen zu können. Die Wirthe an den Chausseen und Seitenstraßen klagten über Verlassenheit, der Sattelwirth, bei dem es täglich an Zimmern für Übernachtende gebrach, blickte lächelnd auf sie herab. Wenn die Sonne unterging, waren all' seine Ställe und Remisen gefüllt, und oft mußte noch ein halbes Dutzend seiner Equipagen unter Gottes freiem Himmel stehen — der Sattelwirth garantirte ihre Sicherheit. Auch heut standen wieder zwei schöne Reisewagen, welche nicht unterzubringen waren, im Freien, und besonders der eine erregte wegen seiner geschmackvollen und bequemen Bauart die Verwunderung der einzeln ankommenden Forstleute, die sich nach und nach in ungewöhnlicher Zahl einfanden. Es waren

die Männer, welche sich zu dem Streifzuge verbunden und den Sattel nach abgethaner Sache zum Sammelplatz bestimmt hatten.

Das Terrain, welches zwischen dem Falkenhofe — so hieß die Wohnung des Berghauptmanns — und dem Gasthause zum Sattel sich hinaufzog, war wohl geeignet, Verbrechern zum Schlupfwinkel zu dienen. Es war von vielen, labyrinthisch verzweigten Schluchten durchschnitten, von Gewässern an vielen Stellen fast ungangbar gemacht und mit einem üppigen Unterholze bestanden. Wenn der Thäter noch in der Nähe weilte, so konnte er sich nur hier aufhalten, aber freilich war es selbst der genauesten Ortskenntniß unmöglich, ihm bei verhältnißmäßig geringen Kräften jeden Ausweg zu sperren, da er schon innerhalb dieses Reviers wegen der überall zusammenhängenden Schluchten sich stets aufs Neue bergen konnte, wenn er ja aufgejagt war. Es nahm also die Jäger nicht Wunder, wenn Einer nach dem Andern mit der Meldung erschien, daß er nichts gefunden habe.

„Ist ein Freischießen in der Nähe?" fragte ein Reisender, welcher auf einer Bank vor der Thüre saß, den Wirth, der eben heraustrat, um seine Befehle zu vernehmen — denn Jener war der Eigenthümer des eleganten Wagens, um welchen drei oder vier von den angekommenen Grünröcken bewundernd standen.

„Daß ich nicht wüßte!" antwortete der Wirth. „Meinen Ew. Gnaden, weil so viel Forstleute hier sind? Das hat einen andern, schrecklichen Grund." Er erzählte mit einigen Zusätzen, was er so eben erfahren hatte. Der Fremde wechselte die Farbe — „Frau von Sander?" sagte er. „Des

Berghauptmanns von Sander auf dem Falkenhofe? Das ist — meine nahe Verwandte!“ Er ſtand auf, ein Paar von den Jägern waren unterdeſſen herzugetreten und da ſie ſeine Beſtürzung ſahen und ſeine letzten Worte vernahmen, gaben ſie ihm unaufgefordert einen ausführlichen Beſcheid, wie ſich Alles zugetragen hatte und auch, was ſie mit ihrem Streifzuge beabſichtigt. Der Reiſende hatte unterdeſſen Zeit gehabt, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen — vornehmen Leuten gelingt das in allen Fällen des Lebens leichter als den Niedriggebornen, weil ſie überhaupt die natürlichſten Regungen bezwingen und verfälſchen, abweiſen und verhüllen müſſen, oft von Jugend auf. So winkte hier der Fremde ſeinen Diener, welcher einige Schritte entfernt ſtand, mit einer überraſchenden Ruhe zu ſich und fragte, ob ſie die Reiſe fortſetzen könnten, was dieſer etwas widerſtrebend, indem er nach dem ſich ſchon verdunkelnden Himmel blickte, bejahen mußte. Er erhielt daher den Befehl, das Anſpannen zu beſtellen und einen zuverläſſigen Boten zu ſchaffen.

„Ew. Gnaden wollen in der Nacht weiter fahren?“ fragte der Sattelwirth bedenklich.

„Sie hören, was ich eben in Erfahrung gebracht habe,“ antwortete der Fremde. „Frau von Sander iſt meine Couſine. Es lag nicht in meiner Abſicht, ſie jetzt zu beſuchen, denn wir ſind wenig bekannt und nur entfernt verwandt — aber bei einem ſolchen Unglücke iſt es Schuldigkeit, ihr meinen Antheil zu beweiſen. Wie weit iſt der Falkenhof von hier? Ein Bote wird doch zu haben ſein?“

Der Wirth erklärte, daß er für den letztern wohl ſorgen wolle, daß aber der Falkenhof zu Wagen erſt in ſechs Stun-

den zu erreichen sei, der bedeutenden Umwege halber, welche man machen müsse. Zu Fuß werde sich der gnädige Herr wohl nicht entschließen können, den höchst ermüdenden, doch allerdings weit nähern Weg einzuschlagen. Zudem sei kein Mondschein.

„Wollen Sie nicht wenigstens warten," sagte ein alter Förster, „bis unsre Leute alle hier oben sind? Kann sein, daß doch Einer ein Stück Spur oder sonst etwas gefunden hat, und dann bringen Sie dem Herrn Berghauptmann gleich Bescheid. Wir sind immer zu zwei und zwei Mann gegangen, damit die Canaille, wenn sie unvermuthet irgendwo aufgeht, mit Gewißheit zu kriegen ist."

Der Fremde maß den Sprecher, der ihm unaufgefordert seinen Rath ertheilte, mit einem sehr stolzen Blicke und schien nicht Lust zu haben, sich ihm zu fügen, denn er gab seinem harrenden Diener den wiederholt befehlenden Wink, der sich auf seine erste Anordnung bezog. Eben erschienen jedoch die letzten von der Streifpartie, welche man noch erwartet hatte, mit ihnen der Baron Flor, und da sie von Weitem schon, sobald sie den Aufgang der Schlucht zur Hochebene erstiegen hatten, die Mützen als Zeichen einer guten Botschaft schwenkten, so eilten ihnen die vor dem Sattel versammelten Menschen, den Wirth eingeschlossen, entgegen. Nur der vornehme Reisende, der es unter seiner Würde hielt, blieb zurück.

„Ihr bringt ja Nichts! — Habt Ihr ihn? — Etwas gefunden?" so schallten die Fragen im Chor.

„Ich bin der Glückliche gewesen!" rief Baron Flor. „Ein corpus delicti! Hier, meine Herren!" Er hob seinen Fund hoch empor: es war eine kleine, alte Brieftasche. Zwischen

Steinen hatte er sie gefunden, auf einem fast unersteiglichen Absatze, zu welchem ihn die beiden Jägerburschen, deren Führung er sich anvertraut, hatten klettern lassen, wahrscheinlich aus Malice. Dort hatte die kleine Brieftasche gelegen — wahrscheinlich also bei des Mörders Flucht auf diesem unwegsamen Pfade verloren, vielleicht herabgefallen von einem höhern Punkte, da sich grade hier auch nicht die leiseste Spur eines Fußtritts von dem kundigen Auge der Jäger hatte entdecken lassen. Natürlich hatte der Baron gleich den Fund auf das Genaueste untersucht und was er dabei ersehen hatte, das war sein Geheimniß, das gab er hier nicht der Öffentlichkeit Preis — er verweigerte sogar entschieden, die Brieftasche zur allgemeinen Besichtigung circuliren zu lassen und steckte sie, nachdem er nur ihre Existenz dargethan, wieder in sein bis jetzt makelloses Reisenecessaire, das er aus dem berühmten Magazin eines Hoflieferanten entnommen und schon in der Residenz tagelang über der Schulter getragen hatte, ein Zeichen baldiger Weltumseglung.

„Aber was wollen Sie denn damit?“ fragte der alte Förster. „Es gehört vor das Gericht, zu den Acten.“

„Das ist meine Sache,“ versetzte Flor. „Ich werde mir diese interessante Episode nicht entgehen lassen.“

Der Fremde hatte sich unterdessen dem Schwarme, der sich nach dem Gasthause zog, genähert und erhielt, ohne daß er fragte, die Mittheilung von dem Funde, welcher gewiß über die Person des Mörders den genauesten Aufschluß geben werde. Sein Auge richtete sich scharf auf den Baron Flor, der als Held des Tages erschien. Auch Flor bemerkte den Reisenden. Beide fixirten sich einen Augenblick, dann zog der

Fremde den Hut: „Wenn ich nicht irre, habe ich ſchon die Ehre gehabt —“

„Ja, mein Herr, ganz gewiß erinnere ich mich der Ehre,“ antwortete Flor, den Gruß verbindlich erwidernd, in Iſchl dünkt mich, an der Table d'hôte im Caſino — oder ſollte es beim Reichmann auf dem Corſo di porta romana geweſen ſein?“

„An beiden Orten, mein Herr — wir waren zuſammen auf dem Dache des Mailänder Domes, wo der norddeutſche Gentleman von der chineſiſchen Bauart deſſelben ſprach. Welches Zuſammentreffen und bei welcher furchtbaren Gelegenheit! Die verwundete Dame iſt meine Couſine.“

„Unmöglich!“ rief der Baron. „Und Sie wollen dort einen Beſuch machen?“

„Es war meine Abſicht nicht im Entfernteſten, ich bin auf einer längern Reiſe nach Livland begriffen, doch nach dieſer Kataſtrophe darf ich ſchon den Umweg nicht ſcheuen.“

„Ich freue mich — wir wohnen in demſelben Hauſe, das heißt, die Familie meiner Braut und ich.“

„Kehren Sie nach Haus zurück?“ fragte der Fremde.

„Ich werde hier übernachten, die Parthie im Dunkeln wäre halsbrechend. Auch bin ich vom Heraufſteigen zu angegriffen.“

„Fahren Sie mit mir!“ ſagte der Reiſende. „Wir ſind ja alte Bekannte. Mein Wagen, wie Sie ſehen, wird eben angeſpannt, der Wirth hat mir einen zuverläſſigen Boten verſprochen, der ſetzt ſich auf den Bock — wir Beide können dann ganz ungeſtört das Ereigniß beſprechen. Sie haben, ſo viel ich gehört, einen wichtigen Fund gethan?“

„Famos," versicherte der Baron. „Wenn Sie erlauben, nehme ich Ihre Offerte an."

Zum großen Mißvergnügen der Forstleute ließ er sich hierauf in keine Erörterungen mehr mit ihnen ein, sondern hielt sich ausschließlich an den Fremden, welcher nun durch seinen Diener die Rechnung berichtigen und seine Abreise beschleunigen ließ. Als der elegante Wagen, von vier Postpferden gezogen, über die Hochebene dahinflog, bis die Straße sich in die absteigenden Schluchten senkte, hätten den beiden Herren, welche es sich in sammetausgeschlagenen Sitzen bequem machten, die Ohren klingen können, so viel und nicht eben liebreich wurde von den Zurückbleibenden über sie gesprochen.

„Mit solchen Passagieren weiß man nie, wie man d'ran ist," äußerte sogar der sonst in seinen Urtheilen vorsichtige Sattelwirth. „Erst war's seine nahe Verwandte, als ich es ihm erzählte. Dann sagte er wieder, daß er sie fast gar nicht kenne und nur ganz entfernt mit ihr verwandt sei. Und gleichgültig war er bei der ganzen Geschichte, als ob ein Reh angeschossen wäre und nicht seine leibliche Cousine!"

„Konntet Ihr Schlingel denn die Schreibtafel nicht an Euch nehmen? Muß so'n Städter bessere Augen haben, als zwei Jägerburschen?" schalt der alte Förster.

„Er hatte sich ein Sperfectiv vor das Auge geklebt, Herr Klette," entschuldigte sich Einer. „Wir ließen ihn blos klettern und wollten gar nicht auf die Klippe, wo kein Weg geht. Die Schreibtafel kann dort Keiner verloren haben, sie ist entweder heruntergefallen von der Peltenwand oder es hat sie

Einer fortgeworfen. Alt genug ſah ſie aus und d'rin war ſo gelbes Papier."

„Am Ende thut er nur wichtig mit dem Dinge und es hat ſchon dreißig Jahr unter der Peltenwand gelegen!" tröſtete der Sattelwirth.

„Nein!" rief der Andere. „Ich ſah auch mit hinein und da ſagte der Baron auf einmal: Hier! Erſt geſtern geſchrieben! Datum und Alles!"

„Iſt am Ende dem Mordhahn ſein Schießbuch geweſen," witzelte ein kleiner ſchielender Menſch, welcher im Sattel diente; „am 24. d. zwei Becaſſinen, am 25. eine junge Frau." Er wurde aber von Allen dafür ernſt zurechtgewieſen.

Unbekümmert um Das, was hinter ihm geſprochen werden mochte, fuhr Baron Flor mit ſeinem Bekannten von Iſchl, auf deſſen Namen er ſich jedoch noch immer vergebens beſann, thalwärts. Ein Touriſt erſten Ranges mußte er ſein, das verrieth ſchon die Einrichtung ſeines Reiſewagens, welcher mit allem „Luxus und Raffinement für den Comfort" ausgeſtattet war: Verzeihung für die Fremdwörter, aber die Sache iſt auch nicht deutſch, ſo wenig wie der Herr dieſes beweglichen Salons, der ſich nun endlich unter ſeinem Namen: Ceriſolles, präſentirte. Sie wechſelten Anfangs nur allgemeine Redensarten, bezüglich auf die Gegend, auf die moderne Art zu reiſen und die Mängel der Eiſenbahnen, welchen der Fremde nicht hold war. Ein eigner, bequemer Wagen und vier Poſtpferde ſagten ihm mehr zu, da blieb man doch Herr über ſeine Zeit und ſich ſelbſt. Die Bemerkung Flor's, wie in neuerer Zeit auch die Eiſenbahnen die Doctor Fauſtmäntel geweſen, um alle unſaubern Geiſter wie Fliegen-

ſchwärme an die Krater ausbrechender Revolutionen zu ſchaffen, nahm der Fremde beifällig auf, die zweite, daß ſie entfliehenden Verbrechern Vorſchub leiſteten, widerlegte er mit der Hinweiſung auf die Telegraphen.

„Sie haben, hoff' ich, auch vom Falkenhofe aus den Telegraphen in Thätigkeit geſetzt?“ fragte er.

„Das weiß ich nicht und glaube es kaum,“ erwiederte Flor. „Was ſollte man in die Welt ſchicken? Konnte man etwa die Perſon des Thäters bezeichnen?“

„Sie haben Recht, ich vergaß, daß Sie erſt jetzt den wichtigen Fund gemacht haben.“

„Ja, verehrteſter Herr,“ ſagte Flor, indem er die Brieftaſche hervorholte. „Da Sie verwandt ſind mit der armen Frau, ſo kann ich mit Ihnen ſchon den Inhalt nochmals genau beſichtigen.“

Die Brieftaſche, welche der Fremde mit ſcharfen Blicken betrachtete, war, nach ihrem Äußern zu urtheilen, allerdings aus längſt vergangener Zeit, damals aber gewiß ein Meiſterſtück weiblicher Kunſtfertigkeit geweſen. Von kleinem Format, die Deckel mit ſeidnem glattem Stoff überzogen, violett einſt, auf beiden Seiten die feinſte Stickerei von Blumen in Seide, deren Farben allerdings ganz verblichen waren, kein Schloß, ſondern ein ſchmales Band mehrmals umſchlungen zur Sicherung: ſo war die Brieftaſche beſchaffen.

„Hübſches Rococo, nicht wahr?“ ſagte Flor, indem er letzteres abwickelte. „Sehen Sie, wie viel kleine Behältniſſe — entſinnen Sie ſich noch auf Schloß Amras des Schmuckſchränkchens der Philippine Welſer mit ſeinen funfzehnhundert Fächerchen? Ich wollte ſie zählen, aber —“

„Man unterbrach Sie, wie ich so eben unhöflicher Weise thue. Es scheint in diesen kleinen Behältnissen so wenig zu finden, als in den Fächern der schönen Blondine auf Schloß Amras, obgleich dies Portefeuille wohl nicht dreihundert Jahr alt ist, wie jene."

„Allerdings. Sehen wir weiter. Hier auf dem Pergamente scheint etwas geschrieben zu sein, ich habe mir schon bei Tageslicht die Augen vergebens angestrengt, um es zu lesen."

Cerisolles schraubte statt der Antwort die Reiselampe, welche in der Ecke des Kutschenhimmels brannte, um ein Bedeutendes höher, indem ein spöttisches Lächeln um seine Lippen spielte.

„Sie sind sehr gütig," sagte Flor, „aber die Schriftzüge sind zu verwischt. Blicken Sie aber gefälligst weiter. Auf diesem Blättchen einige sentimentale Verse — Diction der Sigwartsperiode — wahrscheinlich eine Blumenlese aus empfindsamen Dichtern jener Zeit. Daß die Tasche vor 1800 gestickt ist, scheint Ihnen doch auch über allen Zweifel erhaben. Was halten Sie von der Handschrift — Herr oder Dame?"

„Das kann uns wohl gleichgültig sein!" erwiederte der Fremde fast in unhöflichem Tone.

„Sie haben Recht, denn die Finger, welche diese Zeilen geschrieben, diese Blumen gestickt haben, sind wohl schon längst —"

„Ich glaubte, daß Sie etwas Wichtigeres darin entdeckt hätten!" unterbrach ihn Cerisolles abermals. „Was Sie mir

zeigen, kann doch nicht die entfernteſte Beziehung zu dem geſtrigen Ereigniß haben.

„Hier aber, Herr von Ceriſolles!“ rief Flor, indem er mehrere vergilbte, ebenfalls beſchriebene Blätter überſchlug und das letzte derſelben, das er ſich als größten Effect aufgeſpart hatte, emporhielt. Sehen Sie gefälligſt hieher. Friſchere Dinte und das Datum: 25. Juni 1840. — erlauben Sie doch! das iſt freilich zehn Jahre her — aber es iſt ja nur eine Reminiſcenz: „„Treu bis zum Tode!““ — Mit Gänſefüßen, bemerken Sie wohl. Es iſt alſo ein Citat, eine Anführung — und gleich darunter erhalten wir ganz friſch geſchrieben auch den Schlüſſel. Da ſteht: 25. Juni 1850 — mein Herr von Ceriſolles! und dabei dieſelben Worte — durch das „Treu“ iſt aber ein Dolch gezeichnet, das „bis“ ausgeſtrichen und „zum Tode“ unterliniirt. Mir ſcheint hiernach das ganze Attentat klar.“

„Laſſen Sie hören“ — ſagte Ceriſolles, indem er ſich in ſeine Ecke zurücklehnte.

„Wie, mein verehrteſter Herr? Können Sie, nachdem Sie dies Zeugniß geſehen haben, noch im Zweifel ſein über den eigentlichen Zuſammenhang? Iſt Ihnen die gewöhnliche Auslegung, die Sie von allen Menſchen gehört haben, noch genügend? Dem Berghauptmann hat der Schuß nicht gegolten, ſondern er iſt gleich von Haus aus für Frau von Sander beſtimmt geweſen. Sie hat einem frühern Geliebten die Treue gebrochen, die ſie ihm am 25. Juni vor zehn Jahren gelobt hat, dieſen Mord der Treue zu rächen, erſcheint der Gekränkte und ſendet ihr ſeine Kugel. Klarer kann ſich nichts

herausstellen und wenn der berühmteste Inquirent unsrer Musterpolizei die Untersuchung führen wollte."

„So wäre man ja gleich in Stand gesetzt zu telegraphiren!" bemerkte Cerisolles.

„Dazu fehlt eine Kleinigkeit immer noch: die Person des Betheiligten," antwortete Flor.

„Ach so! Über diese giebt die gefundene Brieftasche keinen Aufschluß?" sagte der Fremde. „Das ist ja sehr fatal. Wollen Sie mir erlauben, die Handschrift einmal genauer zu betrachten?"

4.

Es war früher Morgen. In den niedriger gelegenen Theilen des Gebirges herrschte noch tiefer Schatten, droben aber rötheten sich schon die höchsten Kuppen vom ersten Tagesscheine, die Blätter, welche die Nacht hindurch bei gänzlicher Windstille geschlafen hatten, regten sich und rauschten im frischen Morgenhauche, einzelne Stimmen der Vögel riefen nah und fern. Das Haus des Berghauptmanns mit seinen Nebengebäuden lag noch von Dämmerung umhüllt, kein Zeichen des Lebens ließ sich in ihm vernehmen, kein Fenster öffnete sich, Alles schien noch fest zu schlummern.

Am Rande der Schlucht stand ein Mann, welcher kein Auge von dem Hause verwandte — er hatte sich an einen

Baum gelehnt und die Arme gekreuzt; wie lange er schon so gestanden hatte, wer mochte es wissen? Aber es wurde heller und heller auf der Hochwiese, die Blätter der Buchenwipfel schimmerten schon von glühenden Lichtern übergossen, der Chor der Vögel verstärkte sich mit jeder Minute, Käfer schwirrten und das Gewürm in den Halmen fing an sich zu regen, die Natur war vollkommen erwacht. Da wandte sich der Mann, welcher hier wie ein Wächter das Haus gehütet hatte, plötzlich um und verschwand in der Schlucht.

Bald wurden nun auch die Bewohner des Falkenhofes munter. Philipp war der Erste auf der Loggia, er war spät Abends von seiner Wanderung zurückgekehrt, als die Familie schon schlief, Baron Flor fehlte unbegreiflicherweise noch immer. Der junge Kaufmann sah ein wenig übernächtig aus, offenbar hatte er keine erquickliche Ruhe genossen, was auch sein frühes Aufstehen erklärte — die Morgenluft, welche er in vollen Zügen einathmete, that ihm wohl, noch wohler die Erscheinung seiner Schwester, welche gleich ihm zu ungewöhnlich früher Stunde wach war.

„Wir hatten Angst um Dich!“ sagte sie nach dem Morgengruße.

„Und um den armen Flor nicht?“ entgegnete er. „Wie ich höre, ist er noch gar nicht zurück.“

„Der kommt so leicht in keine Gefahr,“ sagte Constance flüchtig. — „Hast Du viel Schönes gesehen?“

„Laß Dir erzählen. Sehr Schönes! Den jungen Sander meine ich.“ Er hatte es auf eine Attrape angelegt und sie gelang ihm vollkommen. Constance erglühte bei der unerwarteten Wendung höchst verrätherisch, doch schonte sie, gegen

seine Weise, der Bruder heut und kein spöttisches, eher ein mitleidiges Lächeln zuckte um seinen Mund. „Setze Dich — ich muß Dir die Begegnung erzählen," sagte er.

Constance setzte sich, ohne ein Wort zu erwiedern, neben ihn, er nahm ihre Hand.

„Ich streifte über mehrere sehr schöne Punkte unsrer nächsten Umgebung und wollte schon heimkehren, als ich noch eines alten Gemäuers ansichtig wurde, der Ruine einer verfallenen Burg, die ihre graue, von Epheu umsponnene Warte in scheinbarer Nähe so einladend gen Himmel streckte, daß ich der Lockung nicht widerstehen konnte. Aber die Nähe war nur scheinbar gewesen, ich schlug die schnurgrade Richtung ein, und siehe! ein Thal senkte sich zwischen mir und der Ruine, in das ich niedersteigen mußte, unten war mir das Gemäuer ganz aus den Augen gekommen und als ich endlich den jenseitigen Rand erstiegen hatte, schien es sich an Gestalt und Lage verändert zu haben, sah nüchtern, alles poetischen Reizes entkleidet aus, ein Paar Schindeldächer daneben kamen höchst prosaisch zum Vorschein — ich bin, Du weißt es, kein hartnäckiger Kopf, der einmal gefaßte Entschlüsse festhält und sollt' es das Leben kosten, sondern ich trage den Umständen Rechnung. Parlamentarisch gesprochen! Also gab ich meine steeple-chase, denn auf einen Thurm war ich gejagt, mit Vergnügen auf und kehrte um. Da hörte ich mich auf einmal angerufen und — Du weißt, von wem?"

„Von Herrn von Sander —" sagte Constance, welche ihm nicht ausweichen konnte.

„Du bist eine Meisterin im Errathen. Er war es, der von jener Burg her auf mich zukam — ich sage Dir, in fast

ſtrahlender Schönheit, um mit Dir zu ſprechen. Sein Auge leuchtete — wie Deins, Conſtance."

„Ich kenne Herrn von Sander," verſetzte ſie kurz. „Du kannſt Dir Schilderungen erſparen."

„Er war verwundert mich zu ſehen, fragte aber nicht nach ſeinen Eltern, auch nicht nach Dir, liebes Kind, ſondern einzig nach unſerer Mama. Ich werde ſie damit necken. — Natürlich brachte ich ihm, da er keine Ahnung hatte, was ſich während ſeiner Abweſenheit zugetragen, ſo ſchonend als möglich den ſchrecklichen Fall bei, der auf ihn einen furchtbaren Eindruck machte. Conſtance, wenn er der Mörder geweſen wäre, die Beſtürzung eines böſen Gewiſſens und die Angſt, ſich durchſchaut zu ſehen, hätten ſich nicht ſchlimmer in ſeinen Zügen malen können."

„Philipp!" rief Conſtance erbleichend. „Welch' entſetzlicher Verdacht!"

„Nicht doch, liebe Schweſter. Ich hege keinen ſolchen Verdacht, am wenigſten will ich ihn ausgeſprochen haben. Die Nachricht, wie geſagt, machte auf ihn einen ſo vernichtenden Eindruck, daß er auch nicht einmal nach den nähern Umſtänden fragte, wenigſtens viel ſpäter und gewiſſermaßen nur, um der Form zu genügen."

„Es war zwiſchen Norbert und ſeiner Stiefmutter kein gutes Verhältniß," ſagte Conſtance. „Doch — fahre fort. Er iſt mit Dir nach Hauſe gekommen, nicht wahr?"

„Keineswegs! Das iſt mir eben das Auffallende. Denke doch nur: das Verhältniß mag ſo ſchlimm geweſen ſein, wie es zwiſchen einer Stiefmutter und dem erwachſenen Sohne ihres Gatten nur ſein kann, verſteht ſich, nicht im Sinne der

›ra, ſo ſcheint es doch natürlich, daß der Sohn, der
lig nicht zu Hauſe war, als ein Mordanfall auf ſeinen
r geſchieht, bei welchem deſſen Gattin unglücklicherweiſe
ffen wird, auf dieſe Nachricht gleich nach Hauſe eilt. Er
ıte ſich von mir mit der flüchtigen Verſicherung, daß er
nicht begleiten könne, und gab ſich nicht einmal die
e, ſein auffallendes Benehmen zu erklären. Ich geſtehe,
wenn ich auch weit entfernt bin, die That auf ſein Conto
ſchreiben —"

„Mon fils!" ertönte die Stimme der Mutter im verweiſen-
Tone hinter dem Paare, und ſie erblickten die große Ge-
welche in ihrem Morgenrocke noch hagerer erſchien, wie
drohende Warnerin auf der Schwelle des Salons.
raordinaire Menſchen mit Deiner Elle zu meſſen, iſt eine
hlte Entrepriſe."

Der Sohn biß ſich in die Lippe — er hatte von ſeiner
›kratiſchen Mama ſchon manche ähnliche Anſpielung auf
n vom Vater überkommenen Handelsberuf dulden müſſen,
nal war ſie aber durch zufällig gewählte Worte ohne Ab-
entſtanden.

„Weder Du, mon cher, noch auch Dein Papa, am we-
en Baron Flor, Ihr Alle verſteht den Charakter nicht,
nur in dieſer abgeſchiedenen Welt das Terrain fehlt, um
ju einer Größe zu entfalten, welche die allgemeine Be-
derung erregen müßte!" fuhr die alte Dame fort.

„Und dies Terrain willſt Du ihm in Deinen Salons ver-
ſen?" entgegnete Philipp ſpitz.

„Das werde ich thun!" antwortete ſie ſtolz. „Ich denke,
Zirkel, den ich um mich verſammele, kann an Geiſt und

Celebritäten wohl den Vergleich mit jedem aushalten, welchen die Damen unſrer Börſenwelt, die nun einmal ſeit der Herz und Beer et caetera darauf ſpekuliren, in ihren Häuſern arrangirt haben. Mögen ſie! der elektriſche Geiſt, der unſre Soireen — ich meine die in meiner Heimath — belebt, fehlt in eurem Norden doch! Eine Recamier, eine Ninon ſoll hier noch geboren werden!"

„Ninon — for shame!" ſagte die Tochter.

„Da kommt Dein Erkorner!" rief Philipp und ſchnitt dadurch einen Kampf engliſcher und franzöſiſcher Anſichten über die geſellſchaftliche Stellung der Frauen ab, der ſich oft geführt zwiſchen Mutter und Tochter eben erneuern wollte. Beide blickten über die Brüſtung geneigt dem ſchönen Reiſewagen entgegen, welchem Baron Flor mit einem Fremden zu Fuß vorausgeeilt war — der Wagen ſchien ihre Aufmerkſamkeit mehr zu feſſeln, als der Bräutigam mit ſeinem unſcheinbaren Begleiter, deſſen kleine, magere Figur ohne die Illuſtration, welche ihm ſeine glänzende Umgebung verlieh, wohl nirgends Aufmerkſamkeit erregen konnte.

Flor aber grüßte von Weitem ſchon mit wohlgefälligem Geſichte und der Fremde zog auch den Hut, wobei die Damen von Oben einen kahlen, faſt blendend weißen Scheitel, von ſchwarzem Haar cirkelrund eingefaßt, wahrnahmen. „Ein Regierungsbeamter!" ſagte Philipp. „Ich kenne ſie am Blicke." Die Mutter hielt ihn für einen Verwandten Flors, welchen er zufällig getroffen hatte und dem er nun ſeine Braut vorſtellen wolle.

„Mich ihm?" rief die Tochter beleidigt.

„Oui, ma fille!" ſagte die Mutter gelaſſen, mit einem

Seitenblick auf Philipp. „Du haſt nicht zu vergeſſen, daß Deine Verbindung Dich in einen höhern Stand erhebt — ſie iſt eine **ascension**, umgekehrt wie die meinige war."

„Die Ihrige war eine **descente**!" verſetzte der Sohn. „Sie landeten aber in einem ganz erträglichen Hafen."

Baron Flor mit ſeinem Begleiter war, nach der Frontſeite des Hauſes gehend, den Herabſchauenden verſchwunden — der Reiſewagen hielt in einiger Entfernung, Kammerdiener und Poſtillon ſprangen ab und plauderten.

„Daß man noch nicht für das Ohr Fernröhre zum Belauſchen entfernter Geſpräche erfunden hat!" ſagte Philipp und nahm ſein Notizbuch zur Hand, um dieſe Idee für gelegentliche Benutzung zu conſerviren.

Nicht lange währte es, ſo trat Baron Flor zu dem gemüthlich frühſtückenden Hohlbrand **senior** in den Salon. Der Heimkehrende ſah aus wie ein Partheigänger, dem es gelungen iſt, eine feindliche Kriegskaſſe zu erbeuten, ſeine Weſte ſchlug zwar von den Anſtrengungen und Entbehrungen der Nacht einige Falten, aber deſto ſtraffer und zufriedener blickte ſein rundes Geſicht. Siegſtolz begrüßte er die von der Loggia eintretenden Damen, faſt mitleidig ſeinen künftigen Schwager.

„Ich bringe Licht in die dunkle Begebenheit!" war ſein erſtes Wort. „Hätten Sie mich zu Ihrer Anſicht über Menſchenjagden bekehrt, ſo blieb dies Verbrechen in Nacht begraben. Ich bin es geweſen, der den einzigen Erfolg gehabt hat — ohne mich kein Licht! Hier, meine Damen!" er ſchlug auf die ovale Taſche von feinem Leder, welche als unzertrennliche Begleiterin ſeiner Hüfte nur des Nachts abgelegt wurde.

„Sie werden sich mit dem Lichte verbrennen, wenn Sie es so lange unter den Scheffel stellen!“ sagte Philipp.

„Voyons!“ ermunterte die Mutter, und Alle, selbst den erst halb satten Vater nicht ausgenommen, sahen neugierig zu, wie Baron Flor die drei Schnallen des Täschchens öffnete und nun die erste Falte desselben lächelnd aufsperrte. Sie war leer. Der Baron brummte etwas verwundert, sah in die zweite, wo verschiedene Toilettengegenstände befindlich waren, klappte rasch die dritte auf, blätterte die Papiere durch, welche sie enthielt — griff mit einem gewissen Schreck nach der Brusttasche seines Rockes, nach den verschiedenen andern — und mit hastiger Besorgniß wiederum in alle Reservoirs der ledernen Reisetasche: das Licht war verschwunden!

„Es ist nichts da!“ stammelte er.

„Das sehen wir, Verehrtester,“ entgegnete Philipp lachend. „Sie scheinen ein Irrlicht gefangen zu haben.“

„Aber, mein Gott! ein violett seidnes Portefeuille, mit dem Datum vom vorgestrigen Tage und den verdächtigsten oder vielmehr unumstößlichsten Anzeichen — hier hatte ich sie doch! Der Herr von Cerisolles, zum Glück, hat sie gesehen — beschwören können wir es Beide.“ Er legte die Hand an die Stirn, als überlege er den ganzen Fall, während seine getäuschte Umgebung sich nicht eben wohlwollend äußerte.

„Aber ich muß doch gleich Herrn von Cerisolles aufsuchen — Sie verzeihen allerseits!“ damit schoß Flor, die Gesellschaft ihren Vermuthungen überlassend, mit einer Hast aus dem Zimmer, welche seiner Constitution sonst gar nicht entsprach. Es gelang ihm aber nicht, seinen Reisebegleiter augenblicklich zu sehen, dieser hatte sich mit dem Berghauptmann

eingeſchloſſen, wenn er nicht gar bei der kranken Frau, ſeiner Couſine war. Flor mußte ſich alſo gedulden. Er trat vor das Haus und ſetzte ſich auf die Bank unter der Eiche, wo er gegen die Blicke der „Sippſchaft" geſichert war. Wir müſſen nämlich geſtehen, daß er mit dieſem Titel ſtets bei ſich und unter Freunden die Familie ſeiner Braut bezeichnete, und daß er ſich nach dem Momente ſehnte, wo er, der ſchönen und reichen Conſtance vermählt, durch eine heroiſche That mit jener Sippſchaft werde brechen können. Flor ſaß, mit dieſem Gedanken beſchäftigt, bis ihm die Augen zuſanken und er feſt entſchlief. Im Hauſe war Alles todtenſtill.

Die Kranke hatte auch geſchlafen. Jetzt wachte ſie plötzlich auf und fühlte ſich wunderbar geſtärkt. Zwar ſchmerzte ſie bei der erſten Bewegung ihre Wunde noch, aber das Fieber, das ſich vor Kurzem eingeſtellt hatte, war verſchwunden und ſie konnte ſich kaum bezwingen, daß ſie nicht das Bett verließ. „Ich bin ſehr wohl, Anne," ſagte ſie zu der Wärterin, welche bei ihr ſaß, „gieb mir das Buch dort, dann kannſt Du gehen. Ich werde klingeln, wenn ich Dich brauche." Die Magd ſtand auf und that, wie ihr geheißen war.

Einen kleinen Spiegel nahm jetzt Fernande, ſobald ſie allein war, von dem Tiſche zu ihren Häupten und beſchaute gedankenvoll ihr Antlitz darin. Ein leiſes Lächeln dämmerte um ihren Mund, war es Wehmuth oder Wohlgefallen? Es ſchwankte zwiſchen Beiden. Dann warf ſie, von dem ſtärker werdenden Schmerz ihrer Wunde überwältigt, den Spiegel auf ihr Bett und ſank wieder zurück, diesmal mit einem tiefen Seufzer. So fand ſie der Gatte, welcher auf den Zehen hineingeſchlichen war. Sie ſah ihn kommen, denn ihr Blick war

ſchon ſeit einiger Zeit ſtarr und geſpannt auf die Thüre gerichtet geweſen, wo ſie murmelnde Stimmen vernommen hatte. In dem Geſichte ihres Gatten bemerkte ſie eine tiefe Bewegung, welche dieſer vergebens zu unterdrücken verſuchte.

„Was iſt Dir, Sander?“ fragte ſie und da er läugnete, wurde ſie ungeduldig.

„Nun ja,“ ſagte er endlich, um ſie zu beruhigen. „Ich habe ſo eben über Norbert eine Nachricht erhalten, welche mich für ſeine Zukunft beſorgt macht, es betrifft ſeine Vergangenheit.“

„Was kann dieſer junge Menſch für eine Vergangenheit haben!“ ſagte ſie mit dem eigenthümlichen Zug der Geringſchätzung, der jedesmal auf ihre ſtolzen Lippen trat, wenn ſie von Norbert ſprach. „Gleichviel! Ich begehre es nicht zu wiſſen. Er hat das Recht des Geheimniſſes mit Dir und gegen mich, denn er iſt Dein und nicht mein Sohn!“

„Stimmt Dich auch die Entfernung nicht milder gegen ihn?“ erwiederte der Berghauptmann ſeufzend. „Er hat es leider nicht verſtanden, Deine Liebe zu gewinnen.“

„Nein!“ ſagte ſie kurz und ſchneidend.

„Aber Du mußt doch gerecht ſein und ihm das Zeugniß geben, daß er ſich darum bemüht hat!“ entgegnete der Vater. Sie ſchwieg. — „Wir haben Beſuch bekommen, Fernande,“ fing er nach einer Weile zögernd wieder an.

„Wir?“ fragte ſie mit einer ironiſchen Betonung.

„Ja, liebes Kind, denn der Beſuch gilt eigentlich Dir. Ein Bekannter, der oben im Sattel zufällig auf der Durchreiſe Dein Unglück gehört, iſt zu uns gekommen, um ſich ſelbſt zu erkundigen.“

„Das wird noch öfter geſchehen," ſagte ſie. „Wir ſollten, ſobald ich irgend kann, verreiſen."

„Es iſt ein genauer Bekannter, ein Couſin von Dir," ſagte der Gatte.

„Von mir?!" rief Fernande und nach kurzem Beſinnen ſetzte ſie hinzu: „Ich habe keinen Verwandten."

„Liebes Kind — Herr von Ceriſolles!"

Sie ſchien keineswegs durch den Namen überraſcht zu ſein, ſondern heftete einen durchdringenden Blick ihrer großen leuchtenden Augen auf den Gemahl, als fordere ſie ihn zu einer weitern Erklärung auf.

„Und er hat mir geſagt, daß er, um heut nicht zu überraſchen, ſich ſchon angemeldet, eine Karte geſchickt habe — davon weiß ich aber nichts," fuhr Sander fort.

„O ja!" rief Fernande. „Ich weiß! er hat uns ſeine Karte geſchickt. Will er mich ſprechen?"

„Ich habe ihm geſagt, daß Du zwar außer aller Gefahr ſeieſt, aber doch keineswegs Beſuche annehmen könnteſt. Er ſolle mit der Gaſtfreundſchaft, wie ich ſie ihm zu bieten vermag, zufrieden ſein."

„Ihr ſeid ja alte Bekannte," ſagte ſie, und lehnte ſich weit zurück, indem ſie aus tiefſter Bruſt Athem ſchöpfte. „Sag' ihm, Fernande Frangy lebe noch, ſie ſei ein Soldatenkind."

„Ich werde es beſtellen," erwiederte der Berghauptmann über ihre heit're Laune erfreut.

5.

Cerisolles trat aus dem Hause. Sein hurtiges Auge überflog die nächste Umgebung, haftete verächtlich auf dem schlummernden Freiherrn, dessen schweres Unterkinn auf der Weste balancirte und schoß dann einen scharfen Blick nach seinem Wagen, der noch immer mit den vorgelegten Pferden in einiger Entfernung vom Hause hielt. Der Postillon hatte sich eine Krippe zu verschaffen gewußt und fütterte, unbekümmert, welche Preise sein Passagier für diese willkürlich abgeänderte und erweiterte Station werde zahlen müssen. Ein Wink der Hand beschied jetzt den Diener des Fremden, welcher beim Wagen verweilte, zu seinem Herrn. „Ich bleibe hier," sagte dieser. „Fertige den Postillon ab." Das erforderte einige Umstände wegen Ausfüllung des Scheins und einer Beglaubigung des Berghauptmanns — während der Diener noch mit dem Postillon unterhandelte, trat Cerisolles dicht an den Baron Flor, der sich eben mit einem schlaftrunkenen, keineswegs geistreichen Gesicht ermunterte. „Eine Frage, Herr Baron," sagte der Fremde. „Es handelt sich um die Ehre meiner Cousine. Wollen Sie mir die Brieftasche noch einmal anvertrauen?"

„Ich — habe sie verloren," gestand Flor verlegen. „Unbegreiflich! Wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß ich sie in dies Necessaire gesteckt, daß ich mit Ihnen allein im Wagen gesessen

sen, so würde ich glauben —" er hielt betreten inne, denn er war im Begriff, eine verfängliche Redensart zu äußern, statt ihrer setzte er hinzu: „Zum Glück können Sie bezeugen, was ich gefunden und was der Fund enthielt."

„Nehmen Sie nicht übel, aber Sie scheinen einen großen Theil Ihrer Zeit dem Gotte Morpheus zu weihen. Unterwegs schliefen Sie fast immer und auch jetzt sind Sie, wie es mir vorkommt, noch nicht ganz erwacht."

„Herr!" fuhr der Baron in grollendem Basse auf.

„Ich habe Sie schon um Verzeihung gebeten. Bedenken Sie aber selbst, wie soll ich Ihnen bezeugen, daß Sie einen Fund gethan, da ich nicht dabei gewesen, wie soll ich noch genau wissen, so scharfsinnig auch Ihre Combination über die Hieroglyphen war, was in dem Taschenbuche stand? Es ist sehr unvorsichtig, ein so wichtiges Pfand nicht besser zu verwahren."

„Besser? in dieser Tasche unter drei Schnallen und einem Schlosse?"

„Darin allerdings trugen Sie es, als Sie es im Wagen zum Vorschein brachten. Sie glauben doch nicht, daß Sie es wieder hinein gesteckt haben?"

„Mann! Sie geben mir Aufschluß. — Vielleicht ist es gar noch im Wagen?"

„Entsinnen Sie sich doch, als ich es Ihnen zurückstellte, blätterten Sie noch eine lange Zeit darin und mühten sich, die erloschenen Schriftzüge zu entziffern. Ich schrieb unterdessen in meinem Notizbuche und achtete weiter nicht auf Sie, bis ich — Sie verzeihen! — durch ein sonores Schnarchen wieder an Sie erinnert wurde."

„Im Wagen wird ſie noch liegen!“ rief Flor vergnügt. „Sie iſt mir aus der Hand gefallen!“ Er war heut ſo flink, der dicke Herr. Aber der eilige Lauf half ihm nichts, auch im Wagen fand ſich keine Spur des Verlornen. Es war und blieb verſchwunden.

Im Kreiſe der „Sippſchaft“ hatte Flor nun einen harten Stand. Die Neugier der Damen, wenn ſie erſt aufgereizt und dann nicht befriedigt wird, macht ſie zu wahren Tigerinnen, welche ihres Feindes Blut ſehen müſſen. Der alte Hohlbrand, in ſeiner Eigenſchaft als Rentier, tadelte die Störung der Ruhe und ſprach höchſt trivial von „ungelegten Eiern.“ Der jüngere Hohlbrand ſtichelte über die polizeiliche Ader, welche in Flor pulſire und einen Reichsfreiherrn zum Denunzianten mache — gegen ihn, als den ungefährlichſten Gegner, wandte ſich endlich des aufgeſtachelten Barons Zorn.

Sie, der Sie geliebäugelt haben mit der Parthei, welche kein Verbrechen ſcheute, Sie können freilich nicht begreifen, wie man aus Entrüſtung über dieſe abſcheuliche That, der eine wehrloſe Frau beinah zum Opfer gefallen, ſelbſt Hand anlegen kann, um ſie zu enthüllen!“ rief er. „Ich werde es aber thun, Ihnen zum Trotz, und — reiſen Sie, meine Herrſchaften, ich bleibe hier! Die Unterſuchung braucht meine Ausſage, ich will durch meine Entfernung keine Weitläufigkeiten verurſachen.“

Im Familienrathe war, ſeitdem Frau von Sander außer Gefahr erklärt worden, der Entſchluß der Abreiſe zur Reiſe gekommen. Was ſollte man länger hier? Das ganze Sommervergnügen war geſtört, an Ruhe und Genuß nicht mehr zu denken, die Brunnencur konnte nicht anſchlagen — mochten

denn die Zinsen des dargeliehenen Capitals, welche sonst im Sommer hier abgesessen wurden, für dies Jahr dahin fahren! Aber Baron Flor hatte erklärt, hier zu bleiben. Eine Criminalunterſuchung muß für diejenigen, welche ſie führen oder dazu mitwirken, einen geheimnißvollen Zauber haben, die beſten Menſchen werden blutgierig, es erfaßt ſie ein fieberhafter Trieb, neue Spuren, neue Beweiſe zum Verderben des Angeklagten zu finden, und wenn der Faden ihren Händen wieder entſchlüpft, können ſie traurig werden, ja der Triumph der Unſchuld, die man fälſchlich beſchuldigte, kann ſie bis zur Niedergeſchlagenheit verſtimmen — es ſei denn, daß flugs ein neuer Inkulpat zur Hand wäre, auf den ſich nun mit doppelter Wucht die Unterſuchung würfe. Ein ſolches criminaliſtiſches Fieber hatte den Baron Flor erfaßt, er war einmal in die Netze gefallen, und träumte Tag und Nacht von dem zu entdeckenden Mörder, malte ſich die köſtlichſten Situationen aus, in denen Er den Unhold der Finſterniß an das Tageslicht ſchleppte — die junge ſchöne Frau lag ihm dankbar zu Füßen, der ehrwürdige Greis hob ſegnend die Hände über ſein Haupt, ringsum ſtanden als Beifallschor die Jäger und Bergleute, ein wahres Tableau zum Finale einer großen Oper!

„Sie ſind der Policeipräſident der Zukunft," ſagte Philipp. „Ich recommandire mein Geſchäft Ihrer beſondern Protection." Der Baron zuckte mitleidig die ſchweren Achſeln.

„Ein ernſtes Wort noch, Flor!" ſprach Conſtance. „Sie werden nicht auf bloßen Verdacht hin — einen Unſchuldigen compromittiren? Ich erwarte von Ihnen Wahrheit in dieſer Scheideſtunde. Wen halten Sie für den Thäter? Ihre unbeſtimmten Anſpielungen bringen mich zur Verzweiflung."

Sie sprach diese Rede, ohne dem Bräutigam den vollen Anblick ihres Gesichts zu gönnen, in welchem er sonst eine lebhafte Bewegung gelesen haben würde.

„Constance," sagte er feierlich, „noch darf ich nicht sprechen!" Sie trennte sich heftig von ihm, die Andern saßen schon, von Schachteln barrikadirt, im Wagen. Nur die Mutter grüßte noch mit dem Parasol.

Dann setzte sich der Reisewagen majestätisch in Bewegung und der Baron blieb zurück, nun ein Gast des Sanderschen Hauses, von dem Berghauptmann ausdrücklich eingeladen. Als er, an demselben Tage, wo sich Abends das schreckliche Ereigniß zutrug, angekommen war und sich auf der Loggia so mißbilligend über die tiefe Abgelegenheit dieser Villeggiatur aussprach, hätte er nicht geahnt, daß er aus eigner Wahl hier zurückbleiben würde, wenn die „Sippschaft" abreiste. Er hatte aber, nächst seinem criminalistischen Fieber, noch ein Motiv: die junge leidende Frau, welche er noch nicht gesehen hatte, war ihm so wunderschön beschrieben worden, daß er den ihm schuldigen Tribut ihrer Dankbarkeit für seine Bemühungen, sie zu rächen, persönlich in Empfang nehmen wollte, Constance blieb ihm ja doch — diese war unauflöslich an ihn gefesselt.

Es kam nun eine Gerichtscommission, um die Untersuchung an Ort und Stelle einzuleiten. Protokolle wurden geschrieben, welche durch die Aussagen Aller, die herangezogen werden konnten, zu einem erfreulichen dicken Actenhefte anwuchsen; aus ihnen ging unwiderleglich hervor, daß geschossen worden war und daß man auch getroffen hatte — nur die Kleinigkeit fehlte immer noch: die Person des Mörders. Baron Flors Angabe half dazu nichts, seine scharfsinnige Com-

bination wurde als unnütz mit empörender Gleichgültigkeit behandelt, lächelnd ließ ihn der Assessor gewähren, als er sich erbot, den Sinnspruch mit seinen Emblemen, wie er in der gefundenen und wieder verlornen Brieftasche gestanden hatte, in das Protokoll einzuzeichnen, es konnte bei der Session zur Erheiterung des Collegiums dienen. Herr von Cerisolles bestätigte allerdings den Fund, erinnerte sich auch der Schrift, nur war er ungewiß über die Jahreszeit, ob sie nicht vielmehr 1740 gewesen sei, was freilich besser zu der ganzen Brieftasche gepaßt hätte; denn wer noch im Besitze einer solchen Reliquie aus dem Nachlaß irgend einer Großmutter oder -tante ist, wer führt sie denn zum täglichen Gebrauch bei sich, dem sie ja in ihrer ganzen Einrichtung aus einem seidenen Zeitalter nicht mehr entspricht? So wenig das seidene Zeitalter des vorigen Jahrhunderts den Apparat der eisernen Vorzeit brauchen konnte, eben so wenig kann unsere Zeit, die lederne, die petits soins der vorrevolutionairen würdigen.

„Sehr gut! Sehr gut!" sagte der Assessor, indem er sich die Hände rieb, als Cerisolles, ohne zu lächeln, von dem ledernen Zeitalter sprach. Age de cuir hatte er gesagt, denn er war ein Savoyard und hatte folglich das Recht, manchen französischen Ausdruck zu brauchen. Im Protokoll standen nun all' seine Verhältnisse und Sie wollen es wissen, meine Damen? Er hieß Victor de Cerisolles, war 45 Jahr alt, katholischer Confession, aus Saussigny in Savoyen gebürtig, im Dienste keines Staates angestellt, jetzt auf der Reise nach Livland begriffen, wo er eine Erbschaftsangelegenheit zu betreiben hatte: ein Oheim, in russischen Diensten reich geworden, war dort kinderlos gestorben. Daß Herr von Cerisolles, der Unter-

than oder vielmehr der Mitbürger der spada d'Italia, chamäleontischen Andenkens, im Jahre 1850 einen Paß nach Livland von einer russischen Gesandtschaft visirt erhalten hatte, sprach mehr als Alles für seine Integrität.

So weit war man nun. Eine Voruntersuchung, die einstweilen ruhen mußte, bis sich die in alle Winde zerfahrenen Verdachtgründe bestimmt concentrirten! Bis jetzt war nicht ein einziger Mensch bezeichnet worden: sonderbar, daß selbst die Forst- und Hüttenleute und die Dienerschaft des Hauses, welche Klasse doch sonst schnell mit ihren Muthmaßungen bei der Hand ist, hier selbst auf Befragen keine Angabe machten, wen sie wohl der That fähig hielten. Es war, als sei zwischen ihnen eine Verabredung getroffen worden. Der Berghauptmann konnte mit gutem Gewissen ebenfalls Nein sagen, er hatte zwar mit einiger Unruhe an die Äußerungen seiner Frau gedacht, welche ihm an dem Abende, wo sie verwundet worden war, den Thäter hatte nennen wollen, aber er schrieb sie auf die Einbildungen des Fiebers um so mehr, da Fernande später nicht mit einer Silbe darauf zurückgekommen war. Hätte sie wirklich die Gestalt am Fenster erkannt — wie es wohl möglich gewesen wäre, da sie ihr viel näher war, als der zurückstehende Gemahl — so würde sie trotz des Verbots, mit welchem Sander ihr Erbieten zurückwies, dennoch gesprochen haben. Sie hatte sich aber, als er sie bat um ihrer Liebe willen zu schweigen, still in ihre Kissen zurückgelegt und später nie wieder davon gesprochen. Gerichtlich war sie aber noch nicht befragt worden, der Assessor behielt sich das vor, wenn ihr Zustand sich so weit gebessert haben würde, eine Vernehmung zu erlauben, und reiste ab, nachdem er den Leuten im

Allgemeinen und den Sicherheitsbeamten des Bezirks insbesondere möglichſte Wachſamkeit empfohlen hatte. Schade, daß er ſich mit ſeiner Abreiſe übereilte, denn am nächſten Morgen erklärte Fernande, welche das Bett verlaſſen hatte, daß ſie ſtark genug ſei, ihren Vetter, welcher doch wohl nicht abreiſen werde, ohne ſie zu ſprechen, und zugleich auch den Gaſt ihres Hauſes, von deſſen Eifer für ſie man ihr erzählt hatte, zu ſehen.

Beide wurden durch den Berghauptmann bei ihr eingeführt. Fernande war wirklich ſehr ſchön, die Beſchreibung hatte nicht übertrieben. Sie ſaß in einem Lehnſeſſel und trug den verwundeten Arm in der Binde, ein ſehr weites Kleid umfloß ihre Geſtalt, aber wo die Falten ſich anſchmiegten, konnte des Barons Kennerauge dennoch die wundervolle Bildung wahrnehmen, welche hier — wie der Juwel dem Araber in der Wüſte — einem Greiſe zu Theil geworden war! Er ſelbſt, ſo dick und häßlich er war, an Leib und Seele, er fühlte ſich einen ganz andern Mann für dies königliche Weib. Seine ſchlanke, affectirte Braut, der man das Origine von der Elle ſchon an der Haltung anſah, hielt den Vergleich mit dieſer Schönheit nicht aus, er mußte Fernanden huldigen — die Braut war ihm dadurch ja nicht verloren.

Cerifolles hatte ſich mit leiſen und raſchen Schritten ſeiner Couſine genaht, deren Augen ſich mit einem kühnen Aufblick auf ihn richteten. Sie erhob die geſunde Hand nicht, um ihn zu grüßen, und er neigte ſich aus Mißverſtändniß zu der kranken herab, auf welche er, ſie flüchtig faſſend, wie ſie auf der Lehne ruhte, einen Kuß hauchte. „Daß wir uns ſo wiederſehen müſſen!“ ſagte er, doch männlich feſt war ſein Ton.

„Sprechen wir nicht davon!“ erwiederte ſie. „Es iſt wohl zehn Jahre her, daß wir uns nicht geſehen haben.“

„Genau zehn Jahre,“ beſtätigte er. — „Die Gefahr iſt vorüber, nicht wahr, Sie glauben es?“

„Und wenn ſie es nicht wäre, Fernande Frangy iſt ein Soldatenkind,“ ſagte die Dame. — Der Baron ſchüttelte ſich vor Entzücken, ſo ſchön kleidete ſie der Blick, der bei dieſen Worten aus ihren Augen flammte.

„Sie haben ein kühnes Herz, ich weiß es, liebe Couſine,“ erwiederte Ceriſolles lächelnd. „Sie würden nicht erbleichen, wenn der Mann, der nach Ihrem Leben durſtet, vor Ihnen ſtände!“

Es ſtieg jetzt eine fliegende Gluth in ihr Antlitz: „Und wär' ich allein mit ihm, ich würde nicht vor ihm zittern, ich würde ihm ſagen, was ich über ihn denke! Doch was reden wir in das Phantaſtiſche hinein! Sie ſind doch immer glücklich geweſen, Victor?“

„So glücklich, als Sie mir nur wünſchen konnten, Fernande!“

„Und jetzt reiſen Sie nach dem fernen Rußland? Werden Sie dort bleiben, wie Ihr Onkel gethan?“

„Jedenfalls muß ich Alles, was ich noch abzumachen habe, vollbringen, ehe ich mich feſtſetze. Bis dahin kenne ich keine Ruhe. — Sie hatten ſich ein Aſyl geſucht, ſchöne Couſine, wo Sie der Welt und Ihren Freunden gradezu verſchwunden waren, Ihr Lebenskahn hatte keine Spur hinterlaſſen, Sie waren leicht und kühn, wie ein Vogel in blauer Luft, Allen, die ſich für Sie intereſſirten, aus den Augen entſchwebt.“

„Und bin doch wiedergefunden worden!“ ſagte ſie mit einer ſchwachen Bewegung der kranken Hand.

O daß nicht feinere Beobachter zugegen waren, als der edle, argloſe Gemahl, welcher nur die Beſorgniß im Herzen trug, ſein geliebtes Weib könne ſich durch die aufregende Unterhaltung wieder ſchaden, als der dicke Baron, welcher ſich nur an äußere Dinge hielt und weder Menſchen noch Verhältniſſe zu beurtheilen verſtand. Die Worte, welche zwiſchen Fernande und ihrem Vetter gewechſelt wurden, waren voll der ſchärfſten Beziehungen, ſie ſchoſſen Pfeile mit vergifteten Spitzen, wie nur zwiſchen Todfeinden gewechſelt werden, die Blicke der Beiden, das untrügliche Beben des Tons, welcher über die unheimlich lächelnden Lippen klang — ſo viel Zeichen waren es, und Keiner verſtand ſie, als nur die Betheiligten.

Fernande warf ihr ſchönes Auge jetzt milder ſtrahlend auf den Baron, der ihr ſchon beim Eintreten vorgeſtellt worden war. Mit anmuthigem Lächeln dankte ſie ihm für den Antheil, den er ihr durch die That bewieſen, ſie bezauberte ihn dadurch ſo, daß er ganz exaltirt verſicherte, ſein höchſter Wunſch ſei es noch, den Böſewicht, welcher einem ſo theuren Leben nachgeſtellt, vor der Mündung ſeines Feuerrohrs zu haben — Gnade werde er ihm gewiß nicht ſchenken.

Sein Baß hatte dabei einen ſo durchdringenden Grundton angenommen, daß der Berghauptmann beſorgter nach ſeiner Gattin blickte, Cerisolles aber ſah zur Erde und lächelte ſpöttiſch. Es war nun kein Anlaß mehr für den Baron, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, die Voruntersuchung war einſtweilen geſchloſſen, er hatte hier zu ſeinem Leidweſen nichts mehr zu thun und dieſe erſte Zuſammenkunft mit der ſchönen Frau, welche nun auch eine leichtere Converſation in Gang zu bringen verſtand, war zugleich ſeine letzte. Es blieb ihm nichts

übrig, als ſich zu empfehlen: Ceriſolles, der ebenfalls morgen abreiſte, hatte ihm wiederum einen Platz in ſeinem Wagen angeboten, wenigſtens bis zur nächſten Eiſenbahnſtation, wenn er es dann vorziehen ſollte, ſich der raſchern Beförderung nach der Reſidenz zu bedienen. Damen konnten den feuerfeſten Mann ſonſt nicht leicht in Verlegenheit bringen, im Gegentheile rühmte er ſich, ſchon manches Erröthen auf Frauenwangen gelockt zu haben, hier aber, als er dem voll auf ihn gerichteten Blicke Fernandens, mit welchem ſie ihm Lebewohl ſagte, begegnete, ſtockte ihm das Wort auf der Zunge und er verabſchiedete ſich für einen ſo alten Weltmann ziemlich ungeſchickt. Das Gefühl, welches ihn anwandelte, ſchilderte er ſpäter, es ſei ihm geweſen, als ob er mit dem ganzen Kopf in ein ſchäumendes Champagnerfaß ſtürze: köſtlich und doch zum Erſticken!

6.

In aller Morgenfrühe, noch ehe die Poſtpferde erſchienen, welche für Herrn von Ceriſolles zum Abholen herauf beſtellt waren, ſtand der Baron ſchon in vollem Reiſecoſtüm auf der Loggia. Er hatte ſehr unruhig geſchlafen und nur ein Wunſch beſeelte ihn, die reizende Frau noch einmal zu ſehen. Unmöglich ſchien es ihm nicht, daß ſie ſich bei der Abreiſe ihres Vetters, welchen ſie in zehn Jahren nicht geſehen hatte und viel-

leicht nie wieder ſehen ſollte — denn wer kommt aus Rußland zurück, wenn er dort eine reiche Erbſchaft genießen kann! — noch einmal zeigte. Flor beſchloß, auch wenn ſie nicht zum Frühſtück erſcheinen würde, einen kühnen Strich auszuführen — die Romantik hatte ihn nun einmal in ihre Zauberkreiſe gezogen. Geſtern ſchon war er auf halsbrechenden Wegen in das erwähnte Geklüft des Bergſturzes geklettert, um ſich das Terrain anzuſehen, welches der Schütz zu ſeinem Hinterhalt gewählt hatte. Dies Trümmerfeld zog ſich, wie geſchildert, bis dicht an das Haus, deſſen Fenſter im Erdgeſchoß, weil hier nie ein menſchlicher Fuß hinkam, und die Gegend ſich einer beneidenswerthen Sicherheit erfreute, nicht einmal mit Fenſterladen verſehen waren. Den Großſtädter hatte das in Staunen verſetzt, er ſchalt es unbegreiflichen Leichtſinn — wiſſen konnte er freilich nicht, daß die junge Frau Luft und Licht über Alles liebte und auch bei ihrem Aufenthalt in Städten niemals verfinſterte Schlafzimmer geduldet hatte: der Morgenſtrahl mußte, wenn auch durch Gardinen gemildert, zu ihr dringen können. So gab es denn eine Möglichkeit für den waghalſigen Freiherrn — doch wir wollen nicht indiscret ſein und ſeine Gedanken belauſchen. Schlimm genug, daß wir uns in ſeine Seele als Bräutigam zu ſchämen haben, über dieſe Kletterparthie, um in ein Fenſter zu ſehen!

Er ſah nach der Uhr, die Zeit war koſtbar: wollte er abwarten, ob Frau von Sander unten zum Frühſtücke erſcheinen werde, ſo kamen unterdeſſen die Pferde und es wurde für ihn zu ſpät, noch ein Wagſtück zu unternehmen. Daher faßte er einen raſchen Entſchluß. Um ſich vor allen Ungelegenheiten zu ſichern, wenn er etwa geſehen werden ſollte, nahm er ſein

Gewehr mit: er hatte dann, aus Beſorgniß für die Sicherheit des Hauſes, noch eh' er abreiſte, einen Streifzug in das verdächtige Terrain unternommen. Und der Wahrheit gemäß geben wir ihm das Zeugniß, daß ihn eigentlich kein frivoler Gedanke trieb: mochten ihm dieſe, weil ſie einmal mit ihm groß und dick geworden waren, auch Anfangs, als er Fernanden nahte, nicht fremd geweſen ſein, ſo waren ſie zu ſeinem eigenen Erſtaunen in ihm erloſchen, wie mächtig ihn auch das Bild der ſchönen Frau bewegte. Das ſpricht ſehr für Fernandens Lauterkeit, ſollten wir meinen. So hatte er denn bei ſeiner Excurſion zuletzt nur die unſchuldige Abſicht, ihr Fenſter zu ſehen und vielleicht ihr Schattenbild oder im glücklichſten Falle, wenn ſie etwa an das Fenſter träte, ihr Köpfchen zu erblicken: er verglich ſich dem Ritter — wie hieß er doch gleich? Trautwangen fiel ihm endlich ein, wir wiſſen, daß ſeine Reminiſcenzen immer verunglückten.

Eben ſo ging es ihm aber heut mit ſeinem ganzen Unternehmen. Auf die Gefahr ein Bein zu brechen, hatte er die Klippen und Blöcke mit ihrer tückiſchen Unterlage überklettert, er ſah ſchon die ſchneeweißen Gardinen, er nahm, um ſich über eine letzte böſe Stelle hinwegzuhelfen, das Gewehr von der Schulter, als auf einmal hinter einem Birkenſtamme aus tiefhängenden Zweigen ein Menſch hervorſprang, ihn, ehe er ſich beſinnen konnte, zurückriß, daß er ſtrauchelte und fiel, und nun über ihn herſtürzte, ihm beide Hände hielt und laut ein Paar Namen rief, von denen der Halbbeſinnungsloſe keine Ahnung hatte. Sein letzter Blick war zufällig auf Fernandens Fenſter geſtreift, wo ſich raſch die Gardine um ein Weniges öffnete, er hatte, wie im Traume, ein Geſicht dort erblickt,

das ihm den letzten Reſt ſeiner Faſſung raubte: denn es war Cerisolles! Und nun wußte er nichts mehr, die Beſinnung war ihm geſchwunden. Als er wieder zu ſich kam, fand er ſich in den Händen von hülfreichen Dienſtleuten, welche ihn eben nach dem Hauſe tragen wollten, er ſah den Berghauptmann neben ſich, ſah Cerisolles und wie ſein Auge ſchnell zu Fernandens Fenſter flog, ſah er dort auch ſie ſtehen, mit Antheil nach ihm blickend. Derſelbe Menſch aber, deſſen glühende Augen ihn beſonders entſetzt hatten, als er vorſprang, trat auch herzu und bat ihn dringend um Entſchuldigung, daß er ihn, einen Gaſt des Hauſes, verkannt habe.

„Ja, Baron! Sie machten verdächtige Miene, ſchlichen dem Hauſe näher, nahmen das Gewehr von der Schulter,“ ſagte Cerisolles lachend. „So mußte man Sie wohl für den Mörder halten.“

„Mein Sohn hatte noch nicht die Ehre, Sie zu kennen,“ ſprach der Berghauptmann entſchuldigend.

Es war der vielbeſprochene Norbert. Der Baron hatte ihn nur ein einziges Mal, bald nach ſeiner Ankunft, geſehen, als der junge Mann das väterliche Haus verließ — jetzt entſann er ſich ganz genau, reichte ihm die Hand und ſcherzte über das Mißverſtändniß. Auch er hatte nicht anders geglaubt, als in die Hände des unbekannten Feindes gefallen zu ſein, der an ihm die eifrige Betheilung, ihn zu verfolgen, rächen mußte. Seine Streifpartie erklärte er mit eiſerner Stirn, wie er ſich ſchon früher vorgenommen hatte, und ſtellte ſich auch darin mit Norbert, welcher offenbar hier auf dem Anſtande geweſen, in gleiche Lage.

Das Poſthorn, welches vor dem Hauſe die Ankunft der

Pferde meldete, gab das Signal zum Aufbruch. Der Berghauptmann lud zum Frühſtück ein, Ceriſolles und Flor gingen voran — Norbert blieb zurück.

„Du willſt uns nicht begleiten, mein Sohn?“ fragte der Vater freundlich.

„Was ich gelobt habe, Du weißt es,“ antwortete Norbert. „Ich überſchreite dieſe Schwelle nicht mehr. Nur die Angſt um — Dich trieb mich noch zweimal herauf, mir war, als könne mir beſchieden ſein, Euch zu ſchützen. Die Burleske von heut belehrt mich anders. Ihr ſeid in einem höhern Schutze, als den ich geben könnte — ich bin ſo lächerlich geworden, daß meine Anmaßung beſchämt iſt. Auf der Eimburg bin ich fertig, noch heute gehe ich ab. So lebe wohl, wir haben ſchon Abſchied genommen. Ich halte Dich von Deinen Gäſten ab.“

„Auf Wiederſehn, Norbert!“ ſagte der Vater. — Ein vieldeutig Zeichen war der Handgruß, mit welchem der Sohn ſich noch einmal umkehrte. „In vierzehn Tagen, Norbert!“ rief ihm der Greis nach.

Norbert war betroffen, aber er beſchleunigte ſeinen Schritt und blickte nicht mehr zurück. So lange man ihn von den Fenſtern des Hauſes ſehen konnte, während er über die Hochwieſe wanderte, war ſeine Haltung frei und ſtolz, ſein Gang raſch — als er aber die Schlucht erreicht hatte, und deren Ränder mit ihrem Gebüſch ihn vor den Nachſchauenden verdeckten, ſtand er ſtill und holte tief und ſchmerzlich Athem. Ein gebrochener Stamm lag zur Seite: Norbert ſetzte ſich auf ihm nieder und gab ſich den trüben Gedanken hin, welche ihn raſtlos verfolgten. Schon hatte er geglaubt, Alles überwunden zu haben — !

Ein Hund kam die Schlucht herauf, ſtand und witterte — ſein Gebell ſtörte Norbert auf, er erhob ſich und ging dem alten Förſter entgegen, welcher ſeinem Hunde auf dem Fuße folgte.

„Guten Morgen, Kette!“ ſagte er und bot dem Alten die Hand.

Dieſer erwiederte ſeinen Gruß zögernd. „Wo kommen Sie denn her, junger Herr?“ fragte er. „Ich dachte, Sie wären längſt über alle Berge.“

„Morgen gehe ich ab, ich bin ſo lange auf der Eimburg geweſen.“

„So! — Und wiſſen wohl gar nicht, was ſich auf dem Falkenhofe zugetragen hat?“

„Doch weiß ich es! Ein ſchauderhafter Fall, mein alter Kette!“

„Schauderhaft, ja, ſehr ſchauderhaft! — Sind ja aber gar nicht einmal hingekommen, nachſehen wie es ſteht!“ ſagte der Förſter, indem er ſeine grauen Augen ſo feſt auf den jungen Mann richtete, daß er ihm das Blut in die Wangen trieb.

„Woher wiſſen Sie das?“ entgegnete Norbert etwas heftig. „Dieſen Augenblick komme ich von dort.“

„Junger Herr, wir ſind hier zu Zweien allein — ich bin ein alter grader Kerl und kann nicht hinterm Berge halten. Sie haben 'was auf dem Gewiſſen.“

„Herr Kette!“ rief Norbert, indem er zornig zurücktrat.

„Ich wollte gern Unrecht haben — aber es iſt ein zu allgemeines Gerede —“

„Was denn?“ rief Norbert. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, was meinen Sie damit?“

„Haben Sie ein gutes Gewiſſen?“ fragte der Alte noch einmal. „Mich geht's nichts an und von allen Leuten hätte ſich Keiner gefunden, der auch nur eine Silbe vor Gericht gegen Sie geſprochen hätte — aber —“

„Herr Gott! Ihr wollt mich doch nicht zum Mörder machen!“ ſchrie Norbert außer ſich.

Der Förſter gab ihm jetzt raſch die Hand. — „Nein, Du bis es nicht, Junge! Ich kenne Dich von Klein auf, vor mir kannſt Du Dich nicht verſtellen! — Aber verzeihen Sie, junger Herr, daß ich wieder in die alte Zeit zurückfalle mit meinem Du! Weiß Gott, nun iſt mir leicht um das Herz, denn Sie ſind es nicht geweſen.“

„Entſetzlich! Und Ihr konntet glauben, Sie und alle, die mich kannten, ſie glaubten mich einer Schandthat fähig? Wo ich mein Blut und Leben freudig geopfert hätte, um das theure Haupt zu ſchirmen!“

„Stille doch!“ ſagte der Förſter bedächtig. „Ihrem theuren Vater galt es ja nicht. Den zu erſchießen brauchte ſich Keiner an das Haus zu ſchleichen, der war oft genug in Berg und Wald ſchußgerecht. Es galt ja der Frau! Und mit der ſtimmte es bei Ihnen nicht — es iſt eine Geſchichte ausgeklatſcht worden, von der Anne oder ſonſt einem Frauenzimmer, die Sie behorcht hat, na, ich will nicht weiter davon reden, weil Sie eben wieder böſe werden, aber da kam's drauf aus, daß Sie einen deſperaten Streich machen konnten. Und ein hitziger Teufel ſind Sie, das weiß ein Jeder!“

„Ich danke Ihnen, Kette, daß Sie mir ſo offenherzig

Alles gesagt haben," versetzte Norbert in großer Aufregung. „Ihnen vertraue ich meinen guten Namen. Wenn Sie sich für mich verbürgen, wird mein Angedenken unter den braven Gebirgsleuten nicht mehr geschändet werden. Mag ich mit der Frau meines Vaters gebrochen, mag ich geschworen haben, den Fuß nicht mehr über jene Schwelle zu setzen, mag ich so jähzornig sein als Sie glauben, dennoch bin ich, Gott sei Dank! nicht so tief gesunken, daß ich einen niedrigen Mord aus Rachsucht hätte versuchen sollen."

„Nun — es war schon noch ein and'rer Grund, den schlechte Menschen Ihnen unterlegten!" sagte der Förster zögernd, als schäme er sich selbst ihn nachzusprechen.

„Reden Sie!" rief Norbert. „Wenn Sie so weit gegangen sind, will ich Alles wissen!"

„Von wegen der Erbschaft — und weil sie guter Hoffnung ist, wie es heißt."

Norbert erblaßte, seine Lippen zuckten sichtbar. — „Wer sagt das?" brachte er mühsam hervor. „Ich meine," fuhr er wild aufbrausend fort, „daß Frau von Sander — guter Hoffnung ist?"

„Nun, mein Gott, das werden Sie doch wissen! — der Sohn! Alle Menschen wissen's ja schon lange!"

Mit Anstrengung beherrschte Norbert die Gährung, welche in seinem Antlitze kochte, er überwand sich sogar bis zu einem Lächeln, daß er so zerstreut gewesen, aber diese Kunde, von welcher er keine Ahnung gehabt, ließ ihn nicht länger im Gespräche weilen, noch ein Paar kurze Momente und er hätte die Gewalt über sich selbst verloren. Ein rascher Händedruck,

eine kurze Bitte, den nichtswürdigen Verdacht niederzuſchlagen und dann hinweg!

Auf dem Falkenhofe war es nun ganz einſam. Der Berghauptmann hatte, nachdem ſeine Gäſte abgereiſt waren, einen Ritt nach einem Hüttenwerke unternommen, wo er dringende Geſchäfte hatte; ſeine Gattin ſaß in ihrem Zimmer verſchloſſen und ließ Niemand zu ſich ein.

Thalwärts fuhren Ceriſolles und Flor: Beide auffallend einſilbig. Dem Baron ſchwebte das Geſicht ſeines Nachbars widerwärtig vor, wie es zwiſchen den Gardinen aus den Fenſtern ſeines Ideals geſchaut hatte: er konnte zwar nichts dawider haben, daß der Couſin Abſchied nahm, Frau von Sander war ja in Geſellſchaft ihres Gatten und dann konnte der kleine dürre Menſch aus dem Lande der Murmelthiere mit ſeiner blendenden Glatze wohl keine Gefahr bringen! Aber der Neid vergiftete dennoch den Humor des Barons. Warum Ceriſolles ſo verſtimmt war? Wenn wir das Geſpräch hätten belauſchen können, was er mit Fernande hatte, ganz allein — ſie hatte ihn dazu gebeten und ihr Gatte wußte darum — ſo würden wir vollen Aufſchluß haben. Der Schleier iſt zwar ſchon etwas durchſichtiger geworden für ein aufmerkſames Auge, aber er verhüllt doch noch die ganze Gruppirung. In jenem Zwiegeſpräch war er ſchonungslos gefallen — und die unglückliche Frau ſaß nun allein und weinte, bis ſie ſich ihrer Schwäche bewußt wurde. Das war aber genug, um den Stahl ihrer Seele ſchnell wieder zu härten: ſtand ſie auch allein, ſo war ſie ſtark zu kämpfen und, wenn ſie nicht ſiegen konnte, wenigſtens ſtolz und ſchweigend zu ſterben.

Das Gebirge lag nun hinter den Reiſenden, ſeine blauen

Bogen traten mehr und mehr zurück. Der reine Hauch der Gottesluft wehte hier unten nicht mehr, in dem Drängen und Treiben der nächsten Bahnstation merkte man schon die streitenden Winde aus allen Richtungen der Zeit, droben konnte man vergessen, daß zwei Jahre, schwerwiegend für Menschenalter, über Völker und Staaten dahingegangen waren, hier unten wogten und wallten die schäumenden Kämme der Fluth noch, denn hat sie sich etwa spurlos verlaufen? Und als der Baron erst, nach einem ziemlich kalten Abschiede von Cerisolles, der die Eisenbahn verschmähte, sich in ein Coupé geworfen, sich ein halbes Dutzend frisch angekommener Zeitungen gekauft und unbekümmert um seine Reisegefährten sich in das Charivari der Leitartikel gestürzt hatte, da war er wieder ganz der Mann, als welcher er vor Kurzem heraufgekommen war.

Wenige Tage genügen heut, um das Ansehen der Welt zu verändern, äußerlich war es diesmal wenigstens in der Hauptstadt während Flors Abwesenheit nicht geschehen. Die langen Straßen, vom trockenen Sommerwinde gefegt, waren mit derselben Sonntagsmenge, welche zu den hundert Belustigungsorten strömte, gefüllt, die Droschken, die Omnibus kreuzten sich, der Lärm war betäubend, aber es war ein gutgesinnter Lärm, kein Getöse von jener Gattung, welche so leicht Niemand wieder vergißt, der sie einmal gehört hat. Elegante und vornehme Equipagen sah man auch nicht viel, die reichen Herrschaften waren verreist, aber doch nicht geflohen, und der Hof hatte seine Sommerresidenz bezogen, war überhaupt, auch im Winter, noch nicht wieder zurückgekehrt. Flor, in seiner Wohnung abgestiegen, eilte sogleich, seine

Braut aufzusuchen. Die Familie Hohlbrand war jedoch eine echteingeborne und saß daher an einem schönen, staubigen Sonntage nicht daheim, sondern hatte eine Landpartie unternommen. Was sollte Flor mit seinem Abende thun? Er suchte Philipp auf, der in einer entferntern Stadtgegend das wohlaccreditirte Schnittwaarengeschäft en gros, wie er es von seinem Vater übernommen hatte, besaß und dort auch wohnte, eng und dunkel, aber für das Geschäft bequem. Der Kaufmann war zu Hause und schien erfreut, den künftigen Schwager zu sehen.

„Gut, daß Sie hier sind!“ sagte er und zog gleich sein Notizbuch hervor. „Sie entsinnen sich wohl des Postillons, welcher Sie mit dem fremden Herrn von Ihrer Razzia nach dem Falkenhofe zurückfuhr?“

„Wie soll ich mich eines Postillons entsinnen!“ versetzte Flor.

„Natürlich! Aber daß Sie etwas verloren hatten?“ fragte Philipp weiter.

„Ich —? Die Brieftasche etwa?“ rief Flor lebhaft.

„Ja, das Licht, was Sie in die ganze Begebenheit bringen wollten! Sie hatten es im Schlafe verloren.“

„Und der Postillon hat sie gefunden! Wo ist der Kerl?“ rief Flor in großer Freude.

„Erlauben Sie, der Mann ist sehr weit von hier und hat die Brieftasche nicht gefunden — er weiß blos, daß sie gefunden worden ist — ich saß auf der Loggia als Sie ankamen und hatte noch einen hübschen Gedanken —“

„Herr, wenn Sie Ihre Bücher so confus führen, so wird der Teufel aus Ihren Rechnungen klug werden!“ unterbrach

ihn Flor ungeduldig. „Was gehen mich Ihre Gedanken an, die ich jedenfalls nicht theile, ebenſo wenig als Ihre rothen politiſchen Anſichten. Ich will wiſſen, wer die Taſche gefunden hat.“

„Der Kammerdiener des Herrn von — chose! ſagt meine Mama.“

„Ceriſolles! Und warum hat ſie die Canaille mir nicht zurückgeſtellt? Sie hatte ja keinen Werth, nicht für einen Groſchen! Der iſt nun in alle Welt, auf der Reiſe nach Livland. Und keine Telegraphenlinie dorthin! — Aber woher wiſſen Sie, wer hat es Ihnen geſagt?“

„Ich ſah Poſtillon und Kammerdiener plaudern, daß ich hätte ſchwören mögen, es beträfe irgend einen Filouſtreich. Ein Fernrohr zum Hören! wünſchte ich mir. Solche giebt es, lieber Baron. Werden Sie nicht ungeduldig, ſolche Fernröhre zum Horchen und Belauſchen giebt es, ſie heißen: Frauenzimmer!“

„Machen Sie Ihre Witze dem Lindenclubb vor — ich habe keine Zeit!„

„Heut ruhen die Geſchäfte, Herr Baron. Ich ſage Ihnen, Sie bekommen eine Virtuoſin im Erforſchen von Geheimniſſen zur Frau, nehmen Sie ſich alſo in Acht, keine Suiten! Meine Schweſter hat die Entdeckung gemacht. Sie erkannte beim Umſpannen in dem Städtchen vor der Bahnſtation den Poſtillon wieder, welcher dort grade angekommen war, ſie entſann ſich mit ſeltner Geiſtesgegenwart gleich Ihres Verluſtes — denkt ſtets an Sie, die zärtliche Seele! — und fragte den Menſchen, ob er denſelben Weg gekommen ſei,

welchen er neulich mit zwei Herren gemacht, vom — „Stegreif“ — heißt ja wohl der Gasthof?“

„Sattel!“ berichtigte Flor gespannt.

„Sattel und Stegreif! Jedenfalls eine feudale Reminiscenz, aus Zeiten, wo der Waizen Ihres Standes auf Kosten des meinigen auf den Heerstraßen blühte. — Der Postillon bejahte es. Ob er vielleicht etwas gefunden habe? — Nein! — Es sei neulich eine Brieftasche verloren gegangen, und meine Schwester gab einen Steckbrief, daß Ihre polizeiliche Ader vor Freuden über dies Talent Ihrer Braut hochaufgehüpft wäre. Ja, sagte der Postillon, die hat im Wagen gelegen, der Bediente des Passagiers hat mir's selbst gesagt.“ —

„Nun? Und?“ schrie Flor, indem er Philipps Arm schüttelte. „Sie erzählen so lang, wie Walter — Dümas!“

„Gelacht hat der Kerl, bester Baron, und geäußert, wenn der Bediente sie Ihnen nicht zurückgegeben hätte, so könnten Sie — passez-moi l'expression, sagt Mama — nachpfeifen!“

„Das kann ich!“ sagte der Baron mit tiefer Entrüstung.

„Cigarre gefällig — dos amigos? Zwei Freunde? Sie waren ja ein Herz und eine Seele mit dem Fremden, oder vielleicht zwei Seelen und ein Gedanke?“

„Mein Herr Hohlbrand,“ sprach der Baron, indem er beide Hände zu einer Demonstration gegen seine Atlasweste brachte, „ich muß Ihnen bemerklich machen, daß Sie gegen mich einen Ton annehmen, den ich durchaus nicht gewohnt bin. Das Verhältniß, in welchem ich zu Ihrem Fräulein Schwester stehe, giebt Ihnen kein Recht dazu. — Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung und empfehle mich Ihnen.“

Der Kaufmann bezwang sich und wollte ihm ein Wort der Begütigung sagen, aber Flor war durch die erhaltene Nachricht sowohl, als durch die witzelnde Manier, deren Zielscheibe er gewesen, zu sehr gereizt, um sich halten zu lassen. Er ging und hatte nun während seines einsamen Abends — denn er verschmähte in finstrer Laune sogar die fashionablesten Orte, an welchen er sonst manche Stunde „verdämmert" — vollkommen Zeit, über den Zusammenhang der neuen Entdeckungen nachzudenken. Entweder hatte der Diener seinen Fund behalten, oder ihn, da er nicht wissen konnte, wer ihn verloren, seinem Herrn zugestellt und dieser ihn unterschlagen. Beides ließ sich nicht ergründen zu welchem Zwecke.

7.

In einem schattigen Gange des Laubwaldes, welcher die Bewohner der Hauptstadt für sonstige Naturgenüsse entschädigen muß, begegneten sich, einige Wochen nach den Ereignissen, welche die voranstehenden Blätter füllen, zwei Männer, ohne sich ausweichen zu können — sie würden es sonst vielleicht gethan haben. Der ältere, der vielleicht die wenigste Ursache hatte, schien zuerst umkehren zu wollen, aber er besann sich und ging dem jüngeren Manne mit einer ernsten Freundlichkeit entgegen. Dieser grüßte ihn etwas trotzig.

„So früh, Herr von Sander?“ fragte der Erste, den Hut von dem greisen Haupte ziehend.

„Bei mir ist das nicht früh, Herr Präsident,“ antwortete der Zweite und wollte vorübergehen.

„Ich hätte wohl ein Wort mit Ihnen zu sprechen — Sie wissen, ich bin ein Freund Ihres Vaters,“ sagte der Ältere.

„Befehlen Sie, Herr Präsident!“ antwortete der Jüngere mit einer gewissen Gereiztheit.

„Wir wollen ganz ruhig, möglichst objectiv über Ihre Verhältnisse sprechen,“ sagte der Präsident, welcher diesen Ton nicht zu bemerken schien. „Setzen wir uns auf jene Bank. Es ist noch früh, wir dürfen nicht fürchten, gestört zu werden. — Ihre Zukunft wollen wir besprechen, lieber Norbert.“

„Ich glaube: meine Vergangenheit,“ versetzte Norbert bitter.

„Allerdings wird diese, wie ich Ihnen leider nicht verhehlen kann, auf Ihre Zukunft von Einfluß sein,“ sagte der Präsident. „Es sind von einer Seite, welcher großes Vertrauen zu schenken ist, über Sie und zwar nicht hinter Ihrem Rücken, sondern offen, Mittheilungen eingegangen, welche Ihre Laufbahn im Staatsdienste mindestens verzögern werden. — Darum will ich einmal als Ihr väterlicher Freund mit Ihnen reden.“

„Herr Präsident, meine Familie hat der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben. Es sei ferne von mir, meinem ehrwürdigen Vater, vor dem ich mich stets in Liebe und Hingebung neige, einen Vorwurf daraus zu machen, daß er

selbst den Sohn in diese mißliche Lage gesetzt hat — sein edler und reiner Sinn wollte mir klare Verhältnisse schaffen, mich der Gefahr überheben, über kurz oder lang doch bei dem wachsenden Denunciantensystem unsrer Zeit, wenn ich eine Stellung erlangt haben würde, die mich bemerkbar machte, meine „Naturgeschichte," wie es der Zeitwitz nennt, veröffentlicht zu sehen, und dadurch das Vertrauen meiner Vorgesetzten zu verlieren. Sie sollten Alles wissen, und mir dennoch ihr Vertrauen schenken — wie das möglich ist zu vereinigen, davon hätte mein Vater in seiner Unschuldswelt —"

„Ich bitte Sie, lieber Norbert, sich nicht dieser steigenden Heftigkeit zu überlassen: Sie werden ungerecht sogar gegen Ihren edlen Vater. Was Ihnen zur Last gelegt wird, wiegt nicht so schwer als Sie selbst fürchten."

„O nein! Es würde weit schwerer wiegen, wenn ich mich hätte von der Fiebertollheit der Politik hinreißen lassen — eine einzige böse Rede an das sogenannte Volk dort drüben auf seinem damaligen Tummelplatze würde mich in meiner Zukunft mehr gefährdet haben, nicht wahr? O nein, ich bin kein politischer Verbrecher, die Stürme der Zeit haben mich nicht in ihre Strudel gerissen, denn ich — lag in einem französischen Bagno."

„Unschuldig!" sagte der Präsident.

„Aber rechtskräftig verurtheilt nach Zeugeneiden und einem einstimmigen Verdict. Man kann es nicht gesetzlicher, nicht constitutioneller verlangen. — Daß gleich nachher, durch einen seltsamen Zufall — oder besser gesagt durch Gottes Fügung! — der wahre Fälscher und Schelm sich verrieth,

daß ich nach einer kurzen Reviſion meines Proceſſes mit glänzender Rehabilitation entlaſſen wurde — wuſch mir das die Schande des erſten Urtheils ab, mein Herr Präſident? Und die Schamröthe, welche vielleicht die Herren Geſchwornen fühlen mochten, daß ſie ſich hatten von der Gewalt des Moments hinreißen laſſen, ohne vollſtändigen Beweis, ohne mein Geſtändniß, nur nach ihrer Anſicht und der donnernden Rede des Staatsprocurators das Schuldig auszuſprechen — dieſe Schamröthe, vertilgte ſie den Makel, der mich getroffen hatte? Ich habe Ihr öffentliches Gerichtsverfahren praktiſch durchgemacht, Herr Präſident, und bin darin, wie in allem Übrigen, ein vollkommener Freund des Alten — meine einzige Empfehlung vielleicht im Zeitalter der Reaction!"

„Über allgemeine Verhältniſſe unſ'rer Zeit wollen wir nicht reden, dazu iſt hier nicht der Ort! Wir ſprechen von Ihren eignen, und wenn ich Ihnen den gerechten Unwillen nicht verdenke, den jeder Ehrenmann über eine unſchuldige Verfolgung fühlt, ſo muß ich Ihnen doch andrerſeits ſagen, daß eine ſolche keine Makel hinterläßt. — Laſſen Sie mich vollenden. Als Sie von Ihren Reiſen zurückkehrten und nun in den Staatsdienſt eintreten ſollten, zu dem Sie ſich ſo glänzend qualificirt gezeigt, hielt es Ihr Vater, wie Sie ſelbſt anerkennen, für eine Pflicht und einen Dienſt, den er Ihnen erwies, wenn er uns die bewußten Mittheilungen machte. Die Behörde war überzeugt, daß es damit ſeine Richtigkeit habe — indeſſen mußte ſie Rückfrage nehmen und dieſe verzögert natürlich Ihre Anſtellung, indeſſen haben Sie Geduld, es dauert bei den jetzigen franzöſiſchen Zuſtänden etwas lange, doch wird die amtliche Erklärung dann um ſo ſicherer Ihre

Zukunft begründen und das verſäumte Avancement läßt ſich ja einholen."

„Und unterdeſſen nagt ein Schurke an meiner Ehre, dem ich nichts anhaben kann!" rief Norbert. „Herr Präſident, Sie ſind einmal eingeweiht in die Verhältniſſe meines Vaters, Sie wiſſen, daß er ſich vor zehn Jahren zu dieſer unglücklichen zweiten Heirath entſchloß, die mich jetzt aus dem Aſyl getrieben, wo ich die Geduld zum Abwarten, die Sie von mir fordern, vielleicht gefunden hätte. Doch ich will von der Frau, die mich auch aus dem Herzen meines Vaters zu verdrängen ſucht, nichts Böſes reden, denn ſie hat — wie Sie wiſſen — vor Kurzem ein räthſelhaftes Unglück gehabt" — der Präſident neigte ſich zum Zeichen, daß er Alles wiſſe und in der That wußte er gegenwärtig mehr darüber als Norbert! — „ſie wird ihr Ziel nicht erreichen, denn meines Vaters Liebe zu mir ſteht erhaben über ihre franzöſiſchen Ränke, aber ein Vetter oder vielmehr Oheim, ihrer Mutter Bruder, iſt hier angekommen und dieſer hat hinter meinem Rücken gewagt, mich der Lüge zu zeihen, mich dennoch — trotz aller klaren Beweiſe und daß der wahre Verbrecher an das Tageslicht gekommen iſt — als ſehr verdächtig wenigſtens der Theilnahme an jenem coloſſalen Unterſchleif zu beſchuldigen — und nun ſprechen Sie noch, daß ich gleichgültig ſein ſoll!"

„Ceriſolles?" fragte der Präſident ſtaunend.

„Ja, der Herr von Ceriſolles, der ſein Gift ausgeſpritzt hat und nun ſpurlos verſchwunden iſt! Sehen Sie, Herr Präſident — es iſt vor vier Jahren viel hin und her geſtritten worden über das „Beſcholtenſein" — ich bin beſcholten, und beim allwiſſenden Gott! bin unſchuldig beſcholten, aber

dennoch finde ich es nur gerecht, daß ich darunter leiden muß. Es ist ein Unglück, wie ein anderes. Verdenken Sie mir's nur nicht, daß ich keine Lust habe, abzuwarten, bis ich mit einer gewissen Duldung und Schonung, welche verletzender ist, als der frechste Angriff, endlich doch zu Gnaden aufgenommen werde. Seit mir mein Vater Das geschrieben, steht mein Entschluß fest — ich verzichte auf Anstellung."

„Was wollen Sie aber —?"

„Unsere Zeit ist Kampf! Der edelste ist mir versagt: ich meine den mit den Waffen des Geistes, die im Feuer der ewigen und göttlichen Wahrheit gestählt sind, für das Unwandelbare und Heilige, für Recht und Zucht gegen das zerfressene und abgefallene Geschlecht zu streiten — dieser Kampf ist mir versagt, denn in diesen darf Keiner gehen, dessen Vergangenheit nur durch einen Schatten getrübt ist — sonst, wie redlich er's auch meint, wie rückhaltslos seine Umkehr und gesegnet seine Rede, dennoch schadet er der guten Sache mehr als er nützt, denn sie wissen ihn zu verdächtigen. Ich muß mir also den Kampf suchen mit dem Schwerte. Der winkt mir nach Norden."

„Schleswig? Wie stimmt das mit Ihren Grundsätzen?"

„Doch! Ich bin für altes, deutsches Recht und deutsche Ordnung. Dort ist ein Kampf dafür! Nicht den Landesherrn befehden sie dort, sondern die dänische Demokratie: damit der Fürst frei werde und in seiner deutschen Ahnen Geist den Herzogthümern, aus denen sein Haus stammt, ihr gutes Recht wieder lassen könne. Mag sich in diesen Kampf Unlauteres gemischt haben, sein Grund ist rein und darum kann ich ihn mit streiten!"

„Sie legen sich Alles mit großer Consequenz zurecht," sagte der Präsident, „indessen bitte ich Sie dringend, Ihr Vorhaben noch eine kurze Frist zu beanstanden. Es schweben Dinge, welche leicht Alles, was Sie dazu getrieben hat, einen solchen Entschluß zu fassen, beseitigen können."

„Wie?" rief Norbert lebhaft. „Ich weiß, die Untersuchung wegen des Ereignisses auf dem Falkenhofe ist neuerdings wieder aufgenommen worden — sollte darin —?"

„Mein junger Freund," unterbrach ihn der Präsident lächelnd, „Sie wissen auch, daß neuerdings die Bewahrung des Amtsgeheimnisses wieder energisch eingeschärft worden ist. — Wollen Sie mir vertrauen? Als Freund Ihres Hauses, als Ihr besondrer Freund bitte ich Sie, noch acht Tage zu warten, ehe Sie irgend einen Schritt thun. Sie haben doch noch nicht —?"

„Das Schreiben liegt zur Absendung fertig in meinem Pulte."

„Cassiren Sie es!" sagte der Präsident. „Nach meiner festen Überzeugung werden Sie später keinen Gebrauch davon machen. — Wollen Sie versprechen, acht Tage zu warten?"

Norbert war unschlüssig, er runzelte die Stirn. Doch gab er das verlangte Wort. Der Präsident stand auf: Wir sehen uns wohl heut Abend? Ich hörte zufällig, daß Sie auch bei der Hohlbrand sein würden, und es ist mir doppelt lieb, Sie vorher gesprochen zu haben. Leben Sie wohl und sei'n Sie guten Muthes!"

Norbert machte noch eine weite Wanderung, um sein aufgeregtes Blut zu beruhigen. Durch dies Gespräch war ihm

die alte schauerliche Katastrophe, an welcher das ganze Glück seines Lebens noch immer hing, wieder so nah gerückt worden, daß er sie förmlich noch einmal durchlebte. Auf der Reise, welche er nach vollendeten Studien unternommen hatte, war in einem Hause, wo er empfohlen worden, genau mit seiner Abreise stimmend, eine unermeßliche Summe — für ihn wenigstens! — in Papieren und Wechseln abhanden gekommen. Nur zwei Personen, und beide fast nicht denkbar, konnten nach allen Umständen dabei verdächtig sein — der Fremde, Norbert, erlag bald dem sich auf ihn concentrirenden Mißtrauen, es wurden in Marseille, wohin er von Lyon gereist war, Nachforschungen angestellt, man fand in seinen Papieren eins — übrigens werthlos! — welches, beschworen constatirt, bei den vermißten aufbewahrt gewesen war, die andern mochte er in Sicherheit gebracht haben. So fiel er zum Opfer. Der Andere, und das war eben Cerisolles, hatte aber dann, wie Norbert wußte, eifrig zur Revision seines Processes beigetragen, so daß der wirkliche Thäter unzweifelhaft entdeckt, wenn auch leider nicht gefangen worden war, da er sich mit seiner Beute nach Amerika, dem Lande der Freiheit, gerettet hatte. Wie kam also Cerisolles dazu, jetzt wieder Verdächtigungen gegen ihn auszustreuen und zwar schon vor ihrem Zusammentreffen am Falkenhofe, wo er ihm die zärtlichste Freundschaft, wie sich nun erwies, geheuchelt hatte? So Manches fiel Norbert jetzt noch ein, was er dem Präsidenten hätte sagen müssen und nur deshalb entschloß er sich, zur Soiree der Frau Hohlbrand zu gehen, was er Anfangs gar nicht im Sinne gehabt.

Eine Soiree im heißen Sommer dieses Jahres! Sie war jedoch im Garten veranstaltet. Wenn uns bei diesem Worte

gleich frisch und erquicklich zu Muth wird und uns das Bild grüner Rasenparkets mit schönen Baumgruppen, üppiger Bosketts, duftig kühler Schattenplätze vor Augen tritt, so finden wir uns in einem Garten der Hauptstadt gewaltig getäuscht. Sand und Sonne, ein Paar magere Bäume, eine von Kunstgärtnerhand geschnörkelte Parthie kleiner Blumenbeetchen von Buchsbaum eingefaßt, auf denen feine Sommergewächse kümmern, dann allerdings eine oder mehrere Lauben, von schnellrankenden Pflanzen undurchdringlich dem Blick umsponnen — das ist ein Garten innerhalb der Mauern, in welchem die Hausbewohner des ersten und zweiten Stocks die Promenade, auch wohl familienweis eine Laube haben, theuer bezahlt. Gartenpromenade und Laube, Ideal einer Wohnung! Draußen, wo die schönen Sommerhäuser der Reichen sind, oder die neuen Stadttheile vor den Märztagen im Wachsthum waren, wo geschmackvolle Parks und Anlagen sich hinziehen, wohnt der echte Sohn der Stadt nicht einmal gern, schon des Geschäfts wegen. — Herr Hohlbrand hatte sich — kühnes Wort! — emancipirt von den Gesellschaften seiner Frau, an solchen glücklichen Tagen war es ihm gestattet, sich auch ein Vergnügen zu machen, er suchte dann einen der Sammelplätze alter Rentiers auf und kehrte erst heim, wenn die Gäste sich verlaufen hatten, wobei er oft an den nächsten Straßenecken lungern mußte, denn zu spät durfte er auch nicht kommen. Nur dem Stempel entschiedenen Philisterthums, den ihm die gütige Natur aufgedrückt, hatte er es zu danken, daß er dabei nicht öfters als verdächtiges Subject arretirt worden war. Die Dame strahlte dagegen in der vollen Glorie einer Recamier — zur Ninon fehlte ihr Alles! — sie belebte den Cirkel, den

sie um sich versammelt hatte durch eine wahre Girandole von Geist, welchen sie unerschöpflich verpuffte, manchem ältern Gentleman wäre dafür etwas Solides an Fleisch zum Verspeisen lieber gewesen, doch war die Sitte der Hauptstadt, welche in Soireen die materiellen Genüsse bis an die Grenzen der Existenz verdünnt, der Bequemlichkeit wegen auch hier eingeführt. Um Constancen hatte sich ein Kreis von eleganten jungen Damen gebildet, die wußten Alles, bespöttelten Alles, freuten sich über Nichts mehr — doch nein, es gab auch unter ihnen noch ein Paar blühende, natürliche Kinder, die Gott sei Dank! noch Viel nicht wußten und harmlos waren, so harmlos, daß sie nicht einmal merkten, wie sehr sie den Männern gefielen und wie lächerlich den Damen sie erschienen. Der Baron, welcher heut seinem Backenbart den unternehmendsten Strich gegeben, war der einzige Herr in diesem Cirkel, Philipp, welcher unglücklicherweise kurz zuvor einen Ballen neuer Waare geöffnet hatte, und abscheulich nach englischer Leinwand duftete, war von seiner Schwester, nach einer fruchtlosen Besprengung mit Parfum de la princesse de Prusse — dem elegantsten von Herrn Stägemann — verjagt worden, und drehte gelangweilt seinen Siegelring am Tische der Mama. Neue Gäste von außerhalb erschienen, wurden präsentirt und nachlässig beäugelt — nicht ohne einige Ironie, denn ein so ungleiches Paar — halt! dort kommt ein bildschöner junger Mann. Ihm ist von der Wirthin eine herrliche Attrape bereitet: er findet hier seine Eltern, und auch diese waren nicht auf ihn vorbereitet, sonst hätte unmöglich die junge Stiefmama ihre Farbe so überrascht wechseln können, wie mehrere Damen bemerkten. Ei, ei! — Die Gesellschaft fand sich durch

dies Intermezzo wunderbar den narkotiſchen Einflüſſen, welche Thee und Converſation hier ausübten, entriſſen.

Auch Norbert hatte, als ſein Auge unvorbereitet beim Eintritt zuerſt dem ſeiner Stiefmutter begegnete, vor Überraſchung die Farbe gewechſelt — koſtbare Entdeckung für die Beobachterinnen. Und gar erſt, als eine feine Kennerin gegen Ende der Soiree unbeſtreitbar die Symptome der intereſſanten — guter Gott! was iſt es doch mit unſerm Rufe, daß er ſich gar nicht ſchirmen kann, zerpflückt und zerzauſt zu werden, verurtheilt nach fremden, ſchlechten Spiegelbildern, vernichtet ohne Schuld! Hier ſtand nun eine junge, wehrloſe Frau, unglücklich gefeſſelt, wie es ſchien, den Ausdruck kaum überſtandener Krankheit im ſchönen bleichen Antlitz und auf den Schein der ungleichen Ehe und eines natürlicherweiſe unbefriedigten Herzens, auf ein flüchtiges Erröthen, wurde ſie des ſtrafbarſten Verhältniſſes beſchuldigt! Es beſtätigten die Damen, welche ſolche Andeutungen gern als Gemeingut unter ſich behandeln, nur zu ſehr, daß ſich das Paar abſichtlich vermied. Nur ein Paar eiskalte Floskeln der Höflichkeit hatten ſie gewechſelt. O damit konnten ſie wohl draußen in ihren Bergen die Beſchränktheit der Nachbarn täuſchen — hier kamen ſie damit nicht durch, hier hatte man Scharfblick, Erfahrung! „Der arme, gute Alte!“ hörte man ſagen, und wie ein Raketenſtock ſchoß Frau Hohlbrand in die Höhe, als endlich auch an ſie die zarte Inſinuation gelangte. Was? Dieſer primitive Charakter, welcher in ihren Salons erſt das Terrain gewinnen ſollte, ſich zu ſeiner ganzen Herrlichkeit zu entfalten, welchen ſie, Mélanie de Termignon, erſt erziehen wollte, er war von dieſer Coquette bereits in Beſchlag genommen? Sie war gerichtet, alles In-

tereſſe, welches die Wirthin ihr, als einer Landsmännin bisher geweiht hatte, war in den Staub geſunken — es handelte ſich jetzt nur darum, den edlen Jüngling aus den Netzen der Syrene zu retten, dem trefflichen Greiſe die Augen zu öffnen. „Voyons!“ ſagte die Tochter des Marquis und ſetzte ihr ſcharfes Auge bereits, wie einen Bohrer, an, um die rechte Stelle zu ſuchen, wo ſie dem armen Weibe an das Leben kommen konnte.

Bei den Männern fand ſie dagegen ungetheilte Bewunderung. Sie war fremd und ſehr ſtill, ſonſt aber ein Prachtweib, ein wahres Modell! Das künſtleriſche Urtheil darüber hatte ſich auch bei Laien durch die kürzlich ſtattgefundene Ausſtellung lebender Bilder eines wandernden Profeſſors ſehr ausgebildet. Baron Flor verließ ſchändlich ſeine Fahne und ging über; ſtatt ſeiner kam, nach glücklich ausgehaltener Quarantaine, Conſtancens Bruder zu ihrem Tiſche, aber nur, um ſich an ihrer Gemüthsbewegung zu weiden, der Herzloſe! Dieſe galt aber nicht dem abtrünnigen Bräutigam, auf ihn konnte ſie nicht eiferſüchtig ſein.

Der Präſident wanderte mit dem Berghauptmann in dem Hauptgange des Gartens auf und ab, im eifrigen Geſpräche. Daß es ihn betraf, wußte Norbert, er hatte aber Seelenkraft genug, mit der Frau vom Hauſe eine Unterhaltung zu führen, in welcher vielleicht grade ſeine geiſtige Spannung ihn ſo lebhaft werden ließ, daß es, verbunden mit ſeinem überaus wohlklingenden Organe, die Damen allmälig ganz für ihn einnahm: obgleich Manche behaupteten, er ſei entweder in einer erzwungenen oder durch die Gegenwart ſeiner Geliebten — electriſch erhöhten Stimmung. Gleichviel! Er war bildſchön und intereſſant.

Fernande, welche auf der andern Seite neben der Frau vom Hause saß, blickte zuweilen unter ihren langen, meist gesenkten Wimpern nach dem Gatten, wenn er ihr näher kam; auf einem dieser Aufblicke begegnete ihr Auge dem ihres Stiefsohnes und sie erbebte bis in den Grund ihres Herzens. Eine Angst kam über sie, als werde der nächste Moment ihr Schicksal unrettbar entscheiden; durch die aufgeregten Nerven, an denen sie Jahrelang schon litt, rieselte es wie von tausend drückenden und rollenden Quecksilberkörnlein, die sich Bahn brachen, das entsetzliche Gefühl der Beängstigung, als ob von Außen her eine Mauer stählerner Schilde enger und enger sich schließend auf sie andränge, um sie zu ersticken, kam plötzlich, wie sie es schon oft in letzter Zeit empfunden hatte, über sie — die Sinne drohten ihr zu schwinden, sie hielt sich mit Riesenanstrengung aufrecht, aber ihr Auge flog in unsäglicher Angst umher und blieb endlich, halb unbewußt, mit dem Ausdrucke des schmerzlichsten Flehens auf Norbert's Auge haften, dem es zum zweiten Male begegnete. Er nahte ihr rasch — wollte fragen, was ihr fehle, denn sie erblaßte eben wie zum Tode, da sank sie in sich zusammen und wäre, von einem allgemeinen Aufschrei der erschrockenen Damen begleitet, ohne eine Hülfsleistung von ihrem Sessel zu Boden gefallen, wenn nicht Norbert schnell sich zu ihr geneigt und sie mit seinem Arme gehalten hätte. In demselben Momente aber, als Alles in Aufruhr gerieth und ihr Gatte herbeieilte, kam sie wieder zu sich. Als habe sie eine Schlange berührt, hob sie sich abweisend aus Norberts Arm, und mit einem stolzen Lächeln, während ihr blaues Auge funkelnd über den ganzen Kreis ihrer Umgebung streifte, bat sie die Gesellschaft um Verzeihung,

daß ſie nicht Kraft genug beſeſſen habe, das kleine Übelbefinden, Folge der großen Hitze des Tages, zu beherrſchen, es ſei nun aber Alles vorüber und ſie danke für die Theilnahme.

„Siehſt Du, Conſtance!“ ſagte Philipp zu ſeiner Schweſter halblaut. „Da kannſt Du etwas lernen. Das heißt Comödie ſpielen.“ Es mochte vielleicht das allgemeine Urtheil ſein.

Norbert war in einer Unruhe, die ihn für den Reſt des Abends nicht verließ. Feſter, als je, fühlte er aber ſeinen Entſchluß wurzeln, die acht Tage zwar, wie er dem Präſidenten verſprochen hatte, zu warten, dann aber ſich durch Nichts abhalten zu laſſen, nach der nordiſchen Mark des deutſchen Landes zu ziehen, und im Kampfe ſich eine Zukunft zu erobern.

„Begleiteſt Du uns, mein Sohn?“ fragte der Berghauptmann. „Ich war ſchon in Deiner Wohnung, fand Dich aber nicht zu Hauſe. Jedenfalls,“ ſetzte er hinzu, als Norbert einen leiſen Einwand that, „jedenfalls erwarte mich morgen ganz früh bei Dir!“

8.

„Mich hätteſt Du heirathen ſollen. Du hätteſt mich nicht ſo ſchnöde zurückſtoßen ſollen vor zehn Jahren. Mit mir wärſt Du glücklich geworden — o lache nur nicht ſo bitter! Wenigſtens wärſt Du nicht entwürdigt!“

„Entwürdigt?“ rief Fernande mit zorniger Heftigkeit.

„Still! Nennſt Du es anders, wenn Du in Deiner Jugend und Schönheit einem Greiſe angekuppelt biſt, nur um einer phantaſtiſchen Idee willen, von Kriegskameradſchaft Deines Vaters, von Bemuttern ſeiner verlaſſenen Waiſen und dergleichen? Die kleinen Würmer, denen Du eine Mutter ſein ſollteſt, ſind darüber geſtorben und Du haſt nur noch einen Sohn de gros calibre, o was für einen Sohn!

„Victor!“ rief Fernande außer ſich. „Warum biſt Du wieder gekommen? Was willſt Du?“

„Dich überzeugen, daß Deines Bleibens hier nicht iſt! Ich bin noch immer Dein Getreuer, ich biete Dir ein Loos an meiner Seite, wie Dein unabhängiger Charakter es nur verlangt, Du wirſt frei ſein in jeder Hinſicht! — Nicht einmal Deine Liebe fordere ich — o nein, Du haſt Dich mir zu ſehr verrathen, als daß ich vor der Hand darauf rechnen könnte, aber ſie wird ſich finden, glaube mir. Ich entreiße Dich einem namenloſen Elende, wenn Du mir folgſt, es naht mit unabwendbaren Schritten!“

„Ehrloſigkeit bieteſt Du mir? — Du weißt nicht —“ und ſie kämpfte mit ihrer Schamhaftigkeit, ob ſie ihm von ihrer Mutterhoffnung ſagen ſolle, was in dieſem Momente faſt ſchon auf ihre Lippe trat, doch ſchwieg ſie.

„Ich weiß Alles!“ ſagte er dreiſt, ohne ſie zu errathen. „Du gehſt von hinnen und erfährſt nie, was die Zurückbleibenden über Dich urtheilen! — Wenn Du bleibſt, hülfloſes Weib, ohne Stab und Hort —“

„Den hab' ich!“ rief ſie mit leuchtenden Augen. Er warf einen ſpöttiſchen und doch ſcheuen Blick nach dem heiligen

Crucifix, das er mit einigem Mißvergnügen im Zimmer wahrgenommen hatte, doch erheiterte sich seine Miene, als sie, die Hand auf ihre stolzgewölbte Brust legend, fortfuhr: „Hier lebt der Geist und die Kraft, allen Stürmen zu trotzen und ich trotze auch Dir, Victor! Entferne Dich!"

„Wenn dieser Talisman nicht mehr ausreicht, wirst Du nach mir seufzen," sagte er aufstehend. „Ich werde Dir aber für alle Fälle meine Adresse hinterlassen — rufe mich, dann bin ich bei Dir. Hier habe ich sie Dir aufgezeichnet: eine kleine Überraschung für Dich, ein guter Abgang für mich. A revoir!" Er warf ihr eine Brieftasche auf den Tisch — wie? Die verlorne, vielbesprochene — ihr Eigenthum, ein theures Erbstück von ihrer Mutter, dessen Erwähnung vor Gericht sie wie eine Entweihung ihres Allerheiligsten vernommen hatte! Erblassend griff sie danach, Cerisolles' kurzes Lachen tönte noch in ihr Ohr, dann war er verschwunden.

Sie riß das seidene Band auf, sie suchte die Stelle: „Am 25. Juni 1840" — es war ihr Hochzeitstag gewesen, da hatte sie selbst mit der festen Handschrift, deren Züge ihrem Charakter entsprachen, hineingeschrieben, was ihres Herzens Gelübde war: „Treu bis zum Tode!" und nun: zehn Jahre darauf? An demselben Tage, der sie mahnte, wie sie dies Gelübde gehalten? In dem Gedankenspiele, das sie den Spruch verwandeln ließ, wie wir ihn gesehen haben, dachte sie nicht, daß ihr an demselben Abende der Tod so nahe treten würde — und heut sehnte sie sich, daß die Kugel sie nicht blos gestreift haben möchte. Aber traf sie denn ein Vorwurf? Hatte sie nicht mit aller Kraft gekämpft und kämpfte sie nicht noch jetzt, zu *vernichten*, was ihr Gefahr drohte? Ja, in diesem Momente der Qual, wo

ſie noch bebte, welche Schmach ihr der Elende, der mehr als einmal verſucht hatte, ſie in ſeine abenteuernde Kometenbahn zu reißen, ſo eben zu bieten gewagt, in dieſem Momente fand ſie auch die Kraft, ſich von dem Liebſten zu trennen, das ſie hatte, dem Kleinod, das ihr Wonne und Schmerz bis zum Wahnſinn bereitete — und ſie riß geſchäftig die geheime Feder an ihrem Toilettenkäſtchen auf — halt! der Tritt ihres Gemahls! Ein Blick in den Spiegel, ein tiefer Athemzug gab ihr die Herrſchaft über ſich ſelbſt zurück.

Der Berghauptmann erſchien ungewöhnlich ernſt, ſein Blick fiel beim Eintritt mit einem Ausdrucke auf Fernanden, daß ſie unwillkührlich erbebte. Es lag in dieſem Blicke eine Trauer, eine tiefe Wehmuth. Und der Kuß, den er auf ihre Stirn drückte: Sander kam von ſeinem Sohne! Jetzt mußte ſie handeln —

„Du haſt den Präſidenten geſprochen?“ begann ſie. „Ich leſe in Deinem Blicke, daß Du Alles weißt.“

„Wahrhaftig, Fernande, vor Deinem Blicke mag ſich Jeder in Acht nehmen, Du kannſt in der Seele leſen“ —

„So weißt Du nun, was ich Dir nicht ſagen durfte, was Du mir, als ich im erſten Schmerz meiner Wunde ſprechen wollte, ſelbſt verboten haſt. Es iſt mir jetzt ſo lieb, daß ich geſchwiegen habe — und bei Deinem Leben bitte ich Dich, Sander, laß den Unglücklichen nicht verfolgen, laß ihn ſcheiden in Frieden, raube ihm nicht um meinetwillen Deinen väterlichen Segen — bedenke, er geht vielleicht dem Tode entgegen!“

„Mein Gott, Fernande! Was ſprichſt Du da! Sprichſt Du von dem Buben, der —“

„O nenne ihn anders, er verdient dieſen Namen nicht.

Ich trage die Schuld, ich habe ihn gereizt, mich zwiſchen ihn und Dich gedrängt: er iſt Dein Sohn!"

„Frau, biſt Du wahnſinnig!" rief der Greis beſtürzt. — Sie faßte ſeine Hand und küßte ſie heftig. „Welche ſchauerliche Bethörung iſt über Dich gekommen? Mein Sohn — was hat der mit dem Schurken zu thun, der endlich durch die Bemühungen treuer Männer entdeckt worden iſt?"

Sie fuhr auf, ſie ſtarrte den Gemahl an. „Wie?!" rief ſie mit ſtockendem Athem. „Sprich!"

„Der Gruſch, den wir entlaſſen — Du entſinnſt Dich des ſchielenden Trunkenbolds?"

Verächtlich rief Fernande: „Der? Und welche Motive, welche Beweiſe?"

„Es iſt dem alten Kette gelungen, ihn zu einem halben Geſtändniß zu bringen, als er ſich in ſeinem wüſten Zuſtande einmal faſt verrathen hatte. Nach ſeiner Ausſage will er nur einen Schreck beabſichtigt haben, uns zu ängſtigen, nicht zu beſchädigen: er habe weitab nach der entgegengeſetzten Wand gezielt, ſonſt könne er ja — ſeine Schußfertigkeit ſei bekannt — nicht gefehlt haben. Das Unglück habe gewollt, daß Du grade am Pfeiler ihm in die Schußlinie getreten, als er losgedrückt. —"

„Und das Alles weißt Du vom Präſidenten?" fragte Fernande, welche in ihren Stuhl geſunken war.

„Ja. Erkläre mir nur, wie auch Du zu dem entſetzlichen Verdacht gekommen biſt?" fragte der Gatte.

„Auch ich?" rief ſie mit neuer Energie. „So haben noch Mehrere ihn gehegt — und der Gruſch iſt am Ende doch nur ein Strohmann, der ihn retten ſoll, der vorgeſchoben und

dann heimlich befreit wird — wie der in Lyon, der nach Amerika geschafft wurde."

„Fernande!" sagte der Berghauptmann sehr ernst. „Diese Unversöhnlichkeit artet in eine wahre Verfolgungswuth aus. Ich will Dir sagen, was unter den Forstleuten einen Verdacht erregt hat — den sie nicht ausgesprochen haben, kein Einziger von ihnen — lerne diese einfachen Menschen achten! Im Gestein hatte einer der Burschen ein Doppelzeug gefunden und es dem alten Kette gebracht, den Tag nach dem Absuchen, wo Flor die Brieftasche, welche einigen Aufschluß geben sollte, verloren hatte. Kette aber verbot Allen, eine Angabe zu machen, bis es ihm gelungen wäre, etwas mehr zu ermitteln. Wußtest Du um diesen Umstand?"

„Nein. Was hat das für eine Bewandtniß?"

„So bitte ich Dich, Fernande, mir Deinen Grund zu sagen, aus welchem Du Norbert einer so fluchwürdigen That fähig hältst. Die Leute fanden sein Gewehr und nahmen Anstand, ihn auf diese Thatsache hin zu beschuldigen — Dein Grund muß also viel schwerer wiegen."

„Ich glaube — sein Gesicht erkannt zu haben — vor dem Fenster," stammelte Fernande.

„Du glaubst es nur? Warst Du fest davon überzeugt? Oder spiegelte Dir nur Deine Abneigung ein Trugbild vor? Antworte mir, Fernande, was hätte Norbert bewegen können zu einem Morde — bedenke, armes Weib, welche schreckliche Wege Du in diesem unnatürlichen Hasse wandelst!"

„Sein Haß! Sein Haß! O Dein klares, schönes Gemüth hat keine Ahnung, wozu eine heftige Leidenschaft führen kann, — doch die Acten sagen, daß ein Andrer aus rohem

Muthwillen sich nur einen schlechten Scherz mit mir erlaubt hat, so muß mir denn freilich ein Trugbild erschienen sein. Denn beschwören kann ich, ihn dort gesehen zu haben."

„Das war, Fernande, als er uns bewachte! — Deine Erinnerung hat sich durch die Krankheit verwirrt, so daß Du die Zeit verwechselst. Besinne Dich doch, Norbert war, ohne daß wir es wußten, fast täglich in unsrer Nähe, um einen neuen Anfall zu hindern und den Thäter zu fangen."

„Ach ja, die dramatische Scene mit Baron Flor! — Aber sein Gewehr, wie ist sein Gewehr in die Hände des Grusch gekommen? Gestohlen, natürlich! Alles löset sich natürlich auf."

„Wüßtest Du, was in diesem Augenblicke für eine neue, von der Verworfenheit selbst geborne Anklage — eine anonyme! — mir in die Hand gespielt worden ist! Vielleicht würde Dein Gefühl eine andere Wendung nehmen. Doch nein, Du armes Weib! ich will Deinen reinen Sinn damit nicht trüben."

„Anonym? Auch gegen — ihn — gerichtet?" rief Fernande lebhaft.

„Ja!" antwortete der Gemahl etwas zögernd, denn die Anklage, wir errathen sie, denn wir haben ihre Entstehung im Garten der Frau Hohlbrand belauscht! war nicht blos gegen Norbert, sondern mehr noch gegen ein anderes Haupt gerichtet, gegen Fernande selbst. Fernande hatte viel Einfluß auf ihren Gatten, wie ihn gewöhnlich jüngere Frauen über sehr alte Ehegenossen gewinnen, sie hatte ihn vermocht, sich von seinem Sohne zu trennen, welcher den Hausfrieden störe, sie konnte mehr bei ihm durchsetzen, als er selbst ahnte, aber

auf klar gefaßte Entschlüsse erstreckte sich ihre Gewalt nicht. Wenn der Berghauptmann aus wahrer Liebe dem jungen Weibe, das sich ihm geweiht hatte, auch alle Wünsche erfüllte, die er mit ihrem Glück in Einklang bringen konnte, so war er doch nie unmännlich schwach gegen sie und seit sie in frühern Jahren einmal an seinem festen Willen gescheitert war, hütete sich ihr Stolz vor einer zweiten Demüthigung. So ließ sie auch heut, nach einem flüchtigen Versuche, die Natur jener anonymen Anklage zu erfahren, die Sache fallen.

„Gewiß, wir wollen es ruhen lassen!“ sagte der Gatte, indem er Fernanden herzlich küßte. „Wo ich Vertrauen habe, ist es durch Nichts zu erschüttern!“ Sie bezog das auf Norbert und fand darin einen Vorwurf gegen sich selbst, welche das Vertrauen des Vaters zum Sohne zu erschüttern gesucht. Hätte sie geahnt, daß des Gemahls Rede ihr galt, daß sie es war, die man auf die schändlichste Weise verdächtigt hatte!

„Norbert ist entschlossen, in nächster Woche nach Holstein zu gehen und Kriegsdienste zu nehmen,“ fuhr der Vater nach einer Weile fort. „Ich kann das von meinem Standpunkte aus nicht billigen, doch die Jugend scheint heut zu Tage gegen das Alter stets Recht zu behalten. Kann sein, daß wir uns überlebt haben, mit all unsern Institutionen, bei denen es doch ganz leidlich in der Welt ging, kann sein, daß wir nicht mehr zeitgemäß sind und zu befangen, um die neue Ordnung der Dinge nach ihren Vorzügen zu begreifen — indessen ich sehe eben nicht viel von diesen Vorzügen und dies Reislaufen, wie es für jede Sache von ihren Liebhabern heut geschieht, — ich meine, dies Volontiren oder drücke ich mich noch nicht deutlich aus, Kind?“

„Ich verstehe Dich vollkommen, Du willst sagen: das Freischaarenwesen!“

„In seinem Berufe bleibe Jeder — Norbert hat sich nicht dem Kriegerstande gewidmet und wenn jener unglückliche Krieg zu Ende ist, was dann?“

„Bist Du nicht auch einst aus Deinem Bergamte fortgegangen 1813 nach Breslau und hast mit meinem Vater die Waffen ergriffen?“

„O, vergleiche nicht jene Zeit, die herrlichste unsers Vaterlandes, mit der von heute! Damals eine reine Begeisterung, das Volk wie Ein Mann auf des Königs Ruf, ein heller und allmächtig daher brausender Strom, von Deutschlands Ostmark herüber bis zu den Gauen, die uns der Feind entrissen hatte — das war wieder ein Moment wie aus Germania's starker Vorzeit, wo viele Stämme, frei zwar und keiner dem andern unterthan, aber einig waren. Eins Fürsten und Volk für deutscher Nation Herrlichkeit unter dem Reichsbanner, das dem Kaiser, als dem ersten Herrn im Abendlande, siegreich in allen Landen wehte. Jetzt — der Strom kam von westwärts, und ein Grauen ist es, in seine aus allen Tiefen des Abscheus aufgewählten Elemente zu sehen — was hat er uns gebracht? Elend, und ein Verderben, tiefer als jede Kriegsnoth, denn diese zwei Jahre haben unser Volk entsittlicht, mehr entsittlicht, als das ganze Voltairesche Zeitalter, aus dem uns erst die Befreiungskriege wieder zu Gott dem Herrn geführt hatten!“

So mächtig aufgeregt hatte Fernande ihren Gemahl noch nicht gesehen, sie blickte ihm verstummt und ernst nach, als er das Zimmer verließ. Sein Auge streifte, vielleicht von seinen

letzten Worten gelenkt, das Crucifix, das in norddeutschen Landen ein auffallender Gast im Logirzimmer eines Hôtels ist: es war aber von einer vorigen Bewohnerin hier vergessen worden und wartete der Reclamation. Fernande, obwohl katholisch, hatte es bis jetzt kaum bemerkt. —

Als sie eine Weile für sich allein geblieben war, fand sie eine gewisse Ruhe, so daß sie nun überschaute, wie sich Alles gestalten werde. Cerisolles war von ihr mit seinem verächtlichen Antrage zurückgewiesen worden, Norbert verließ die Heimath und ging in einen blutigen Kampf, wo er sein Leben lassen konnte — sie selbst blickte mit jenen trüben Gedanken, welche immerdar sich an die Erwartung eines süßen Mutterglückes knüpfen, in ihre eigne Zukunft. Doch war sie resignirt. Wenn ihr der Winter ein kaltes Grab öffnete, so schloß sich über ihr Alles, und ihr Herz war auf ewig gestillt — wenn sie aber leben sollte und ein Kind auf ihrem Schooße ihr eine neue Welt von Wonne und Weh eröffnete, o dann war sie gegen alle Kämpfe gestählt, dann hatte sie ein Pfand, das diese Kämpfe ewig fern halten würde, ja, sie war dann gerettet und konnte wieder lächeln, ohne sich dazu zu zwingen. Und in dieser gewissen Aussicht des Friedens — mochte es im Tode oder im Leben sein — ging sie mit Festigkeit daran, den Entschluß auszuführen, woran sie durch den Eintritt ihres Gemahls verhindert worden war.

Sie öffnete das verborgene Fach ihrer Toilette, und nahm ein Etui heraus. Es war ein Portrait in Kreidezeichnung von ihrer eignen Hand, man sah, daß sie es mit Liebe gezeichnet hatte, es war geistvoll aufgefaßt, wunderschön bis in das Kleinste ausgeführt. Kein Auge hatte es je erblickt, als nur

das ihrige ganz allein, sie hatte es eifersüchtig gehütet, wie einen Hort des Glückes. Und wie sie nun im Begriff stand, das theure Bild zu vernichten, überkam sie plötzlich mit Allgewalt das Gefühl ihres verarmten Lebens — ihr Herz schwoll auf, als wolle es brechen, Thränen entstürzten dieſem stolzen Auge, das Vertrauen auf die eigene Kraft war in dieſem Momente dahin! Kaum wiſſend, was sie that, drückte sie das Bild an ihr Herz, an ihre Lippen — o wenn es ihr vergönnt geweſen wäre, dem Gefühle, das sie, ſeitdem es in ihr aufgewacht war, bekämpft hatte und das nur um ſo entſetzlicher erſtarkt war, ſich hinzugeben, wenn sie Ihn kennen gelernt hätte, als sie noch frei war! Der einzige Schild, hinter welchem sie ſich noch zu decken gewußt, der Haß, der in dieſen furchtbaren Seelenkämpfen oft zur Wahrheit wurde, um dann wieder der tiefſten Zerknirſchung zu weichen, drohte in den Staub zu ſinken — und sie konnte ſich noch nicht entſchließen, das Bild mit dem ſcharfen Stahl, den sie ſchon ergriffen hatte, zu zerſchneiden. Säume nicht, Fernande! Denke, wie Dein Blut Dir den ſchmerzenden Kopf übermannen kann; wenn Du erliegſt der Ohnmacht, welche ſchon in Deinem Blick ſich verkündigt und sie Dich finden, Unglückliche, die Du ſchon dem entehrendſten Verdachte Preis gegeben biſt, wenn sie Dich finden mit dem Bildniſſe in der verkrampften Hand! Zu ſpät! Sie ſank zurück — nun gebe Gott dem edlen Greiſe die Kraft, ſein Vertrauen zu bewahren!

9.

Der Monat Auguſt war gekommen; die ſchönen, ſonnigen Tage dauerten fort, als ſolle dieſer Sommer für die feuchten und kalten vergangenen Jahre, als ſolle die reichſpendende Natur entſchädigen für den Mißwachs im Gebiete der höchſten Intereſſen. Äußerlich ſchien ſich die Hauptſtadt auch wenig um dieſen zu kümmern. Die öffentlichen Gärten mit ihren täglichen Koncerten waren überfüllt; Sommertheater ein halbes Dutzend, ſogar eine Oper im Freien mit ganz hübſchen Leiſtungen, im königlichen Opernhauſe die erſte tragiſche Künſtlerin Europa's: die Rachel — draußen die glänzendſte Truppenſchau, dem ruhmgekrönten Haynau zu Ehren, deſſen Soldatenantlitz mit dem ſtarken, ſtraffen Schnurrbart den Stammgäſten der „ewigen Lampe" nicht zuſagen wollte, überall Vergnügen: und die Zeitungen doch wieder ein bischen intereſſant! Wie man im vorigen Jahre die Operationen in Ungarn nicht „begriffen," ſo begriff man jetzt wieder nicht, warum auf dem Schleswigſchen Kriegstheater Dies und Jenes nicht geſchah — es iſt eine wahre Freude, dieſe Conditoreikritik mit anzuhören, wo Jeder den Krieg verſteht, natürlich! Und erſt die Journale!

Baron Flor ſpielte dabei eine große Rolle, auch ſein Schwager Philipp brachte Operationspläne an die Börſe, als habe er ſein Geſchäft auch auf ſtrategiſche Artikel erweitert.

Allabendlich war im ſandigen Garten der Dame Hohlbrand ein Cirkel, der zum Verdruß der Wirthin nur von Krieg und Politik ſprach und alle andern Intereſſen, ſelbſt die Damen, links liegen ließ. Wie Flor im Anfang der Flitterwochen ſeine junge Frau — Conſtance war es jetzt! — ſchon ſo ſtark vernachläſſigen konnte, verdiente die ernſteſte Erwägung. Aber Conſtance ſchien auch in den Strudel hineingeriſſen: ſie las jetzt die Nachrichten aus Schleswig mit einer Ungeduld, welche die Mutter nur tadelnd bemerkte. „Wir wiſſen, warum? Nicht wahr, Conſtance?“ ſagte Philipp mit boshaftem Geſicht. Und indem er noch ein viel malitiöſeres Lächeln mit einem Seitenblicke auf ſeine Mama annahm, ſah er Conſtancen über die Schulter in die Hamburger Börſennachrichten. Auf einmal rief er: „Was? Tödtlich bleſſirt? Der junge Sander?“

Frau Hohlbrand ſtieß einen Ruf des Antheils aus und griff haſtig nach der Zeitung. Sie war ganz ſtarräugig geworden. Wie ein Kobold lachte der Sohn: „Verzeihung! Es war nur ein Irrthum, der Name täuſchte mich wegen ſeiner Ähnlichkeit, es iſt aber, wie ich nun ſehe, Schmidt oder Schulz — ein S. wenigſtens.“

„Ein ſehr ungezogener Spaß!“ ſagte die Mama böſe.

„Welches Glück dieſer Sander hat! Und ſonderbar, daß er ſich auch mehr für Frauen intereſſirt, als für irgend ein Mädchen!“

„Sonderbar?“ entgegnete die Mutter. „Das finde ich gar nicht. — Aber, mein Gott!“ Sie blickte nach dem Eingange, als ſähe ſie einen Geiſt, Aller Augen folgten ihr. Gewiß hätte die Erſcheinung eines Geiſtes kaum mehr Staunen erregen können, als die des Herrn Hohlbrand in dem Abend-

cirkel seiner Gemahlin. Er fühlte selbst, daß er nicht in seinem Rechte sei und nahte mit vielen Bücklingen und einer unglaublichen Verlegenheit. „Hoffe, allerseits nicht zu stören! Allein aber — liebes Kind, ich habe mit dem Baron zu sprechen; pressante Angelegenheit, Herr Sohn!“ Beide gingen ein wenig abseit und man sah, daß der alte Herr aus seiner Tasche ein zusammengelegtes Papier zog. Sollte Flor Schulden haben? blitzte es durch Philipps Geist — die Mutter dachte an frühere Engagements, der jungen Frau war es herzlich gleichgültig. Von den Gästen fühlte sich Einer berufen, des guten Tones wegen ein anderes Gespräch einzuleiten.

„Ist dieser Sander ein Sohn des Berghauptmanns?“ — Mehrere bejahten. — „Er läßt sich scheiden.“ — „Bitte um Verzeihung, sie hat darauf angetragen, ich weiß es ganz gewiß, mein Vetter ist Decernent über Ehescheidungssachen.“ — „Aber meine Herren und Damen,“ sagte Philipp, „sie kann ja nicht geschieden werden, sie ist katholisch!“ — „Was ist denn eigentlich vorgefallen?“ fragte eine Neugierige die Frau vom Hause. Kein Mensch hätte bessere Auskunft darüber geben können, aber sie zog es vor zu schweigen und nur durch ein bedeutsames Achselzucken ihr Eingeweihtsein ahnen zu lassen. Länger in die Höhe zu wachsen schien sie jetzt, als sie wahrnahm, daß Baron Flor von der Lectüre des Briefes offenbar betreten war und sein Blick, gleichsam Beistand suchend, zu ihr herüber streifte. Ihr Gatte hatte beide Hände vor sich auf den Stock gestützt und sah den Schwiegersohn erwartungsvoll an. Dieser nahm ihn beim Arme und wollte mit ihm, nur von Weitem die Damen grüßend, den Garten verlassen.

„Mon ami!“ rief die Frau vom Hause mit dem süßesten Ton ihrer Stimme, aber einem sehr verdächtigen Blinzeln.

Auf diesen Ruf war der alte Herr zu wohl dressirt, um den Gehorsam zu versagen, er kam.

„Aber wollt Ihr uns denn vor Neugier sterben lassen? De grâce, mon ami!“

„Es ist schon abgemacht, liebes Kind,“ sagte der Gatte kleinlaut. „Ging nur unsern guten Sohn an.“

„Kein Billet-doux, Mama!“ versicherte der Baron — „übrigens: was giebt's denn hier so Hochgefährliches! sag ich mit dem alten Dessauer. Was mich persönlich angeht — ist meine Sache!“ Das war der erste Schritt zur Emancipation von der Sippschaft, mannhafter Freiherr! Stolz verließ er, den seufzenden Hausherrn mit sich schleppend, den Garten und schüttelte an dessen Schwelle den Staub von seinen Füßen, als habe er ihn zum letzten Male besucht.

„Verzeihen Sie nur, Herr Sohn!“ bat Hohlbrand wiederholt. „Ich hatte die Addresse nicht angesehen, dachte ganz bestimmt, das Schreiben sei an mich und las und las, ohne ein Wort zu verstehen, als daß ich diesen Augenblick in dringendster Angelegenheit nach der Stadt Rom kommen soll —“

„Lassen Sie nur gut sein, es hat Nichts zu sagen — natürlich verstehen Sie den Brief und müssen auch die Ausfälle darin durchaus in einem andern Sinne nehmen, gleichsam hyperbolisch!“

„So wünsche ich gute Geschäfte! — Und geben Sie bald Aviso — verstehen Sie?“ Er zeigte mit überfallendem Daumen nach dem Garten zurück. „Es könnte sonst bös Wetter geben.“

Der Baron empfahl sich sehr vornehm und eilte nach dem genannten Hôtel, von der peinlichsten Spannung getrieben. „No. 6 zu Hause?“ fragte er den Portier. Dessen phlegmatischer Blick nach den Schlüsseln und noch gleichmüthigeres Ja! brachte ihn zur Verzweiflung. Er stieg die Treppe hinan — stark, wie er war, mußte er mehrmals Athem schöpfen, oder versetzte ihm das böse Gewissen die Luft? Hätte er wenigstens seine Bundesgenossin als Reserve bei sich gehabt!

Er klopfte an. „Herein!“ — Diese Stimme hatte er nicht erwartet, eine ganz andere Rechenschaft glaubte er hier geben zu müssen, als die ihm der Mann abfordern konnte, zu welchem er jetzt in das Zimmer trat. Um so dreister überschritt er die Schwelle und stand vor Cerisolles, der ihn mit seinen kleinen, blitzenden Augen maß, indem er ihm eine frostige Verbeugung machte. Wie kam der Mann wieder hieher?

„Sie sind mir eine Erklärung schuldig, mein Herr!“ sagte der Savoyarde.

„Ich stehe zu Diensten,“ erwiederte Flor in demselben Tone.

„Sie haben zu Protokoll gegeben und zwar vor wenigen Tagen in einer zweiten nachträglichen Verhandlung, daß ich eine gewisse Brieftasche, welche auf die Entdeckung eines angeblichen Verbrechens Einfluß haben sollte, Ihnen entwendet!“

„Pardon, das ist mein Ausdruck nicht gewesen,“ versetzte Flor kalt.

„Aber der Sinn!“ rief Cerisolles. „Sie werden widerrufen oder beweisen und mir überdem die Satisfaction eines Cavaliers geben!“

„Letztere mit Freuden,“ entgegnete Flor, in all' seinen Dimensionen wachsend. „Beweisen kann ich durch die Aussa-

gen mehrerer Personen, daß Ihnen das Portefeuille zugestellt worden ist —"

„Diese Aussagen werd' ich erwarten — auch Ihre Bestimmung über Zeit und Ort unsers Rencontres! Ich bin hier fremd und konnte Ihnen keine dritte Person senden, darum lud ich Sie zu einer Erklärung ein."

„In sehr beleidigenden Ausdrücken!" sagte Flor.

„Die kommen mit auf unsere Abrechnung!" erwiederte Cerisolles. „Ich bitte nur, bald, denn ich habe nothwendige Geschäfte, die mich auch von meiner beabsichtigten Reise zurückgehalten haben. Der Gemahl meiner Cousine ist gefährlich erkrankt, wer sorgt für sie, wenn nicht ihr nächster Verwandter?"

Dem dicken Baron ging ein schwerer Neid, wie ein Wurm, durch das Herz, daß er nicht die Sorge für die schöne Wittwe in spe übernehmen konnte. „Wir könnten gleich diesen Augenblick —?" fragte er. „Ich will für zwei Secundanten sorgen."

„Es war noch eine andere Angelegenheit, bei welcher ich Sie betheiligt glaube!" entgegnete Cerisolles. „Was ist zwischen dem Sander'schen Ehepaare vorgefallen?"

„Mein Herr, wie soll ich darüber Rechenschaft geben können," sagte Flor gereizter, als vorher.

„Doch! Ich bin genau orientirt. Eine Denunciation —"

„Herr!" fuhr der Baron auf. „Glauben Sie, daß ich —?"

„Ei, ei! Welche Unvorsichtigkeit!" sagte Cerisolles kalt lächelnd. „Nun, ich bin discret in Dingen, welche die Ehre berühren. Sie wissen, wo meine Cousine sich aufhält? Ich habe gehört, daß Sie ihr einen Besuch gemacht haben." — Flor starrte ihn betroffen an und fühlte eine wahre Sehnsucht, diese satirisch lächelnde Physiognomie unter dem schwarzen

Haarkranze erst vor der Pistolenmündung zu haben. Er gab ihm eine stolze Antwort, welche den erwähnten Besuch zweifelhaft ließ, und bestand darauf, morgen früh Punkt sechs Uhr an einer genau bezeichneten Stelle die geforderte Satisfaction zu geben. Cerisolles wußte nun genug und hielt ihn nicht länger zurück. „Du bist ein kluges Mädel," sagte er dann zu der Dienerin seiner Cousine, welche gleich nach Flor's Abgang mit neuern Nachrichten bei ihm erschien. „Fahre fort, mein Kind, hier ist etwas auf Abschlag — rechne auf eine große Belohnung, wenn Deine Frau sich entschließt."

So war Fernande in guten Händen. Sie hatte sich aber bereits entschlossen, wenn schon nicht zu dem, was Cerisolles wünschte. Und als er noch an demselben Abende zu ihr kam, fand er sie kalt und klar zum Verzweifeln — dies Marmorbild war nicht mehr zu erwärmen. Er verhehlte ihr nicht, daß er um Alles wisse, er berührte schonungslos ihre Wunde — sie blieb so bleich und unbewegt als zuvor, hier gab es nichts mehr zu bekämpfen. Ihr Geheimniß war dem Gatten nicht mehr fremd, seit ihre Schwäche im entscheidendsten Momente, als sie sich auf ewig von dem Bilde trennen wollte, sie dem Verrathe der hinzugekommenen Magd Preis gegeben hatte; des Greises Großmuth, welche sie schonen wollte, machte sie schaudern — in seiner ersten Aufwallung, ihr dennoch sein volles Vertrauen zu beweisen, hatte er ihr sogar das entsetzliche Billet gezeigt, das jetzt durch den Vorfall mit dem Bilde, über welchem sie ohnmächtig geworden, eine zu furchtbare Bestätigung erhalten hatte! Diese Aufwallung bereute er dann selbst schwer, bei ruhigem Blute hätte er es nie gethan. Aber es war nicht mehr zurückzukaufen und Fernande sah sich

gerichtet, all' ihre Kämpfe, ihr namenloſes Ringen mit der Leidenſchaft hatten ſie doch nur bis zu dieſem Punkte geführt. Sie wollte nun verbannt von des Gatten Seite bleiben — er hatte bisher Alles umſonſt verſucht, ſie mit zur Heimkehr nach dem Falkenhofe zu bewegen und jetzt, ſie wußte es noch nicht, lag er dort gefährlich krank. Ceriſolles, welcher es durch ſeine erkaufte Helferin erfahren hatte, hütete ſich auch ſehr, dieſe Nachricht ihr mitzutheilen.

Der Falkenhof lag in ſeiner ſchönen Umgebung ſo friedlich, wie immer, die Bäume ſtrotzten von Laub, die Wieſe von würzigen Kräutern, der Wildbach nur war von der Hitze faſt ausgetrocknet, wie jugendlicher Ungeſtüm im Sommer des Lebens verſiecht. Im Krankenzimmer ſtanden die Fenſter offen — ſchreckliches Wahrzeichen! „Nein, nein! ich habe ihn ja geſtern noch geſprochen, junger Herr, er beſſert ſich!"

„Mein alter gute Kette! So ſchnell und ſo traurig hätte ich nicht geglaubt, zurückgerufen zu werden!"

„Nun, Sie haben eine tüchtige Bataille mitgemacht — und hier wird auch Alles gut ſtehen. Der Gruſch ſitzt. Wir ſchämen uns Alle, junger Herr — aber von wegen der böſen Stiefmutter — deſperat, wie ein junger Menſch iſt — nun gehen Sie mit Gott in's Haus, Sie werden ihn beſſer finden!"

Norbert war von ſeines Vaters ſchwerer Krankheit benachrichtigt worden — der Greis wünſchte ſehnlichſt ihn noch einmal zu ſprechen, und der Oberfeldherr hatte ſelbſt den Volontair, den keine Verpflichtung band, gedrängt, ſeine Heimath auf kurze Zeit zu beſuchen, da ein Hauptſchlag vor der Hand nicht zu erwarten ſtand. „Biſt Du es, mein Sohn?" rief der

Kranke mit heller Freude, und Norbert ſank an ſeine Bruſt. O daß dieſer Klang der Stimme die Geneſung verkündigen möchte!

Sie ſprachen Viel und Norbert wollte es endlich nicht mehr dulden, daß der Vater ſich anſtrenge. Aber dem lag ja noch das Schwerſte auf dem Herzen. „Du mußt mir noch eine Beruhigung geben!“ begann er. „Ich kann jetzt nicht künſtlich forſchen und fragen. Vermiſſeſt Du meine Frau nicht?“

„Kette ſagte mir nur, daß ſie noch in der Stadt geblieben iſt.“

„Norbert — Du ſollſt mir ſagen, ob Du wirklich ſie nicht lieb haſt!“

„O, Vater, glaube nicht, daß ich einen Widerwillen gegen ſie habe. Sie war nur ſtets ungerecht, feindſelig gegen mich, wir haben — es iſt ſehr Unrecht von mir! — mehrmals heftige Scenen gehabt, denn ſie verfolgte mich mit ihrem Haß — verzeihe, mein Vater, ich ſehe, wie ſehr es Dich angreift. Laß uns abbrechen. Ich betheure Dir, daß ich nicht mit Widerwillen an ſie denke.“

„Mein Sohn“ — ſagte der Greis und erhob ſich, auf den Ellnbogen geſtützt — „Du haſt noch kein weibliches Weſen geliebt? Sage mir offen und ehrlich, iſt Dein Herz bis jetzt ganz unberührt geblieben von Frauenſchönheit?“

„Ja, Vater!“ antwortete Norbert, nicht ohne Verwunderung, welcher Ideengang ſeinen Vater leite. „Ich habe bis jetzt kein Mädchen kennen gelernt, das einen beſondern Eindruck auf mich gemacht hätte!“

„Auch keine Frau?“ fragte der Greis.

„Nun, Vater, ich hoffe, Du denkst beſſer von meiner Selbſtachtung," ſagte Norbert ernſt.

„O, o, dem Herzen, wie willſt Du gebieten! Niederkämpfen kannſt Du es, aber nicht hindern, daß ſein Gefühl erwacht."

„Es kann ſein, ich weiß das nicht. Mein Herz, das ſchwör' ich Dir, iſt in ſolcher Beziehung noch nicht erwacht. — Auch will ich mein Leben noch nicht in einen engen häuslichen Kreis bannen — ſobald ich Dich auf dem Wege der Geneſung weiß, wie ich zu Gott hoffe, kehre ich zurück, wo es vielleicht bald zu einer Entſcheidung kommt. Falle dieſe aus, wie ſie wolle und mag ich dann Soldat bleiben oder in meine früher gewählte Laufbahn treten, Kämpfe giebt es hier und dort, aber Dein Sohn wird ſtets auf der Seite ſtehen, wo ihn Dein Segen begleitet!"

Der Greis hatte ſich ſtill zurückgelegt und die Hände gefaltet, er ſchien zu beten. Noch an demſelben Vormittage ging ein Bote zu Thal, mit Briefen, von denen der Berghauptmann zwei geſchrieben hatte: er war entſchieden auf der vollen Bahn der Geneſung, die Freude hatte ihn gekräftigt.

Zwei Tage vergingen ſo, am dritten ſaß der Berghauptmann ſchon in ſeinem Lehnſeſſel am Fenſter, war aber ſehr unruhig und blickte ſtets nach der Schlucht, von wo der Fahrweg heraufkam. „Endlich!" rief er, als ſich dort zwei Pferdeköpfe zeigten. Es war aber nicht der erwartete Wagen, ſondern der eines bekannten Fuhrherrn aus dem nächſten Städtchen, welcher den Aſſeſſor des Gerichts brachte, der ſchon früher hier geweſen war. Er kam, Frau von Sander über die bewußte Brieftaſche zu vernehmen, welche der Angeklagte,

Gruſch, aus ihrem Zimmer, wie er geſtanden, in der Hoffnung Geld oder Geldeswerth darin zu finden, an demſelben Abende geſtohlen, wo er auch das Doppelgewehr des jungen Herrn entwendet hatte: bei ſeiner Bekanntſchaft und der allgemeinen Sorgloſigkeit im Hauſe ein Leichtes.

„Ich denke, meine Frau ſoll noch heut kommen," ſagte der Berghauptmann. „Wollen Sie das abwarten?"

„Geſtern iſt mir noch eine amtliche Mittheilung geworden, welche mich befähigt, nun alle Perſonen, die in der fraglichen Sache zeugen müſſen, zuſammen zu haben," äußerte der Aſſeſſor. „Sie wiſſen noch, der fremde Herr, der den hübſchen Witz mit dem ledernen Zeitalter machte — unſere Zeit aber, wo ſo viel paſſirt, eine lederne zu nennen!" —

„Ceriſolles? Iſt er wieder hier?" rief Norbert heftig, und ſein Auge fiel beſorgt auf den Vater.

„Man hat ihn auf eine Reclamation der franzöſiſchen Regierung verhaftet. Er ſoll in die großartige Beraubung eines Lyoner Hauſes verwickelt — oder vielmehr, er ſelbſt als der Schuldige ermittelt ſein!" —

„Gerechter Gott!" rief Norbert ergriffen. „Endlich doch! Wo hat man ihn verhaftet?"

„Eigner Fall, mein Onkel, der Präſident, ſchreibt es mir privatim. Er hatte ein Duell provocirt und wurde auf dem Wege dahin zufällig erkannt und feſtgenommen. Mein Onkel ſelbſt war Tags zuvor mit ihm auf ſonderbare Weiſe zuſammen getroffen: eine Dame — die er übrigens nicht nennt — die Frau eines intimen Freundes, die er beſuchen wollte, hatte dieſen Ceriſolles, der ihr Vetter iſt, in demſelben Moment, wo mein Onkel eintrat, mit großer Entrüſtung einen

Lügner genannt, worauf er, da hier kein glattes Einlenken möglich war, sich eilfertig entfernt hatte. Die Dame war in heftigster Bewegung gewesen, hatte aber meinem Onkel trotz seiner Bitten nichts vertraut, sondern nur mit einer ihn ergreifenden Resignation nach einem Crucifix gezeigt, das im Zimmer gestanden."

Der Berghauptmann blickte vor sich nieder. Norbert winkte dem Assessor und dieser empfahl sich bald, um den Kranken nicht weiter aufzuregen.

Cerisolles bei Fernanden! Und sie — gegen ihn empört! In Norberts Geiste kämpften all' die Zweifel wieder, welche eine frühere nichtswürdig hingeworfene Insinuation des Savoyarden in ihm erregt, welche durch eine gewisse Mittheilung, die er zuerst dem alten Kette verdankte, furchtbar von Neuem aufgeschreckt worden waren. Aber Lug und Trug sein ganzes System — unmöglich konnte die schändliche, halbdurchsichtige Leichtfertigkeit, die er einst nur hatte ahnen lassen, mehr sein, als ehrlose Lüge! Welchen Schild hat die edelste Frau gegen lügenhafte Frivolität, die sich ihrer Gunst rühmt?

Während er mit innigem Mitleid an Fernanden dachte und ihr im Geiste abbat, was nur zu sehr beigetragen hatte, sein Verhältniß zu ihr zu vergiften — stand sie plötzlich vor ihm. Sie war zu Fuß den nähern Pfad heraufgekommen und unbemerkt eingetreten. Er blickte hell und freudig auf — sie kam ihm entgegen, schöner als er sie je gesehen hatte, aber bleich wie Alabaster und nur im leuchtenden dunkelblauen Auge noch reiches Leben. „Norbert!" sagte sie mit einem wei-

chen, rührenden Tone, den er noch nie von ihr vernommen hatte, und reichte ihm die Hand.

„Fernande!“ sprach hinter Beiden der Vater und trat tief bewegt näher. „Den Kuß der Versöhnung! Heilig, wie diese Stunde!“ Kein Rosenlicht schimmerte durch Fernandens blasse Wangen, aber die Wimper und die Lippe zuckte, als sie dem Stiefsohne den Kuß bot, zum Pfande, daß Alles besiegt sei, was zwischen ihnen den unnatürlichen Haß geboren hatte. Mit wessen Hülfe dieser Sieg errungen? O dann müßten wir der Frau folgen in ihr stilles Kämmerlein, wo sie sich endlich demüthigen gelernt hat und bekennen, daß eig'ne Kraft nicht ausreicht in den Stürmen des Lebens, daß es aber einen Hort giebt, der nimmer zu Schanden werden läßt, den der ihn sucht und all' seine Sorge auf Ihn wirft.

In den bekannten Kreisen, welche einen Blick in Sander's Häuslichkeit gethan zu haben glaubten und daher, mit einiger Nächstenhülfe, auf einen Scandal gehofft hatten, machte das Ausbleiben desselben Aufsehen.

„Was sagen Sie dazu?“ rief Frau Hohlbrand. „Alles in Wohlgefallen! Man möchte mit Beranger singen: Qu'en dites-vous, ma voisine? Qu'en dites-vous, mon voisin?“

„Ich antworte Ihnen mit einem größern Dichter, Heinsius glaub ich:

Des Lebens Unverstand mit Wehmuth zu genießen,
Ist Tugend und Begriff.

So sprach Baron Flor, welcher aus Gründen der Nützlichkeit noch immer nicht mit der Sippschaft gebrochen hatte.

„Und Norbert iſt wieder in Schleswig?“ fragte Conſtance, die grade am Flügel ſaß. Philipp näherte ſich ihr mit einer boshaften Antwort, ſie aber ſchlug heftig den Grundaccord zur Melodie der letzten Roſe an und ging dann, alle Züge in Bewegung ſetzend, in das rauſchende Tongemälde einer Schlacht über, ſo gewaltig, daß ſelbſt die Spaziergänger auf der Straße ſtaunend nach den offenen Fenſtern blickten, aus welchen dieſer tumultuariſche Strom hervorbrach.

Der Philhellene.

Eine Erzählung

von

Heinrich Pröhle.

(Bruchstück aus einem im nächsten Jahre erscheinenden Romane.)

In der zum Dom hinaufführenden „Burgstraße" der alten Stadt *** steht eine Reihe alter, grauer Häuser, die halb wie Pfarrhäuser halb wie gewöhnliche Bürgerhäuser aussehen. Große Höfe und Gärten dehnen sich hinter ihnen aus bis an die verfallenden, mit Kastanien bepflanzten grünen Wälle der Stadt. Sie heißen Curien, sind an stille Miether verpachtet und nur in einem einzigen wohnt noch jetzt ein alter Domherr, dessen Collegen auf dem Lande bei adligen Familien auf ihren Gütern zerstreut leben.

Gerade in dieser Curie ist es um die Zeit, mit der wir unsre Erzählung beginnen, sehr lebhaft. Freilich nur in der Gesindestube; aber dort sitzt Hochwürden, der zugleich der Patron der Domschule ist, nicht allein mit seinem ganzen Hausstande, welcher sich um die Gegend des Ofens zusammengekauert hat, sondern auch umgeben von mehreren wohlbestallten Primanern, mit denen er Karten spielt. Ein Napf mit einigen Überresten von Kartoffeln und eine kleinere Schüssel mit Gräten und Heringsköpfen deuten auf die gemeinsame Mahlzeit, die Hochwürden mit seinen jungen Freunden und Gästen eingenommen hat. Hinter dem Ofen dagegen wird noch zu Abend gespeist von der alten schwerhörigen Magd und

dem ebenfalls alten und ſchwerhörigen Diener, der in beſſern Zeiten auf dem Gute des Domherrn einen flinken Leibjäger vorgeſtellt hat, jetzt aber hier nur noch das Gnadenbrod ißt, das er zuweilen in größter Einmüthigkeit mit ſeinem Herrn aus einer und derſelben Schüſſel verzehrt. Eine volle, robuſte Vierzigerin mit bloßen Armen, mächtigem Buſen und rundem Geſicht, ſo recht was man in der Gegend eine „Perßon“ nennt, ißt mit den beiden zu Abend. Sie iſt eine Bäuerin, die ſich mit den Jahren nur wenig nach den Bürgerfrauen in der Stadt gebildet hat und wenn ſie den Mund öffnet, ſo klingt ihre Sprache rauh und polternd.

Dieſe „Perßon“ iſt die Freundin des bejahrten kleinen, magern Domherrn, in deſſen runzligem Geſichte ſeine ariſtokratiſche Züge durchaus nicht zu verkennen ſind und den ſie trotz einer langjährigen vertrauten Freundſchaft noch immer niemals anders als „Hochwerden“ nennt. Er wohnte früher, obgleich ſchon damals gerade mit der ihm zugefallenen geiſtlichen Pfründe das Patronat und die Beaufſichtigung des Domgymnaſiums verbunden war, gleich den übrigen Domherren meilenweit von der Stadt entfernt auf ſeinem Gute und war mit einer Dame verheirathet, die gleich ihm ihr Geſchlecht vom älteſten Adel ableitete. Nachdem ſie ihm zwei Söhne geboren, verliebte er ſich in eine friſche Bauerndirne, die ihn ſo zu feſſeln verſtand, daß er mit ihr in der Mühle ihres Vetters oft ganze Nachmittage lang ſich verſteckt hielt, während er ſeiner Gemahlin ſagte, daß er den Edelleuten der Umgegend auf ihren Ritterſitzen Beſuche abſtatte, von deren Frauen er ihr auch ſtets die höflichſten und gemeſſenſten Grüße heimbrachte. Eines Tages, als er wiederum verreiſt war, kam eine überaus

wichtige Nachricht von dem Domcapitel an, und seine Gemahlin versäumte nicht, ihn sogleich auf dem benachbarten Edelsitze suchen zu lassen, von dem er ihr am fleißigsten Grüße brachte. Allein sie erhielt die Nachricht zurück, daß er sich bereits seit Jahr und Tag hier nicht mehr habe blicken lassen. Inzwischen hatten die Boten des Capitels bereits seine Spur aufgefunden und zogen den Domherrn über und über bestäubt aus der klappernden Mühle hervor, die etwas abseits vom Dorfe lag und in deren länglichem kühlen Hausflur, durch den der Mühlbach hindurchfloß, der Jäger auf den Brettern ganz vergnügt auf und abging und sein Pfeifchen schmauchte, während das Roß seines Herrn aus der Krippe des Müllers seinen Hafer fraß. Die Ehe des Domherrn und seiner stolzen Gemahlin war von nun an im Wesentlichen schon gelöst; doch verließ sie ihn erst als ihre Tochter sich mit einem Gardeofficier in Berlin verheirathete, wohin sie diese, obgleich die Ehe auch jetzt nicht gerichtlich gelöst wurde, begleitete.

Mary, *) die Bauerndirne zog nun zu dem Domherrn auf das Schloß und versuchte, ihm die Wirthschaft zu führen. Sie hatte ein Paar starke Arme um selbst zu arbeiten, was sie in Küche und Milchkammer auch redlich that; wenn es aber an's Commandiren ging, so wollte auf ihre bald wie ein Gewitter über den Hof hinbrausenden, bald wie der Laut einer Pickelflöte darüber hinpfeifenden Stimme Niemand hören, denn Knecht und Magd erinnerten sich noch sehr gut, wie sie mit ihr zur Schule gegangen waren. Sie beklagte sich nun zwar schroff gegen „Hochwerden" darüber; allein dieser konnte oder

*) Sprich: Máry (Marie).

wollte hier auch nicht durchgreifen. So ging die Wirthschaft mehr und mehr zurück, ein Bürgerlicher kaufte endlich das Gut und Hochwürden fand eine Zufluchtstätte in der alten Curie, welche gastlich in der Stadt bereit stand, um ihn und seine Bäuerin mit ihren derben Jungen aufzunehmen, wenngleich der Baumeister des Hauses einst schwerlich an solche Bewohner desselben gedacht hatte. Die Bäuerin hatte Hochwürden bereits nämlich ein paar Knaben geboren. Mary, die sich noch immer fast ganz bäurisch trug, sah die kleinen Domherren, die ein paar muntre Buben waren, mit innigem Vergnügen heranwachsen, und unter dem Schutze von Hochwürdens phlegmatischem Wohlwollen, und der bei Mary wie bei allen nicht allein kräftigen, sondern sogar rohen Frauennaturen wahrhaft leidenschaftlichen, löwenhaften Mutterliebe, machten sie sich alle die Privilegien in reichem Maße zu Nutze, die sich an die leeren Curien knüpften und die in der That mit frischen Kräften weit besser genossen werden konnten als von alten abgelebten Domherren, wenn diese auch sämmtlich zugegen gewesen wären. Sobald sie, Nachmittags aus der Schule heimkehrend, ihre Bücher zu Hause niedergelegt hatten, sah man sie auch schon mit Büchse und Jagdtasche auf die reiche dem Domstifte gehörende Jagd besonders in ein dicht vor der Stadt dem Anfange einer reizenden Gegend, der Aue, gelegenes Fasanenwäldchen hinausziehen. Während nun so die Söhne der Bäuerin auf ihre Art sehr wohl gedeihen konnten und der Jüngste derselben wegen seiner körperlichen Gewandtheit schon früh im Scherz von seinen Mitschülern den Namen des Tausendkünstlers erhielt, verkümmerten allmälig zwei rechtmäßige Söhne des Domherrn. Einer von ihnen

hatte sich der Landwirthschaft gewidmet und nahm das alte Stammgut seiner Familie von dem jetzigen bürgerlichen Besitzer desselben in Pacht; der andre begann die Rechte zu studiren, gerieth aber bald auf mannichfache Abwege und war, da er trotz seiner Jugend bereits daran verzweifelte in seinem Vaterlande noch zu einer geordneten Existenz zu gelangen, nach Griechenland gezogen, um den Freiheitskrieg mitzumachen. Von dort in den traurigsten Verhältnissen zurückgekehrt, lebte er verkommen und verachtet gleichsam in der Verbannung in einem benachbarten thüringischen Städtchen von einem äußerst geringen Jahrgehalte, das seine Mutter ihm dort auszahlen ließ. Unter dem Namen des Philhellenen, den er auch im Hause des Domherrn führte — wo Mary niemals ohne die heftigsten Wuthausbrüche von ihm reden konnte, denn sie behauptete, er habe ihren Söhnen den Tod geschworen — war er dort und in der ganzen Umgegend bekannt.

Der Tausendkünstler war jetzt bereits ein „lust'ger Mediciner", der eben die Universitätsferien in der alten Curie verlebte. Er kehrte von der Jagd im Fasanenwäldchen und der Aue dahin zurück, als der Domherr noch mit den Schülern Karten spielte. Mit der Mütze auf dem Kopfe trat er in's Zimmer, schlug die Thüre hinter sich zu, grüßte weder seine Eltern noch sonst Jemand anders als durch ein kurzes, flüchtiges Nicken mit dem Kopfe, befahl aber seinem Jagdhunde sogleich mit lauter schreiender Stimme sich niederzulegen. Der Jäger verstärkte diesen Befehl durch ein beredtes Locken hinter dem Ofen hervor. Der Jagdhund aber zog es vor sich zwischen beiden Füßen des Domherrn hindurch unter den kleinen aus Tannenholz gefertigten und mit gewöhnlichem Cinghan-

zeug überzogenen Sopha zu ſchieben, auf dem Hochwürden ſaß und das dieſen, wie er gern erzählte, einſt als Studenten auf die Univerſität begleitet hatte. Dieſer ließ es geduldig geſchehen, daß der Tauſendkünſtler neben ihm mit den Füßen das Kanapé beſtieg und die Büchſe gerade hinter ſeinem Rücken aufhing. Mary nahm ihrem Lieblinge die gefüllte Jagdtaſche von der Schulter und trug ihm auf einen kleinen Tiſch ein Stück von einem gebratenen Faſanen auf, das ſie für ihn zurückgeſtellt hatte und das gegen die frugale Mahlzeit, welche der Domherr mit ſeinen Gäſten und Mary mit dem Geſinde eingenommen hatte, ſehr abſtach. Dazu ſtellte ſie den Reſt einer Flaſche guten Weins, von welchem der Domherr, der ſich Abends mit gewöhnlichem Hausbier begnügte, jeden Morgen trank. Nun ſtand ſie ſelbſt an ſeiner Seite, flüſterte ihm zuweilen etwas zu, worauf er laut und mit abgeriſſenen Sätzen, aber gerade nicht unfreundlich antwortete, ſchenkte ihm von dem Weine ein und gebehrdete ſich ganz wie eine echte Bäuerin, die auf der weiten Welt keine größere Freude hat als ihre Kinder, wenn ſie anfangen — freilich auf Koſten der Eltern — die großen Herren zu ſpielen, daheim im Elternhauſe einmal ſo recht zu bewirthen.

Dies ganze Stillleben wurde aber unterbrochen, als der Domherr und ſeine jungen Freunde zu ſpielen aufhörten und das Geſpräch ſich auf Politik wandte. Hier waren die Meinungen ſehr getheilt. Die Schüler waren ſämmtlich Freigeiſter, der Tauſendkünſtler ſtimmte ihnen bei und Mary ſtellte ſich anfangs ebenfalls auf die Seite der „Kinder," — ſo nannte ſie nämlich Alles was nicht ſeinen eignen Heerd hatte und was ſie daher niemals ohne eine Anwandlung zärtlicher Mutter-

liebe betrachten konnte. Auf der andern Seite ſtand nur der Domherr mit dem Jäger, ſo jedoch, daß der Jäger nur mit offnem Munde daſtand und in einzelnen Ausrufungen und Flüchen ſein Erſtaunen und ſeinen Zorn über die frevelhaften Anſichten der „Kinder“ zu erkennen gab, der Domherr aber ihnen gegenüber durch ſeine Reden nicht ohne Gewandtheit Blondels altes Lied variirte:

O Richard Du mein König,
Die ganze Welt verläßt Dich.

Das Geſpräch hatte ſich noch immer in den Schranken der Mäßigung gehalten, bis der Tauſendkünſtler eine Äußerung, die nach dem Geſetz in der That für hochverrätheriſch hätte gelten müſſen, dazwiſchenwarf. Sein ganzes Weſen hatte von früh auf eine andre Richtung genommen, als daß man ihn etwa hätte einen Freiheitsſchwärmer nennen können; allein ſeine Erziehung hatte ihm ſo wenig Achtung vor dem Domherrn beigebracht, daß ihm ſeinem Vater gegenüber übermüthige und herausfordernde, wenn auch keineswegs perſönlich liebloſe und boshafte Reden ſchon ganz zur Gewohnheit geworden waren.

Der Domherr verſtand als ein ächter Royaliſt in gewiſſen Dingen durchaus keinen Scherz, er erbebte innerlich über die Äußerung, die er ſo eben hatte hören müſſen, es war ihm als wankte der Boden unter ſeinen Füßen und er rief dem Jäger zu:

„Fritz, Fritz — zieh deine Stiefeln an und lauf auf's Rathhaus — die Polizei ſoll kommen, und die Jungen insgeſammt feſtnehmen — ich halt' es nun nicht länger mit ihnen aus — ſie ſind zu allem fähig — o, es entſteht ein

Unglück, ein furchtbares Unglück, wenn Die erst einmal ausstudirt haben!"

„Gleich, gleich, Hochwürden!" rief der alte Jäger. Er setzte die Pantoffeln unter den Ofen und zog wirklich die Stiefeln über seine gichtischen Füße. Dann griff er nach dem Stocke — die Mütze hatte er auch in der Stube gewöhnlich auf dem Kopfe — und hinkte der Thüre zu. Über dem Gekreisch, das Mary erhoben, war der Hund des Tausendkünstlers unter dem Sopha hervorgesprungen, er stand mit einem andern Hunde, der im Begriff war den Jäger auf's Rathhaus zu begleiten, in der Mitte der Stube und beide bellten die verschiedenen politischen Parteien mit furchtbarem Geheul an.

Der Jäger hatte die Thürklinke bereits in der Hand, aber Mary vertrat ihm, der zu ihrer ländlichen Verwandtschaft gehörte nun den Weg und rief: „Vetter, lieber Vetter, Ihr werdet doch die Kinder nicht in's Unglück stürzen wollen?"

Der Jäger blieb stehen und sah auf den Domherrn. Mary benutzte diesen Augenblick, um einen gütlichen Vergleich herbeizuführen. Nicht allein ihren eignen Sohn mußte sie retten, nein, so manches der „Kinder" war ihr als der wahren Patronin der Schule von ehrbaren Pfarrherren und sittsamen Schulmeistersfrauen auf die Seele gebunden worden und sie fühlte eine Höllenpein bei dem Gedanken an die Gefahr, die über ihren Häuptern schwebte. Im bittenden Tone rief sie: „Ja, ja, Hochwerden, die Kinder gehn zu weit, — ach, viel zu weit, aber sie sind von ihren Lehrern verführt, — ja, ja, Hochwerden, da liegt's, da liegt's!"

Hochwürden schien nicht ganz abgeneigt, ihrer Vermuthung seinen Beifall zu schenken und Mary, durch diesen gün-

sigen Erfolg aufgemuntert, wagte es jetzt auf den eigentlichen Streitpunkt selbst einzugehen, um die Fehde zu schlichten. Sie stellte sich mit ihrer Ansicht in das Centrum zwischen Hochwürden und die „Kinder" und machte ziemlich deutlich den Vorschlag, daß die Welt statt bisher von Königen von nun an von Domherren regiert werden solle. Dieser Vorschlag stellte in der That den Frieden wieder her. Der Jäger nickte beifällig mit dem Kopfe und trat von der Thür zurück. Die „Kinder" waren klug und schwiegen, und ihr Schweigen galt für Zustimmung. Hochwürden aber gab ihr lächelnd die Hand und sprach leise:

„Nun, Mary, wenn die Domherren Könige werden, so lasse ich mich noch förmlich scheiden und mache Dich zu meiner Domfrau."

Mary erröthete wie eine junge Braut. Der Domherr zog ihr noch im Altern frisches und blühendes Gesicht zu sich nieder und küßte es. Sie erröthete nun erst recht, denn Mary war nicht gewohnt, sich vor den „Kindern" oder überhaupt vor andern Leuten mit Hochwürden zu küssen, — das gehörte, seit sie in der alten Curie wohnten, nur in's kleine Cabinetchen mit den grünen Vorhängen und den Kupferstichen voller Liebesgötter, welche ihr mit ihren Pfeilen und ihren Flitzbogen immer so sonderbar vorkamen. Sie setzte sich daher auch jetzt ganz verschämt weit weg von Hochwürden in eine entfernte Fensternische, wo die „Kinder" ihr Gesicht nicht sehen konnten.

Der Domherr aber war nun einmal wieder guter Laune. „Was würdest Du thun, Mary" — fragte er sie neckend nach

einer Weile — „wenn ſie Dir Deine Söhne als Demagogen in's Gefängniß ſetzten?“

Die Mutterliebe ſelbſt hätte hierauf keine kräftigere und feurigere Antwort ertheilen können als unſre Bäuerin. Sie ſprach zuerſt:

„Ich würde ſie herauslügen, Hochwerden.“

„Aber wenn das Lügen Dir nichts hülfe, Mary, wenn die Richter nicht darauf hörten?“

„Dann, Hochwerden, ja, dann reiſte ich nach Berlin und thäte einen Fußfall vor der Königin, daß ſie mit dem König ſpräche wegen meiner Kinder!!!!“

„Aber wenn nun die Königin es nicht thäte, Mary...?“

„Ei geht doch, Hochwerden, ſie würde ſchon mit dem König ſprechen.“

„Nun gut, Mary, wenn nun aber der König auf ihre Fürſprache nicht einginge?“

„Er würde es thun, Hochwerden, er würde es thun, wenn ſie es ihm ſagt.... ſonſt, ja ſonſt.... ich lieſe an den Wänden des Gefängniſſes in die Höhe wie eine Katz' und machte ſie ſelber los.“ Sie ſtieß die letzten Worte in ſichtlicher Aufregung, welche in einer lebhaften aber nur ſelten in Thätigkeit geſetzten Einbildungskraft ihren Grund hatte, mit kreiſchender Stimme heraus.

„Es iſt gut, Mary, es iſt gut — Du biſt ein braves Weib“ begütigte der Domherr.

Mary ſaß von nun an ſtill in ihrer Niſche und Hochwürden begann ſich mit ſeinen jungen Freunden Schulgeſchichten zu erzählen, die überhaupt in der alten Curie der gewöhnlichſte Gegenſtand der Unterhaltung waren.

„Weiß denn Niemand“ — fragte Hochwürden — „ob auf der Schule zuweilen noch der abgegangene Schüler Renz ſpukt, oder ob ſein Geiſt ſich ſeit dem Tode des kleinen buckligen Magiſters auch zur Ruhe begeben hat?“

„Man hat ſeitdem nichts mehr von ihm gehört,“ antworteten die Schüler.

„O, um den iſt es ſchade!“ rief Hochwürden lachend und erzählte: „Der Schüler Renz war ein beſonders wilder Burſche, der durch ſeine Schülerſtreiche unſerm grundgelehrten Magiſter das Leben ſehr verleidete, ſo daß ſeine ſpäteren Zöglinge den zuletzt ewig zerſtreuten und gedankenſchwachen Mann mit demſelben ängſtigten, wie mit einem Knecht Ruprecht bis an ſein ſeliges Ende. Er gehörte zu den großen Geiſtern, die, gewöhnlich Söhne von Schenkwirthen und andern Leuten, in deren Hauſe es von Rechtswegen luſtig her geht, ihre Jugend ſchon in Quinta und Quarta austoben, von da aus ſogleich mit einem salto mortale in's Philiſterleben hineinſpringen und oft Weib und Kind haben, wenn ihre Mitſchüler mit dem Ränzel auf dem Rücken der Univerſität zuſteuern. Zur großen Freude ſeines ſchreckhaften Lehrers bewerkſtelligte er endlich ſeinen Rückzug von der Domſchule, nachdem er drei Jahr in der Claſſe des Magiſters geſeſſen, und nichts gelernt hatte. Der abgegangene Schüler Renz wollte nun zwar nach Amerika gehen; ſein Plan zerſchlug ſich indeſſen, er blieb im Lande und nährte ſich redlich. Die Schüler aber machten nun allerlei Spuk, der fortwährend dem abgegangenen Schüler Renz zugeſchrieben wurde. Gewöhnlich ging einer von ihnen hinaus, trat bald darauf aus Leibeskräften von außen gegen die Thüre und lief davon. Wer war's? wer war's? rief der Magiſter.

Der abgegangene Schüler Renz! antwortete der Pflock *), indem er die Thüre öffnete und dem Davoneilenden nachsah. Wie sah er aus? forschte der Magister in großer Aufregung. — Er trug eine blaue Jacke und die Hosen reichen ihm nur bis an die Waden, antwortete der Pflock. — Der böse Bube, er ist's, er ist's! schrie der Magister und auf diesen Ruf stürzte Alles hinaus, um Jagd zu machen auf den abgegangenen Schüler Renz. Der abgegangene Schüler Renz! so lautete das jubelnde Feldgeschrei. Die wilde Jagd ging über den Domplatz, von da auf den Schloßhof und in den Schloßgarten. Nachdem der abgegangene Schüler Renz hier in den schattigen Laubgängen lange hin und her gejagt war, soll er da gewöhnlich im Gebüsch verschwunden sein. Der Magister aber trippelte immer vorsichtig, mit dem Röhrchen in der Hand hinter seinen Zöglingen her, um ihn zu züchtigen sobald sie ihn fingen und ich selbst bin ihm beim Spazierengehn einmal so dort in einem der Gänge begegnet, ohne daß er in seinem Eifer nur Zeit gehabt hätte, den Hut vor mir abzuziehen. Pst, Pst — flüsterte er mir zu, wie auf der Schnepfenjagd — der abgegangene Schüler Renz! — Der war damals bereits verheirathet und hatte zwei Stunden weit von hier auf dem Lande vor Jahr und Tag von seinem Vater die Bewirthschaftung eines Gasthofes übernommen."

Mehrere der Schüler, besonders aber der Tausendkünstler, hatten an diesen originellen Hetzjagden selbst in ihren Kinderjahren noch Theil genommen und wußten noch Näheres da-

*) Der letzte Schüler, der an der Thür sitzt und den Thürhüter spielen muß.

von zu erzählen. Alsdann wandte sich das Gespräch auf ein anderes, jüngeres Erlebniß, dessen Erinnerung den Schülern allen gemeinsam und in das selbst der Domherr und Mary verwickelt war. Wenn nämlich die Zeit herannahte, wo die Schüler, welche sich zum Abgange auf die Universität rüsteten, ihr Examen bestehen sollten, mußten Hochwürden zuvor die Aufgaben zur Billigung zugesandt werden, welche ihnen bei der Prüfung gestellt werden sollten. Sie lagen dann einige Tage in einem verschlossenen Wandschranke in der alten Curie. Nun war Mary, die Alles, was den Schülern von ihren Lehrern Unangenehmes widerfahren konnte, nur aus dem Gesichtspunkte der Mutterliebe betrachtete, eine erklärte Feindin aller Relegationen und Carcerstrafen, sie gerieth in Wuth bei dem bloßen Gedanken an den unglücklichen Ausgang eines Examens, und war der Ansicht, daß alle derartigen Dinge nur von schlechten und verderbten Menschen ausgesonnen seien, um braven Müttern Kummer zu bereiten. Sie versäumte daher auch niemals, insgeheim nach Anleitung des Tausendkünstlers, wenn auch in sehr fehlerhafter Schreibart von diesen Aufgaben Abschrift zu nehmen und diese den „Kindern" zuzustecken. Es war dies bald an allen Orten weit und breit in den Schulen bekannt geworden, und wo ein Schüler nichts Rechtes gelernt hatte, kam er gewiß, wenn die Zeit der Prüfung herannahte, um an Ort und Stelle Mary's Geheimmittel für Gelehrsamkeit zu erproben. Besonders strömte unter diesen Umständen aus der Ferne die Jugend des hohen Adels sehr zahlreich herbei, welche Mary mit Stolz zum Spiel bei Hochwürden kommen sah, wie es ihr denn überhaupt nicht wenig schmeichelte, die Kinder so vieler „guter Eltern" in der

alten Curie aus und eingehn zu ſehen. Hoch und Niedrig fand ſich an den langen Winterabenden in der Geſindeſtube ein, wo dann während des Schafskopf- und Dominoſpiels das Wohl der Schule eifrig berathen wurde.

Als endlich der Rector den viele Jahre lang ausgeübten Betrug und die Quelle des Zuſtrömens ſo vieler fremder Schüler entdeckte, erſchrack der redliche Mann nicht wenig über den Zuſtand ſeiner Schule. Er meinte ſich nun plötzlich von einer Schaar jugendlicher Verbrecher umgeben, und ordnete an, daß jeder Schüler, vom größten bis zum kleinſten, am folgenden Tage einen reinen Bogen Papier mitbringen und darauf eine Beichte ablegen ſolle, über Alles was er von ſich ſelbſt, von ſeinen Mitſchülern und ſogar von ſeinen Lehrern, kurz von der ganzen Schule — nur der Domherr und Mary waren durch ein ſtillſchweigendes Übereinkommen von der Generalbeichte ausgeſchloſſen — Schlimmes zu bekennen wiſſe.

Seit dieſer Zeit war ein Jahr verfloſſen, es waren längſt Vorkehrungen getroffen, welche Mary's Geheimmittel gegen den Mangel an Gelehrſamkeit, ihr Recept auf die ſchnellſte Weiſe von der Welt Student zu werden, das ſchon ſo manchem lebensluſtigen jungen Manne die beſten Dienſte gethan, plötzlich unwirkſam gemacht hatten. Hochwürden aber hatte erſt jetzt allmälig wieder den nöthigen Humor geſammelt, um mit Ruhe über eine Angelegenheit zu reden, die ihn faſt ſeine Pfründe gekoſtet hätte, und es verlangte ihn heute von ſeinen jungen Freunden über die große Generalbeichte Näheres zu vernehmen.

„O" — rief Auguſt, einer der Jünglinge, der vor wenigen Tagen ohne Mary's Geheimmittel die Prüfung beſtanden, bisher in der Geſellſchaft wenig geſprochen und vorhin dem

Kartenſpiele nur zugeſchaut hatte — „o, dieſe Beichte brachte Sünden an den Tag, von denen ſich die Schulweisheit unſeres ehrlichen Rectors nichts hatte träumen laſſen. Denn wie wir nun Alle daſaßen, Groß und Klein, im Betſaale der Schule, jeder vor ſeinem weißen Bogen Papier und beichteten, da brachten grade die allerunſchuldigſten und kleinſten Scholaren urplötzlich heraus, daß ſie ganz erſchreckliche Sünder ſeien, ſie hatten ihren Müttern Äpfel, Birnen, Kirſchen und allerlei Eingemachtes weggenaſcht! Kurz, ſie hatten Beichten abzuſtatten wie Felix im Wilhelm Meiſter, und dabei liefen ihnen die hellen Zähren von den Backen herunter und ihr Bogen reichte nicht aus, um ihr Sündenbekenntniß aufzunehmen. Doch kamen auch recht luſtige Geſchichten von aufgeweckten Scholaren vor. Einzelne Bekenntniſſe von Vergehen, die als beſonders ſchwer erſchienen, wurden vom Rector öffentlich vorgeleſen und gerade eins von dieſen diente dazu, die gedrückten Lebensgeiſter wieder anzufriſchen. Ein Tertianer hatte ſich auf einer kleinen Reiſe in der einſam im Felde liegenden Breuhahnſchenke gütlich gethan und, da die Zeche den Betrag ſeiner Kaſſe überſtieg, dem Wirth ſeine Uhr zum Pfande zurückgelaſſen, der ſich aber ſpäter weigerte, ſie gegen Zahlung der Schuld herauszugeben. Von ſeinem Vater bereits wiederholt nach der Uhr befragt, verabredet er ſich mit zweien ſeiner Klaſſengenoſſen, ſo daß beide ſich zu dem Wirthe begeben, ſich ihm als eine Gerichtsperſon und deren Schreiber vorſtellen und ihn in der That zur Herausgabe der Uhr bewegen, nachdem ſie ihm zuvor durch die Aufnahme eines Protokolls den Muth gebrochen. Das Protokoll und die Uhr in der Taſche kehrten ſie jubelnd heim, um an dem großen

Beichttage auch ein ſchwachmüthiges Bekenntniß abzulegen. Hin und wieder aber klang daſſelbe unwillkürlich wie Ironie und ſelbſt der Rector konnte ſich während der Vorleſung zuletzt eines Lächelns nicht erwehren, denn es mochte ihm auch die Betrachtung einfallen, wie wenig Weisheit und noch weniger corpus, verbunden mit einem abgetragenen Confirmationsfrack, ſchon ausreiche, um die Göttin mit der Wage und den verbundenen Augen in dieſem irdiſchen Jammerthale zu repräſentiren."

„Wie Du doch ſo ſarkaſtiſch zu reden weißt, Auguſt!" ſprach der Domherr. „Gelt, Du biſt der ſchlimmſte Demagoge von allen, die hier im Hauſe verſammelt ſind? — ſtille Waſſer ſind tief. Aber ſage mir, iſt es wahr, daß Du dem Rector einen weißen Bogen Papier eingereicht und allein Dich geweigert haſt, Beichte abzulegen?"

Der Angeredete erröthete leicht; lachend nahm einer der übrigen Schüler für ihn das Wort:

„Ja, ja, Hochwürden, ihm ſteckten die burſchenſchaftlichen Ideen ſchon im Kopfe. Er erklärte dem Rector, von ſeinen eigenen Sünden wolle ihm leider augenblicklich keine einfallen, und Andre zu denunciren ſei er nicht aufgelegt, weil er kein Polizeiſpion ſei. Der Rector erſchrak anfangs über dieſen Trotz und drohte ihm mit dem Carcer. Als er aber auf ſeiner Weigerung beharrte, betrachtete er ihn mit Erſtaunen, ſprach ihn feierlich von der Beichte los und erklärte: das ſei doch noch ein Charakter. Seitdem, wenn er bei der Erklärung von Cicero's Officien, ein zweiter Jeremias, ſeine großartigen Klagegeſänge anſtimmte, welche der Menſchheit, wenn ſie ſie gehört hätte, würden durch Mark und Bein ge-

gangen ſein und zum Schluß mit einer nach ſo viel Ernſt oft faſt komiſchen Wendung die Schuld der Welt auf die blonden Häupter ſeiner Primaner wälzte; wenn er uns, vor Verdruß, weil wir den Idealen, die er aus der Weltgeſchichte in ſein Bewußtſein aufgenommen hatte, nicht entſprachen, mit dem Namen einer beſonders unentwickelten Fiſchart, die ihm in ſeiner Jugend einmal aufgefallen ſein mußte, „Kaulpatten“ ſchimpfte, dann nahm er Auguſt ausdrücklich aus; wenn er im Begriff war, ſich die Haare auszuraufen, weil wir nicht lauter Helden des Plutarch waren, dann warf er doch auf ihn noch einen zufriednen Seitenblick.“

Jetzt öffnete ſich die Thüre und ein Mädchen von ſchlichtem Ausſehen und keineswegs auffallender Schönheit trat ins Zimmer. Es war ein Bürgermädchen aus der Vorſtadt, das ein hübſches Vermögen beſaß und ſchon vor Jahr und Tag, als der Tauſendkünſtler noch die Schule beſuchte, mit dieſem verlobt war, zur großen Freude des Domherrn und Mary's, welche dadurch ihrem Sohne gleichſam eine, wenn auch beſcheidene und reinbürgerliche, doch feſte und reguläre Stellung in der Geſellſchaft geſichert ſahen, deren Mangel namentlich der Domherr doch zuweilen fühlen mochte, wenn er gähnend auf dem kleinen Sopha in der Geſindeſtube ſaß und mit den Schülern Karten ſpielte.

Das Mädchen legte ihren Mantel ab und hing ihn ſorgfältig an der Wand auf. Sie hatte den Tauſendkünſtler, den ſie unausſprechlich liebte, von der Jagd heimkehren ſehen, als er vor dem Hauſe ihres Vaters in der Vorſtadt vorbeiging, und kam nun ihn zu beſuchen, wie ſie jeden Abend that, wenn er ſich in ſeinem Elternhauſe befand. Mary nahm einen

Leuchter von einem Gestell, zündete ihn an und leuchtete mit mütterlichem Behagen zu einem Alleinsein den Beiden hinüber in eins der mit Teppichen belegten, fast unbenutzten Prachtzimmer, an denen die alte Curie so reich war, wie sie stets zu thun pflegte, wenn die Gesindestube überfüllt war. Sie strich einen feinen weißen Überwurf, der den Staub abzuhalten bestimmt war, von dem Sopha zurück, bevor die Beiden niedersaßen, stellte den Leuchter vor sie hin auf den Tisch, der mit einer bunten, großblumigen gewebten Decke bekleidet war und setzte sich selbst in dem selben Zimmer nieder in eine der Fensternischen. Von hier aus warf die Bäuerin zuweilen einen frohen Blick aus den schweren, bis auf den Boden herabfallenden Vorhängen hervor auf die Beiden, indem sie sich in der Stille ihre Zukunft mit so reinem Himmelblau ausmalte, wie nur die Mutterliebe der Phantasie es herleihen kann.

Der Tausendkünstler schien zuerst des Geflüsters und des Gekoses satt zu werden. Vielleicht war er als lustiger Mediciner in der Universitätsstadt gewöhnt an feurigere Umarmungen als die treuen und herzigen Küsse seines Bürgermädchens aus der Vorstadt. Bald nachdem den Domherrn nicht ohne Geräusch seine jugendliche Gesellschaft verlassen hatte, stand er auf, um, von der Jagd ermüdet, das Lager zu suchen und Mary begleitete freundlich und zärtlich die Braut des Sohnes mit dem schweren Leuchter bis an die Hausthür, die sie hinter ihr verriegelte.

Es war etwa um Mittag am folgenden Tage, als die Perſonenwagen, welche ſonſt täglich in der Frühe des Morgens nach allen Himmelsgegenden aus den Thoren des Städtchens hinausfuhren, alle auf der Chauſſee vor dem Sixtithore in einer Reihe hintereinander ſtanden. An dem erſten dieſer Wagen war ein Perſonenwagen abgebildet, der dem, welchen man in natura vor ſich hatte, bis auf die Peitſche herab auf's Haar glich, nur daß die Pferde auf dem Bilde beſſer genährt waren als in der Wirklichkeit (der Maler knikkerte nämlich mit der Farbe weniger als der Fuhrherr mit dem Hafer, er iſt dafür aber auch als armer Teufel geſtorben, während der Fuhrherr bereits zwei Töchter mit guter Ausſtattung an den Mann gebracht hat); darunter ſtand „Gelegenheit nach .....;" eben ſo gemüthlich trug der zweite Perſonenwagen, der in der Regel mit drei Pferden beſpannt war, ſein dreiſpänniges Conterfei mit ſich in der Welt herum, — darunter ſtand geſchrieben „Gelegenheit nach .....;" und eben ſo der dritte mit der Inſchrift „Gelegenheit nach .....;" aber die ſechs Peitſchen, nämlich die drei gemalten, welche eine entfernte Ähnlichkeit hatten mit drei Regenbogen, und die drei wirklichen in der Hand der Fuhrleute, wieſen heute ſämmtlich nach dem geſegneten Thüringerlande mit ſeinen lieblichen Thälern und Waldgründen, ſeinen behaglichen Menſchen und Städten zu.

Eine bedeutende Anzahl junger Leute, mit langen und kurzen Pfeifen ausgerüſtet, verſchwanden allmälig in den drei geräumigen Wagen. Es waren die Schüler, welche bei der diesmaligen Oſterprüfung für die Univerſität reif erklärt waren und die nun heute mit den noch auf der Schule zurück-

bleibenden Primanern und einigen gerade anwesenden Studenten ein Freudenfest feiern wollten. Im Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren meint man es noch mit der Freude ernsthaft, man macht noch Zurüstungen zu einer rechtschaffenen Lustbarkeit. Deshalb mußten heute für diese Jugend die drei Personenwagen angespannt werden, um sie nach einem drei Stunden entfernten Städtchen, wo man sich ungenirter fühlte, als unter den Augen des Rectors, zu einem Commers hinaus zu fahren, der nach Schülersitte noch während die Mittagssonne am Himmel stand, die bereits recht feurig hernieder-brannte, um zwei Uhr Nachmittags begonnen werden sollte.

Nachdem die Mitfahrenden eine Weile durcheinander gerufen und geschrien hatten und während sie eben noch drinnen beschäftigt waren, ihre Pfeifen sämmtlich in Brand zu setzen, zogen die Pferde an, die kleinen zottigen Hunde, von denen jeder Personenwagen ein Exemplar besaß und die auch auf den gemalten Personenwagen neben den Pferden herbellten, bellten, immer in schräger Richtung hart an den Vorderfüßen der trabenden Pferde nebenherspringend, unermüdlich die Klepper an und unter dieser Musik ging's die Straße hinab, wo einmal, während die offiziellen Meilenzeiger von Frankfurt predigen, ein Bruder Studio mit Kreide an einen Kirschbaum geschrieben hatte: „Weg nach Jena." Wer einmal desselben Weges zog, der weiß auch, was diese drei Worte sagen wollen, er vernimmt dabei fröhliche Wanderlieder und das Klappern der hölzernen Bierkrüge, wie man sie hier schon kennt; er sieht eine Reihe stolzer Burgen am Wege stehen und seine Seele hält wieder einmal ihre Einkehr in Dornburg beim „Speciellen" und da sitzt sie so frei, wie Gott sie geschaffen hat, und

stemmt nach Burschensitte die Arme auf den Tisch, an den der schwere Wanderstab, der sie durch's irdische Leben begleitet, gelehnt ist....

Das Ziel unsrer jungen Reisegesellschaft war übrigens schon mit dem nächsten Städtchen erreicht. Als die drei Personenwagen vor demselben über die lange steinerne Strombrücke rollten, sah man auf dem Verdeck des vordersten einen Studenten, von kleiner, aber kräftiger und untersetzter Statur — es war Niemand anders als der Tausendkünstler — mit ausgestrecktem Arm stehend balanciren. Auch als der Wagen dann weiter den kurzen etwas abschüssigen Weg zur Stadt hinabflog, stand er fest auf seinem halsbrecherischen Posten.

In der Stadt war es schon ganz lebhaft, denn es war Sonnabend und man ließ gerade nach thüringischer Sitte ein Wasser in der ganzen ziemlich abschüssigen Stadt herum, das den Zweck hat, die Straßen zu reinigen und von durchreisenden Witzbolden die Stadtpost genannt wird. Daß nun aber auch noch die drei Personenwagen hintereinander in's Thor einfuhren, war ein ganz unerhörtes Ereigniß, da einer allein schon genügte, um die Bewohner des Städtchens an's Fenster zu locken, wie es denn mehrere alleinstehende Frauenspersonen gab, welche sich expreß am Marktplatze eingemiethet hatten, um ihn, sammt der vorbeigehenden Fahrpost, täglich recht in Augenschein nehmen zu können. An den besonders vielen Blumentöpfen, hinter denen diese Damen hervorsahen, waren ihre Fenster kenntlich. Freilich fehlte es in keinem der niederen Fenster an blühenden Topfgewächsen, so wie überhaupt das Grün an den Häusern nicht vermißt wurde; denn an jedem Hause war eine Rebe gezogen, die unmittelbar aus

dem Steinpflaster hervorzuwachsen schien, deren Stamm zu ebner Erde durch ein kleines Stacket vor den auf die Weide vor's Thor hinausziehenden Schafen und Rindern geschützt wurde und sich vor dem ersten und einzigen Stockwerk der kleinen Häuser mit starken Zweigen ausbreitete, so daß von seinen frischen breiten Blättern auch nicht in dem entferntesten Kämmerlein der Busen einer sittsamen Magd unverhüllt blieb, wenn sie in der Frühe des Morgens sich von ihrem keuschen Lager erhob.

Überall sahen heute die Bewohner neugierig hinter ihren Blumentöpfen hervor; die ganze Stadt hatte bereits genug von thüringischer Gemüthlichkeit in sich, um sich herzlich mit den jungen Leuten über ihr glücklich bestandenes Examen zu freuen, was besonders bei den jungen Damen der Fall war. So ruhten Aller Augen mit Wohlgefallen auf dem Zuge, besonders auf dem Tausendkünstler, der auf seinem Personenwagen mit der Pfeife, die er in der ausgestreckten Hand hielt, vor jedem hübschen Gesichte salutirte und unerschütterlich feststand, während die drei Wagen dreimal, von den trabenden Rossen gezogen, um den kleinen Marktplatz herumflogen.

Als nun aber die dritte Umfahrt beendigt war und die drei Personenwagen so eben mit dem von mancherlei unter dem Wagen befestigten eisernen Ketten und andern Zurüstungen herrührenden ihnen eigenthümlichen Geklirre auf eine große Sonne losteuerten, welche mit weit ausgebreiteten Strahlen über dem Thorwege eines Gasthofes hing, in dem bereits vor mehreren Tagen durch eine Deputation Quartier bestellt war, — da ereignete sich etwas, wodurch fast der ganze Festzug gestört worden wäre. Denn zu dem „Tausendkünstler"

herab, der eben wieder vor einer jungen Dame salutirte, rief aus dem Oberstock eines Häuschens eine Stimme im tiefsten Bierbaß:

„O Du Hansnarr! Du Schuft!"

Alles blickte hinauf. Aus einem der kleinen Fenster ragte der Oberkörper eines langen hagern Mannes weit hervor, der aus einer sehr langen Pfeife rauchte und eine kleine griechische Mütze auf dem Haupte trug.

„Der Philhellene! Der Philhellene!" riefen zu gleicher Zeit mehrere Stimmen. Der Friedensstörer aber zog langsam den Kopf aus dem Fenster zurück, die Pfeife ihm nach und schloß das Fenster. Man sah seine ungeheuer lange, hagere Gestalt in dem niederen Zimmer stehen, die buchstäblich bis zur Decke emporragte.

„Er ist der Halbbruder des Tausendkünstlers!" sagten Andere halblaut.

Der Tausendkünstler hatte seine Fassung nicht verloren; er stand unerschütterlich auf seinem Platze, bückte sich zu rechter Zeit als die Wagen unter der Sonne hindurch in den Thorweg des Gasthofes hineinflogen und sprang auf dem engen Hofe in demselben Augenblicke, wo die Pferde vor dem ersten Wagen stillstanden, mitten unter eine Schaar erschreckter Hühner vom Verdecke herab.

Alle zogen nun in den großen Saal des Gasthofes hinauf, wo in den Winkeln eine Anzahl von Theatercoulissen standen. Es befand sich nämlich eine reisende Schauspielertruppe am Orte, welche hier ihre Vorstellungen zu geben pflegte.

Die Studenten traten sogleich zusammen, um über die

dem Tausendkünstler angethane Beschimpfung zu berathen. Einer von ihnen übernahm es, dem Philhellenen in dessen Namen eine Herausforderung zu überbringen, als dieser selbst ganz unbefangen, die lange Pfeife im Munde, in den Saal trat. Wie es bei Schülercommercen der Fall zu sein pflegt, war auch hier ein Jeder von selbst geladen, der jemals mit der akademischen Matrikel in der Tasche auf dem Markte einer deutschen Universitätsstadt schlechten Caffee getrunken und leidlichen Tabak dazu geraucht hatte, und der Philhellene, der auch in diese Kategorie gehörte, ließ sich ein Gläschen Freibier, wo es zu haben war, nicht entgehen. Es gehörte das zu seinen Grundsätzen, was auch bei dem Director der Schauspielertruppe der Fall war. Dieser trat durch eine Seitenthüre, durch welche im Nebenzimmer seine zahlreiche Familie sichtbar wurde, in den Saal und brachte sogar auf seine zwei Semester, die er auf deutschen Hochschulen verlebt (am Ende des zweiten hatte er einen Professor, der ihm den Besuch eines von ihm nie gehörten Collegs nur mit dem Prädicat „Fleißig" bezeugte, einen Esel gescholten und war deswegen relegirt worden), mehrere „nicht studirte" Herren von seiner Truppe mit, welche er wahrscheinlich heute hier auf Regimentsunkosten für den seit zwei Monaten rückständigen Sold schadlos zu halten gedachte.

Der Philhellene wurde bei seinem Eintritte von allen Seiten mit Vorwürfen bestürmt, einige Stimmen riefen sogar „hinaus!" Wehmüthig verzog sich seine Miene bei diesem Rufe; etwas kleinlaut machte er endlich selbst folgenden Vorschlag:

„Ihr Leute" — sprach er mit der unter Studenten und

Schülern üblichen Anrede — „mein Halbbruder, der Tausendkünstler, wird, denke ich, für heute während Eurer Festlichkeit doch wohl mit mir sich zu vertragen geneigt sein, — laßt mich also hier. Dafür verspreche ich, da es hier an Waffen fehlt, so bald als möglich in die Universitätsstadt zu kommen und ihm dort Genugthuung zu geben. Das ist mehr als vom Geforderten verlangt werden kann. Ich breche dann um zwei Uhr Morgens hier auf, mache den Weg zu Fuß, bringe die Sache mit dem Tausendkünstler in Ordnung und gehe noch denselben Tag hierher zurück. So falle ich keinem Studenten zur Last, obgleich ich nicht zweifle, daß die Burschenschaft einem alten Philhellenen auf dem Sopha eines ihrer Füchse bereitwillig ein Nachtquartier anweisen würde, so wie ich auch nicht zweifle, daß der Mathematikus (hier wandte er sich an einen der anwesenden Studenten), auf dessen Brust ich das schwarzrothgoldne Band erblicke, ihm gern als Secundant zur Seite stehn wird."

Da der Vorschlag von allen Seiten angenommeen wurde, so ward des Vorfalles an diesem Tage nicht weiter öffentlich gedacht. Alles nahm an der langen Tafel Platz, die in dem Saale aufgestellt war und an der der Tausendkünstler den Vorsitz führte. Bald erscholl, von kräftigen Jugendstimmen, Gesang über den Markt des Städtchens hin.

Eine Stunde später, als in dem Saale bereits die Gesundheit der angehenden Musensöhne getrunken war, traten zwei Jünglinge aus der Thür des Gasthofes heraus. Der Leser kennt beide bereits, — es war August und der Mathematikus, den der Philhellene sich zu seinem Secundanten erwählt hatte. Sie hatten sich von der lärmenden Festlichkeit

hinweggeschlichen und schlugen zunächst den Weg ein, der durch ein enges Gäßchen zu dem wohlerhaltenen Schlosse hinaufführte, das noch im vorigen Jahrhunderte der letzte Herzog der Stadt an einer sehr romantischen Stelle erbaut hatte. Nachdem die Jünglinge sich der Aussicht vom Schlosse erfreut, stiegen sie an der entgegengesetzten Seite des Berges hinab, gingen eine Strecke weit am Ufer des Stromes hin in lebhafter Unterredung das Thal hinauf und kehrten dann auf dem nämlichen Wege zurück.

Schon als die Freunde in das Thal hinaufgegangen waren, hatten sie einen ältlichen Mann, welcher wie ein Kanzlist aussah und damals flüchtig ihre Neugier erregte, mit einer Angelruthe am Ufer des Flusses stehen sehen. Er stand noch bei ihrer Rückkehr an derselben Stelle, aber seine Miene verkündete, daß er nichts gefangen hatte. Der Mathematikus blieb mit August stehen und fragte: warum er nicht erst für den Fischfang den Sommer abwarte?

„Ei" — rief der Alte aus — „wer Fische fängt, weil er Hunger hat, kann nicht erst auf die Sommerwärme warten; und das ist leider bei mir und meinen Collegen der Fall. Ich bin, so zu sagen, der polternde Alte bei der Schauspielertruppe, die sich hier aufhält. Aber es gibt jetzt bei ihr nichts zu poltern: denn die Theilnahme des Publikums für unsre Vorstellungen war so gering, daß der Director nur in der thörichten Hoffnung, sie werde sich mit der Zeit schon finden, dieselben fortsetzte. Bald blieb die Löhnung aus, wir alle geriethen bei unsern Hauswirthen tief in Schulden, und nun hat die ganze Stadt Beschlag gelegt auf unsre Coulissen, Kleider, Hemden, Schuhe und Strümpfe. Nun soll uns der

Strom ernähren, da die Kunst es nicht kann; so stehen wir denn von früh bis Abends spät hier, um Fische zu fangen: dort am jenseitigen Ufer eine Strecke weit hinauf erblicken Sie den Soufleur mit der Angelruthe; er souflirt den Fischen die Stumme von Portici. Nicht sehr weit von ihm, dort im Weidengebüsch befindet sich der Regisseur; er studirt mit den Aalen die Reden Marinelli's ein, mit den Hechten den Tartuffe, mit den Forellen Egmont, mit den Karpfen Hamlets und Wallensteins Monologe, mit den eigentlichen Backfischen Amalie und Karl Moor, mit den Schleien und dem übrigen Fischgesindel Birchpfeifferſche Stücke und französische Vaudevilles. Eine große Anzahl derselben hat der Regisseur schon für's Wasser bearbeitet. Beiläufig gesagt: Scribe's Glas Wasser ist in der Fischwelt besonders beliebt, es ist für sie eine Art Nationalstück, wie für den Preußen „Vor hundert Jahren." Der Regisseur hat aber auch eine höchst angemessene deutsche Bearbeitung davon für die Fische besorgt unter dem Titel: Der grundlose Brunnen."

Über dies Geplauder lachten die beiden Jünglinge, geriethen aber zugleich sehr in Verlegenheit, weil sie nicht wußten, ob sie dem hülfsbedürftigen Fischer eine Gabe anbieten sollten und durften oder nicht. Es entstand eine Pause im Gespräch, die August durch die gedankenlos hingeworfene Frage: „sind gute Schauspielerinnen bei dieser Truppe?" beendete.

Jetzt war an dem Alten die Reihe verlegen zu werden.

„Nun, nun" — antwortete er — „wer wird denn von den Weibern einer wandernden Schauspielertruppe viel Kunst erwarten? Unter den Männern, ich darf es wohl sagen (fuhr

er mit dem unverhohlenen Selbstgefühl, ein ganz leidlicher polternder Alter zu sein, fort), giebt es ältere Mimen, die, um nur ihrem eigenen Mannesstolze zu genügen, es bis zu einer seltenen Vollkommenheit des Spiels gebracht haben. Aber ein Weib wird ohne Aussichten auf eine lebenslängliche Versorgung gewiß keine Anstrengungen machen, ein hübsches Gesicht muß hier wie auf dem Liebhabertheater das Beste thun. Es genügt, wenn die Liebhaberin bei einer wandernden Truppe ein paar Jahre lang alle Stadtschreiber, Postsecretaire, Feldmesser und was sonst an unbeweibten Herren auf den Rathskellern kleiner Städte von der Kelle des Wirthes zu Mittag gespeist wird, in sich verliebt macht. Glücklich, wenn dann endlich einer von diesen für ihr hübsches Gesicht sie in eine schlichte bürgerliche Existenz einführt, wo sie mit der Haube auf dem Kopfe ihm Strümpfe stricken und Suppen kochen kann!"

Eine junge Dame, deren Kleidung, obgleich sie modisch war, doch Dürftigkeit verrieth, hatte sich mit einem kleinen grünseidenen Sonnenschirm, den sie über sich ausgespannt hielt, während dieses Gesprächs der Gruppe genähert, ohne von irgend Jemand bemerkt zu sein. Sie fiel dem polternden Alten um den Hals und rief: „Väterchen! die jungen Leute, welche der Sonnenwirth auf heute erwartete, haben gedroht ihm Tische und Stühle zu zertrümmern, wenn er den Director und die Truppe noch länger hier zurückhält. Ich war bei der Frau Directorin, half ihr die Kinder warten und habe Alles durch die Thürspalte mit angehört. Wir brechen nun noch heute auf nach Norden zu in die nächste Universitätsstadt. Ein Student, den sie den Tausendkünstler nennen, verspricht

uns dort die herrlichste Einnahme, von der wir auch dem Sonnenwirth seine Schuld bald würden bezahlen können."

„Die braven Jungen!" rief der polternde Alte und machte einen Freudensprung in die Luft. „Linchen, ich irre mich nicht, diese Herren gehören auch zu ihnen — auf der Stelle wirst Du beiden einen Kuß geben."

Die beiden Jünglinge errötheten tief und auch Linchen, zwar schon aus ihren Rollen auf der Bühne, aber nicht im Leben selbst an das Küssen gewöhnt, stand in ihrer Überraschung einen Augenblick unschlüssig da. Dann aber hüpfte sie zuerst auf August zu, in dessen äußerer Erscheinung noch etwas Knabenhaftes lag, das seiner Seele bereits fremd geworden war, und küßte ihn auf die blühenden Wangen. Vor dem Mathematikus stand sie verlegner da; sie zupfte einmal an ihrer kleinen „Theeschürze", er aber faßte plötzlich Muth, legte den Arm um ihre Schulter und ihre Lippen begegneten sich in einem langen Kusse. Sie vermochten nun ihren Begleitern nicht mehr in's Gesicht zu sehen, sondern gingen schweigend mit niedergeschlagenen Augen nebeneinander her der Stadt zu, während der polternde Alte erst eine Strecke weit zurückging, um dem Soufleur und dem Regisseur, welche noch immer ihre Angelruthe in's Wasser hielten, die Botschaft zu verkündigen, wobei August ihn begleitete.

Bald darauf saß August wieder an der Tafel in dem großen Saale, in dem das Gelage seiner Freunde stattfand, während der Mathematikus dem polternden Alten und seiner Tochter ihre wenigen Habseligkeiten einpacken half.

Man hielt so eben, als August eintrat, einen sogenannten Liedercomment, bei dem Jeder der Reihe nach ein Lied

singen mußte. Es waren, wie es bei Schülergelagen zu geschehen pflegt, eben nicht die frischesten und poesievollsten Lieder, die hier zum Vorschein kamen, oft mit sinnlosen Refrains, in denen weder Humor noch ein gewisses Kraftgefühl lag. Selbst an ganzen sinnlosen Sätzen fehlte es nicht und der Schauspieldirector flüsterte dem neben ihm sitzenden Schauspieler, der bei der Aufführung des „Don Juan" die Titelrolle gab und an die geistreichen Ideen der Operndichter gewöhnt, an solchen sinnlosen, erzprosaischen Stellen in diesen Liedern Anstoß nahm, zu:

„Sinnlose Reden, lieber Freund, haben schon manchen Becher sauren Naumburger Weines gewürzt. Das ist die Genügsamkeit der Jugend, die süße Romantik der Flegeljahre — o, daß sie ewig grünen bliebe!"

Als die Reihe sein Lied zu singen an den Philhellenen kam, neben welchem August seinen Platz genommen hatte, sang er das Lied: Noch ist Polen nicht verloren, mit dem Refrain:

Skrzynecki führet uns.
Schon entbrennt des Kampfes Hitze;
Polen macht sich frei,
Bricht die Tyrannei.

Der melancholische Vortrag dieses Liedes drückte jenes ganze Übermaaß von politischem, gesellschaftlichem und rein persönlichem Unbehagen aus, das man Weltschmerz nennt und das damals selbst in die Caffeehäuser und Schenken der kleinsten Städte seinen Weg gefunden hatte.

Zuletzt wurde der eigentliche Rundgesang angestimmt. Man sang das Lied: „Rundgesang und Rebensaft," das mit

der zudringlichen Frage schließt: „Bruder, deine Schöne heißt —?“ und das der Reihe nach bei jedem einzelnen Zechgenossen wiederholt wurde. Hierbei wurden von den Jünglingen förmlich alle Mädchennamen aus ihrer Nachbarschaft zu Hause geplündert. „Sollte man nicht glauben“ — flüsterte der Director — „wenn man unsre jungen Wirthe so heldenmüthig diese Namen ausrufen hört, sie wären schon in choro mit diesen Mathilden, Ottilien, Amalien und Thereſen zum Pfarrer gezogen, um das Aufgebot zu bestellen? Und dennoch bin ich überzeugt, daß es kaum bei dem einen oder dem andern zu einem verstohlenen Händedrucke gekommen ist.“

Gar mancher aber nannte auch den Namen seiner Schwester und schaute dabei recht keck und verwegen drein, als wär' es die Königin von Saba oder eine zweite Cleopatra. Der Philhellene, der einer Schauspielerin, welche besonders als Sängerin und zumal als Donna Anna großen Beifall zu finden pflegte, vergeblich den Hof gemacht hatte, ließ seufzend und resignirend die alte Frau Helena leben. Andere hatten Germania, Patria und ähnliche Namen genannt, welche sich unter den Amalien, Marien und Antonien seltsam ausnahmen. Auguſt wollte Libertas nennen, aber da dieſer Name bereits früher genannt war, so sprach er Susanne.

„Die alte Jungfer?“ fragte der Tausendkünstler, der das Amt eines Präses verwaltete.

„Die alte Jungfer Frisch-froh-frei-fromm,“ antwortete Auguſt.

„Er nennt die Burschenschaft Susanne,“ bemerkte hier der Philhellene gegen den Schauspieldirector.

Dieſer, der bei keiner Gelegenheit verſäumte, ſeine Betrachtungen laut werden zu laſſen, ſprach:

„Die Worte: friſch, frei, froh, fromm, oder vielmehr der Begriff dieſer vier Worte, iſt nicht von Jahn und den Turnern erfunden. Es iſt ihnen ihre Epoche in der Entwicklung jedes männlichen Individuums angewieſen. Die altteſtamentliche Jungfer Suſanne reitet auf einem Eſelein durch alle Jahrhunderte und labt die Jugend aller Zeiten aus Schläuchen köſtlichen alten Weines, den ſie bei ſich führt. Das iſt der Wein der Keuſchheit, der Leib und Seele gleichmäßig erfriſcht. Mancher hat ſchon, wie die Turner, aus ihrem Schlauche die köſtlichſte Labe getrunken. Nur in der Fülle geiſtiger und leiblicher Geſundheit, welche aus ihm geſchöpft wird und die noch keine Beziehung hat zu einem fremden Geſchlecht, kann der Menſch ſich ſelbſt vollkommen genießen. Die edle Turnerei iſt der Idealismus der von Haus aus im Grunde ſehr proſaiſchen Flegeljahre. Die Worte: friſch, frei, froh, fromm drücken nur Beziehungen des Individuums zu ſich ſelbſt aus. Friſch, froh, frei, fromm kann auch der Einſiedler ſein, der von der Welt abgeſchloſſen im Walde wohnt; friſch, frei, froh, fromm iſt ſogar das Reh, das mit ſeinen großen ſchönen Augen in einem ſtillen Buchengrunde geht. Erſt die Liebe aber entfaltet die ganze Fülle des Menſchenthumes.“

Bei den letzten Worten ſeufzte der Philhellene, an den der Director dieſe neue Expectoration gerichtet hatte, abermals tief, — vielleicht dachte er wieder an Donna Anna.

Das Gelage war beendigt. Die Zecher ſtanden und gingen im Saale umher, in Gruppen von Zweien und Dreien,

von denen der Eine den Arm um den Nacken des Andern geschlungen hatte. Man sah es wohl, das Wort des Lebens hieß hier noch: Freundschaft, und der blüthenreiche Kranz der Emilien, Thereſen und Louiſen war raſch vergeſſen. Ottiliens Liebhaber drückte einen Kuß auf die rothen Lippen von Guſtchens Verehrer, der in Prima neben ihm geſeſſen hatte, und in einem Winkel des Saales tanzten ſogar ein paar Faſelhänſe um einander herum, ſangen das Lied: „Bruder, ick un du“ (ein Seitenſtück zu: Eduard und Kunigunde, das auch in weitern Kreiſen Anerkennung verdiente) und machten ſich dabei, die zehn Finger ausſpreizend, einander lange Naſen zu.

Auguſt ſtand neben dem Philhellenen, welcher ſehr ſtark getrunken hatte und nun aus unausſprechlicher Sentimentalität ſeine bitterſten Thränen weinte, — zuerſt über die Welt im Allgemeinen, ſodann über Polen insbeſondere und endlich über ſich ſelbſt und ſein eignes verfehltes Daſein.

Als draußen die Pferde vor den Perſonenwagen geſpannt wurden, ſtimmte einer der Jünglinge das Lied an:

„Das walte Gott,
Daß wir nach tauſend Jahren
So froh wie heut'
Einander wieder ſähen,“

das in dürren proſaiſchen Worten eine ſo volle Befriedigung ausſpricht, wie man kaum glauben ſollte daß die Wirklichkeit des Daſeins ſie jemals gewähren könne. Dennoch konnten ſeine Gefährten ſämmtlich mit gutem Gewiſſen in das Lied einſtimmen und kräftige Jugendſtimmen trugen dieſes nur

in etwas übermüthige Worte eingekleidete Lob- und Danklied zum Throne des Höchsten empor. Dieser aber sah nachdenklich und sinnend auf seine schöne Erde herab und fand von Neuem, daß Alles gut war.

In der Abenddämmerung setzten sich die drei Personenwagen, auf dem vielkantigen Steinpflaster klirrend und brummend wie schwerfällige Kreisel, unter dem Gebell der Hunde wieder in Gang. Dicht hinter ihnen her und gleichsam unter ihrem Schutze zogen zwei Wagen, welche die Schauspieler mit ihren Habseligkeiten und den Kindern des Directors führten, aus der Stadt. Vergnügt hatte jedes Mitglied der Truppe zu der Zeit, welche die Schüler zur Abreise bestimmt hatten, mit seinem Bündel unter'm Arm auf dem Markte, wo jetzt die lange Reihe sämmtlicher Wagen aufgestellt war, sich eingefunden. Nur der erste Liebhaber, der noch ganz zuletzt kam und als Proviant eine Anzahl gebratener Tauben in eine Zeitung eingewickelt bei sich führte, zeigte ein verdrießliches Gesicht, denn er hatte die Bekanntschaft einer ältlichen, aber reichen und vornehmen Dame aus der Residenz gemacht, die sich einer Erbschaftsangelegenheit wegen hier aufhielt, und gehofft, bis zu ihrer Rückreise sein Schürzenstipendium bei ihr genießen zu können. Dagegen war die Donna Anna auch zur Zeit der Abfahrt noch nicht zugegen. Der Philhellene hatte bemerkt, daß sie, bevor die Verschwörung gegen den Wirth zum Ausbruche gekommen, mit einem Weinreisenden auf's Land hinausgefahren sei. Die Frau des Directors bestätigte dies mit der Bemerkung, daß beide wohl erst spät heimkehren möchten.

Obgleich nun keine Donna Anna zugegen war, so hörte

man doch aus dem hintersten Wagen her, als die Gesellschaft zum Stadtthore hinausfuhr, die Arie erschallen:

Reich mir die Hand mein Leben,
Komm auf mein Schloß mit mir!

Es war der gefeierte Don Juan der Truppe, der, sich in vergnüglichen Opernphantasien wiegend, sich eben behaglich auf seinem Eckplatze zurechtsetzte, und mit dem blanken Stahl auf einen Feuerstein loshämmerte, um seine Pfeife in Brand zu setzen.

Der Schauspieldirector hatte seinen Platz unter den Schülern und Studenten genommen. Der Mathematikus aber saß Linchen gerade gegenüber unter den Schauspielern. Ihr zur Seite der polternde Alte, der, wie er behauptete, einen vollen Monat lang vor Sorgen nicht geschlafen hatte und nun während der ganzen Reise unaufhörlich schnarchte, um bei dem ersten Sonnenblicke, der heute auf sein geängstetes Herz gefallen war, das Versäumte schleunigst nachzuholen.

Auch der Philhellene befand sich unter der Reisegesellschaft. Er hatte gewünscht, sich auf den ersten der Wagen zu dem Kutscher auf den Bock setzen zu dürfen. Durch Augusts Vermittelung erhielt er diese Erlaubniß und versank alsbald, von Wein benebelt, auf seinem hohen Sitze in einen tiefen Schlaf, wobei er, in bedenklicher Weise mit dem Oberkörper hin und her schwankend, seine Griechenmütze verlor. Nachdem er dann mehrere Tage lang die Gastfreundschaft seiner jungen Freunde in Anspruch genommen (denn im Hause des Domherrn durfte er sich, zumal nach dem Vorfalle mit dem Tausendkünstler nicht blicken lassen), legten diese Geld zusammen, um ihm

eine neue Mütze zu kaufen, bezahlten ihm einen Platz auf dem Personenwagen und schickten so den trauernden Philhellenen mit guter Manier nach seinem Patmos zurück.

Die Schauspieler übernachteten in einem Wirthshause vor dem Thore der Stadt, wo ihnen ihre jungen Freunde, nicht ohne eine zarte Hindeutung auf die zerbrechlichen Fensterscheiben einen neuen Credit eröffnet hatten. In der Frühe des folgenden Morgens setzten sie ihren Weg fort und als eben die Glocken der alten Universitätsstadt zum Osterfeste in die Kirche läuteten, zog diese leichtsinnige Gesellschaft zu den Thoren derselben herein.

Es war an einem heitern Frühlingstage, die Bäume blühten wieder in den Gärten von der alten Universitätsstadt, in die ein neues Geschlecht von Musensöhnen vor wenigen Wochen eingezogen war. Die wackern Pfarrer und Pächter in der Provinz hatten dafür gesorgt, daß auch diesmal der nöthige akademische Nachwuchs pünktlich beim Beginn des neuen Semesters, wie es am schwarzen Brette angekündigt war, bei den edlen Professoren anklopfen konnte. Rothe Backen, einen Beutel voll Mutterpfennige und den gehörigen Leichtsinn hatten sie nicht zu Hause auf ihren Dörfern gelassen, denn man gebraucht sie nothwendig zum deutschen Studentenleben. Besonders den Leichtsinn. Denn um auf deutschen Universitäten mitleben zu können, wie hier seit Jahrhunderten gelebt ist, muß der junge Student vor allen Dingen die Ermahnungen in den Wind schlagen, die er von Eltern und

Lehrern auf den Weg bekommen hat und das, wenn er dafür hätte Fracht zahlen müſſen, ihn hundertmal mehr gekoſtet hätte als ſeine Kleider, Bücher, Pfeifen und die von dem jüngſten Brüderchen auf ein akademiſches Triennium im Voraus fabricirten Fidibus zuſammengenommen, ſodaß er wie eine Kirchenmaus am Orte ſeiner Beſtimmung angelangt wäre. Will er das dem Vater gegebene Verſprechen erfüllen, ſich vor den Weibern zu hüten, ſo muß er unter die Burſchenſchaft gehen; will er der Mutter folgen und ſich vor den Demagogen in Acht nehmen, ſo tritt er in eine Landsmannſchaft ein, und lebt wie Gott in Frankreich. Beides iſt gegen die daheim getroffene Abrede. Sich um keinen Preis auf deutſchen Hochſchulen zu duelliren, hat er ſogar ſeiner Couſine zuſchwören müſſen, ehe ſie ihm in der Laube den Abſchiedskuß bewilligte. Denn obgleich ſie ſich ſelbſt ſagen muß, daß eine Narbe ihm gar nicht übel ſtehn müßte, ſo wünſcht ſie doch nichts ſehnlicher als ihn nur erſt wieder mit heiler Haut von der Univerſität herunter zu haben, falls bis dahin noch nicht über ihre Hand verfügt ſein ſollte. Und zum Überfluß, obgleich die hellängige Nixe, die Loreley des deutſchen Studentenlebens ſchon, freilich dem Auge des Philiſters unſichtbar, auf den Bahnhöfen ſteht und die ankommenden „Füchſe“ einfängt, um ſie den akademiſchen Verbrüderungen zuzuführen, ſo läßt ſich doch bei ihrer Beſtallung als Studioſen der Prorector alle jene zahlloſen Verſprechungen noch einmal durch einen Handſchlag an Eides Statt bekräftigen. Demnach begreift Du wohl, mein Leſer, daß der liebe Gott in ſeiner Weisheit in deutſchen Univerſitätsſtädten alle Hände voll zu thun hat, um nur Sonnenſchein genug zu machen für die Herzen der deutſchen Studen-

ten und mit dieſem die furchtbaren Gewiſſensbiſſe zu zerſtreuen, die ſo leicht in ihrer Bruſt erwachen könnten, und Du begreifſt ferner, daß es ihm oft an Zeit fehlen muß, auch unſere armen Philiſterſeelen immer pünktlich mit Sonnenſchein zu verſorgen. Daher auf ſeiner ſchönen Erde die vielen Staatshämorrhoidarien, hypochondriſchen Schriftſteller und die vielen andern Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen, deren Seele oft bis zu Tode betrübt iſt .... ſie aber ſingen und jubeln von Geſchlecht zu Geſchlecht:

Wir ſitzen hoch zu Pferde
Und reiten durch die Welt,
Wie der allerſchönſte Siegesheld.

Wenige Wochen waren erſt wieder ſeit dem Beginne des neuen Halbjahrs verfloſſen, da ſchlenderten die „Füchſe“ ſchon ſo gravitätiſch-nachläſſig durch die krummen Gaſſen der alten Univerſitätsſtadt, als hätten ſie hier die Häuſer von ihren Urgroßvätern geerbt, und da war kein Wirthshaus in der Stadt, in dem nicht die erſt kürzlich aus der Heimath wieder angelangte Jugend bereits die Röcke an den Nagel gehängt, die Hemdsärmel aufgekrämpelt und die Arme auf den Tiſch geſtützt hätte.

Auch Auguſt gehörte zu dem glücklichen akademiſchen Nachwuchs und er hatte bereits den Weg in die Burſchenſchaft gefunden. Der Mathematikus und der Tauſendkünſtler waren auf die Univerſität zurückgekehrt und jener hatte ſich eng an Auguſt angeſchloſſen, während Dieſer ſeine eignen Wege ging und wenig mit ihnen verkehrte.

An einem Nachmittage forderte der Mathematikus Auguſt zu einem Spaziergange auf und beide ſuchten die mit Kirſch-

bäumen bepflanzte Allee auf, welche nach Thüringen zu führt. Sie waren bereits eine Strecke weit gegangen, als sie auf der Landstraße in einiger Entfernung einen sehr großen Herrn und eine Dame nebeneinander hergehen sahen. Der Herr trug einen schwarzen Frack, ein weißes Halstuch und sah überhaupt in seiner festlichen Kleidung und mit der langen Pfeife in der Hand ganz wie ein Candidat der Theologie aus. So kam es, daß die beiden Spaziergänger erst als das Pärchen ihnen ganz nahe gekommen war, den Fremden erkannten. „Der Philhellene! der Philhellene!“ riefen sie gleichzeitig aus und waren nicht wenig verwundert über die Veränderung, welche in seiner äußern Erscheinung vorgegangen war.

Der Philhellene reichte der jungen Dame, um die Freunde vergnügt zu umarmen, das aus einer reinen Serviette künstlich geschürzte Bündel, das er bisher unter dem linken Arme trug. Die Dame schien die Verwunderung der Spaziergänger über die Umgestaltung ihres Begleiters zu bemerken; sie lächelte zufrieden und stand etwas abseits auf der Chaussée. In der einen Hand hielt sie das Serviettenbündel, das ihr der Philhellene übergeben, und ihren Strickbeutel, in den sie den Torso eines Strumpfes, an dem sie im Gehen strickte, bei der Annäherung der Studenten hineingeschoben hatte. In der andern den Knicker, den sie rasch über sich ausgespannt hatte.

Gleich anfangs hatten die beiden Spaziergänger unwillkührlich einen fragenden Blick auf die junge Dame geworfen. Der Philhellene stellte ihr jetzt zunächst in ritterlichster Weise seine Freunde vor und nannte alsdann diesen auch den Namen seiner Dame. Es war Niemand anders als die „Donna Anna“, welche mit dem Weinreisenden auf's Land hinaus-

gefahren war, als die Schauspielergesellschaft von den Schülern aus Pharao's Händen befreit wurde.

Spät Abends erst kehrte an jenem Tage die Donna Anna mit dem Weinhändler zurück und beide nahmen am andern Morgen, nachdem sie noch zuvor ein Champagnerfrühstück genossen hatten, unter zärtlichen Küssen von einander Abschied. Der Wirth zeigte nun, wo die drohende Gefahr in den Personen der Schüler verschwunden war, sich nicht geneigt die Donna, ohne Zahlung von ihr erhalten zu haben, ihrer Truppe nachziehen zu lassen. Zum Unglück aber war es auch gegen die Grundsätze des Weinreisenden gewesen, für unverheirathete Frauenzimmer Bürgschaft zu leisten und so mußte Donna Anna nothgedrungen im Gasthofe zur Sonne zurückbleiben.

Jetzt suchte sich der Philhellene, selbst völlig vereinsamt, der Verlassenen wieder zu nähern. Da ihr unfreiwilliger Aufenthalt in dem Städtchen sich sehr in die Länge zu ziehen drohte (die Einnahmen des Directors in der Universitätsstadt waren doch nicht so glänzend, daß er die Donna Anna hätte auslösen oder nur seine eigne Schuld dem Sonnenwirthe übersenden können) und da eine Schauspielerin nichts mehr haßt, als Langeweile und gänzliche Vereinsamung, so fand er jetzt bei ihr ein geneigtes Gehör. Sie beschloß, wie sie sagte, aus dem Philhellenen einen ganz neuen Menschen zu machen, nahm die geringe Summe, welche er erhielt, kochte auf dem alten Feuerheerde, der neben der Kammer des Philhellenen unbenutzt stand, flickte seine zerrissenen Kleidungsstücke, reinigte seine Wäsche und stopfte ihm Strümpfe. Eines Tages nahm sie sogar ihre Schürze ab, band sie ihm über die Schulter unter dem Kinne zusammen, schor ihm seine langen verworre-

nen Locken vom Haupte herunter und machte ihm dann sorgfältig einen Scheitel. Den Sonnabend darauf las man im Wochenblättchen der Stadt:

„Der Philhellene
Und die Donna Anna
Empfehlen sich als Verlobte."

Man behauptete nicht ohne Grund, der Philhellene habe diese komische Anzeige selbst einrücken lassen. Er stellte dies beharrlich in Abrede und Donna Anna lachte. Darüber verwunderten sich die Leute in dem Städtchen nicht wenig, denn sie hatten erwartet, daß die Sängerin über diese Anzeige entrüstet sein werde. Allein Diese hatte sich bereits mit der Mutter des Philhellenen heimlich in Correspondenz gesetzt, ihr über die guten und schlechten Seiten ihres Sohnes, über seine gegenwärtige Lage und die Mittel zu seiner Rettung so verständige und einsichtsvolle Briefe geschrieben, daß die vornehme stolze Frau, welcher in dieser Zeit über ihren Sohn plötzlich von andrer Seite ungleich günstigere Nachrichten zugingen als vor seinem Verkehr mit Donna Anna, Dieser, wie sie gewünscht hatte, vertrauensvoll eine nicht unbedeutende Summe Geldes zu ihrer Verheirathung mit ihm und ihrem Erstgebornen den heißesten mütterlichen Segen zu seiner Verbindung mit der Theaterprinzessin übersandte.

Die Donna Anna bezahlte von der erhaltenen Summe zunächst ihre Schuld an den Sonnenwirth. Den Philhellenen, dessen Kleidung völlig abgetragen war, versorgte sie mit einer vollständigen neuen Garderobe, war indessen so vorsichtig bei Bestellung derselben auf die bevorstehende Trauung besondere Rücksicht zu nehmen, so daß ihr Verlobter im Frack und

weißem Halstuche die Reise in die Universitätsstadt, wo sie das Theater wieder zu betreten und er selbst zunächst seinen Ehrenhandel mit dem Tausendkünstler auszufechten gedachte, antreten mußte.

So hatten also beide begonnen, und zogen in Staub und Sonnenhitze die Chaussée hinan, welche sie zu dieser Stadt führte. Auf einem nur noch eine kurze Strecke von derselben entfernten Dorfe hatten sie Halt gemacht, um hier ein Mittagsmahl einzunehmen. Es bestand in Caffee nnd mitgebrachten Zwiebäcken, welche Donna Anna aus dem Strickbeutel hervorholte, — bekanntlich das billigste Mittagsmahl, welches sparsame Menschen auf Reisen in Wirthshäusern einnehmen können. Es hat schon manche Familie, die über Land zog, in den Schenken und Gasthöfen gesättigt und ich zweifle nicht, daß ein liebendes Paar dabei auch recht vergnügt in die Zukunft blicken kann. So plauderte auch unser Paar sehr heiter von den künftigen Tagen und der Anblick der behaglichen Wirthin, welche, das Haupt mit dem thüringischen Kopftuche umwunden, ihnen die Kanne mit ihrer braunen Mahlzeit hereinbrachte, während ihre blühenden Kinder sich zu beiden Seiten an ihr Kleid gehängt hatten, hatte noch viel dazu beigetragen auch sie in eine überaus behagliche Stimmung zu versetzen. Nachdem sie die Kanne auf den Tisch gesetzt, schüttelte sie sich die Kinder scheltend, aber mit lächelnder Miene vom Leibe ab, und ihr Auge ruhte mit Mutterliebe auf den rothbäckigen Kleinen, die aber auch von ihren Gästen mit Wohlgefallen betrachtet wurden. Der Philhellene rückte flüsternd und verlangend seinen Stuhl dicht an den der Donna Anna heran und diese haschte mit der Hand nach dem jüngsten

Buben der Wirthin, der aber wieder an ihr vorbeiging, um seiner Mutter aus der Stube zu folgen. Er sah die Schauspielerin groß an, und legte sein Köpfchen schmeichelnd an ihre Kniee.

Diese hübsche Gruppe wurde indessen gestört, als sich bald darauf von Neuem die Thür öffnete und ein magerer, blaß und kränklich aussehender Mann in Hemdsärmeln hereintrat, an dessen Auftreten im Zimmer man alsbald erkannte, daß er der Wirth sei. Der Knabe sprang scheu zu der Mutter hinaus. Der Wirth aber trällerte bei seinem Eintritte das Lied: „Brasilien ist nicht weit von hier" und machte dabei eine Bewegung mit der rechten Hand, als schlüge er mit dem Stabe einen Triangel, vermuthlich weil der von Thür zu Thür ziehende Sänger, von dem er das Lied gelernt hatte, dazu den Triangel schlug. Er trat mit unheimlicher Hast auf den Philhellenen zu und redete ihn mit den seltsamen Worten an:

„Wollt Ihr auch nach dem Lande Amerikakaka, Herr, wie die vielen Auswanderer, die jetzt hier vorbeikommen?"

Der Angeredete entgegnete, daß er in der Universitätsstadt seinen Wohnsitz zu nehmen gedenke, wobei er freilich nicht umhin konnte, im Stillen auch an das ihm dort zunächst bevorstehende Duell und dessen mögliche Folgen zu denken.

Der Wirth richtete noch mehrere seltsame Fragen an den Philhellenen und schneller als es ohne die Dazwischenkunft desselben wohl geschehen sein würde, verließ dieser mit seiner Schönen die Dorfschenke, in der es ihnen Anfangs so wohlgefallen. Als er dann seinen Freunden, die ein glücklicher Zufall ihm unweit des Dorfes und der Schenke entgegenführte, über die kleine Reise, welche er mit seiner Braut zurückgelegt,

Bericht erſtattete, und dabei auch des Wirthshauſes und ſeiner Bewohner gedachte, indem er über die Erſcheinung des Wirthes ſein Befremden ausſprach, rief der Mathematikus aus:

„Du haſt ihn alſo nicht wieder erkannt, Deinen Zeitgenoſſen von der Schule her, den abgegangenen Schüler Renz, wie er ſpäter genannt wurde? Er hat Jahre lang ſehr glücklich gelebt mit ſeinem jungen Weibe, da iſt plötzlich ſeine alte Natur wieder zum Vorſchein gekommen, die einſt dem Magiſter ſo viel Sorgen bereitete. Er will nun durchaus Hab' und Gut verkaufen, um mit Weib und Kind nach Amerika auszuwandern .... mit Einem Worte: der abgegangene Schüler Renz hat übergeſchnappt.“ Das Geſicht des Philhellenen verfinſterte ſich bei dieſer Kunde auf einen Augenblick, — es war als wäre ihm dies Zuſammentreffen mit einem ſeiner älteſten Jugendbekannten als eine üble Vorbedeutung erſchienen.

Doch erheiterte er ſich bald wieder und unter mancherlei Geſprächen gelangte nun die ganze kleine Geſellſchaft in die Univerſitätsſtadt, wo die Donna Anna einſtweilen bei der Schönen des Mathematikus, in der Wohnung des „alten Polterers“ ein Unterkommen fand und der Philhellene als Gaſt der Burſchenſchaft bewirthet wurde. Von allen Seiten wurden Vermittlungsverſuche gemacht, um zwiſchen ihm und dem Tauſendkünſtler eine Verſöhnung herbeizuführen. Sie ſcheiterte an der beharrlichen Weigerung des Philhellenen, ſeinem Halbbruder eine förmliche Ehrenerklärung zu geben, es ſchien, daß er in dieſem Zweikampfe die ganze ſeiner Mutter, der er ſich jetzt auf's Tiefſte verpflichtet fühlte, angethane Schmach rächen wolle. Selbſt die Thränen der Donna Anna blieben erfolglos. So mußte, nachdem ein voller Monat in frucht-

loſen Unterhandlungen vergangen war, endlich Zeit und Ort für das Duell beſtimmt werden.

Am ſpäten Abende des Tages, der für das Duell feſtgeſetzt war, ſaß in der Wohnſtube des alten Stammſchloſſes der Familie des Domherrn eine trübſelige Geſellſchaft. Außer dem Ökonomen und ſeiner Wirthſchafterin beſtand ſie aus dem Philhellenen, der den Tauſendkünſtler erſchoſſen und ſeine nächſte Zuflucht zu ſeinem Bruder, dem Pächter genommen; ſo wie aus dem Mathematikus, welchen der Philhellene, und dem „alten Sünder," einem Studenten, welchen der Tauſendkünſtler ſich zu ſeinem Sekundanten erwählt hatte. Auch Auguſt und einige Freunde ſowohl des Philhellenen als ſeines Gegners, die bei dem Zweikampfe anweſend geweſen, waren zugegen. Niemand aber wollte heute der Grog munden, den die Wirthſchafterin des Pächters gebraut hatte.

Das Geſpräch war ſehr eintönig und drehte ſich faſt nur um den Verlauf des Zweikampfes, deſſen Ausgang Niemand im Voraus zu beſtimmen gewagt hätte, da der Tauſendkünſtler bei ſeiner großen körperlichen Gewandtheit auch im Piſtolenſchießen für eben ſo gewandt galt, als der allerdings hierin beſonders geübte Philhellene.

Ein Knecht öffnete die Thüre des Zimmers, ſteckte den Kopf von außen herein und meldete, indem er ſich ſchlaftrunken die Augen rieb, daß der alte ſchwere Kutſchwagen, das Einzige, was der Ökonom mit einigen alten Möbeln noch auf dem von ihm erpachteten Stammgute ſeiner Väter ſein

eigen nennen konnte, im Dunkeln aus dem Schuppen auf den Hof geschoben war und daß die Pferde, seinem Befehle gemäß, gefüttert und mit Zaum und Sielenzeug angethan im Stalle ständen.

„Es ist gut, Meyer" antwortete der Ökonom. Die Wirthschafterin sagte nach einer längeren Pause das Gespräch wiederaufnehmend: „Wenn die Donna Anna ihr neues Engagement bei dem Theater nicht verlassen will, um mit dem Philhellenen in die weite Welt zu gehen: schickte sie ihm dann nur wenigstens das für die bevorstehende Verheirathung ihr anvertraute Geld!"

Von Neuem entstand eine lange, herzbeengende Pause. Auf den Entschluß der Schauspielerin, die durch einen Boten vom Ausgange des Duells in Kenntniß gesetzt war, waren Alle ängstlich gespannt.

Da plötzlich schlugen die Hofhunde an, welche man heute vorsichtig an der Kette gelassen hatte, so wie auch die Pforte nicht verriegelt war. Fast in demselben Augenblicke sprangen die Jagdhunde des Ökonomen, welche zwischen den Füßen der Mitglieder dieser einsylbigen Gesellschaft umherlagen und schliefen, mit wenigen Sätzen nach der Thür. Ein leises Klopfen an dieselbe wurde von dem Geheul übertönt. Erst nachdem die Hunde auf das Commando des Ökonomen, sich niederzulegen, langsam unter den Ofen, der trotz der Jahreszeit glühend heiß war, um die Nachtkälte zu vertreiben, gekrochen waren, öffnete er behutsam die Thüre.

Vor der Thüre aber stand die Donna Anna im weißen Nachthäubchen, das Kleid mit einer Nadel bis an's Knie aufgesteckt, um mit dem Boten Schritt halten zu können.

Kaum war ſie in's Zimmer getreten und hatte die Geſellſchaft begrüßt, als ſie auch ſchon zum Aufbruche mahnte. Der Ökonom rief mit lauter Stimme den Befehl anzuſpannen aus der Stubenthüre heraus und bald verkündete das Wiehern der Roſſe auf dem Hofe, daß ſein Rufen von dem ſchlaftrunkenen Knechte vernommen war.

Alle nahmen jetzt herzlichen Abſchied von einander, der Philhellene weinte und Donna Anna mußte ihn, als er eben ſeinen Gefühlen Worte zu geben ſuchte und dabei Auguſt, deſſen Hand er in der ſeinigen hielt, auf den Mond hinwies, durch einen leichten Schlag auf die Schulter zum raſchen Einſteigen treiben.

Bald ſaßen die Beiden im Wagen und der Ökonom ſelbſt warf den Kutſchenſchlag hinter ihnen zu. Die Geſellſchaft trat jetzt hinaus vor den Hof und verfolgte die Richtung mit den Augen, welche der Wagen, der die Flüchtlinge eine Tagereiſe weit führen ſollte, genommen hatte. Aber dieſer war augenblicklich in der Nacht verſchwunden und nur das Peitſchenklatſchen des Fuhrmanns, der ſeine Roſſe zur Eile antrieb, ſchallte noch zu ihnen herüber.

Am Morgen kehrte Auguſt mit den übrigen Studenten in die Stadt zurück.

Am Abende des nächſtfolgenden Tages ſollte der Tauſendkünſtler bei Fackelnſchein begraben werden. Die jüngſten Studenten fanden ſich, auf Anordnung des akademiſchen Begräbnißcomité's mit Säbeln an der Seite, in kurze Jacken, Koller

und Kanonen als ſogenannte „Renommirfüchſe“ gekleidet, ſchon vor Mittag auf dem Markte zuſammen, und ſo ſchlenderte denn der leichtſinnige Studententod, in Geſtalt junger Burſche wie Milch und Blut, die ungeheuern Schleppſäbel auf dem Straßenpflaſter hinter ſich herziehend bis zur Stunde des Begräbniſſes müßig und verlegen in den Gaſſen umher. Auch Auguſt war unter dieſer Schaar bunter Wiedehopfe, von welcher ſich auszuſchließen als unverzeihlicher Hochmuth gegolten haben würde. Er zog mit ihr aus dem Wirthshauſe Einer Verbindung in's andre, in deren jedem die bunten Vögel von ältern Studenten, welche hier ruhig in Hemdsärmeln ihren Caffee tranken, mit Wein und Bier bewirthet wurden, hörte ihr Geſchnatter, das ſich auf Alles in der Welt, nur nicht auf die Gedanken und Troſtgründe, die man in Todesanzeigen und Leichenpredigten findet, bezog, ſeine eignen Gedanken aber ſchweiften über dieſen engen Kreis hinaus und holten bald, wie treue Hunde, den flüchtig gewordenen Freund auf der Wanderung nach dem Meere zu ein, bald hörten ſie in der Curie des Domherrn treue Mutterliebe ſeufzen und ſtöhnen und es war ihnen, als träte dieſe in Mary's Geſtalt an die Leiche des Tauſendkünſtlers heran und rührte ſie an mit ihren vollen, bis über den Ellbogen hinauf unbekleideten Armen und rieſe, im blinden Vertrauen auf ihre Kraft: Lazarus ſteh auf....

So kam der Abend heran und der Leichenzug ſetzte ſich in Bewegung. Das „Ideal“ (ſo lautete der Spitzname eines Studenten,) trug unbedeckten Hauptes ein Ruhekiſſen vor dem Todten her, zwölf andre Studenten trugen den Sarg, neben dieſen her ſchritten Ehrenwachen in feſtlicher mittelalterlicher Tracht mit gezogenen Degen und die jungen Studenten zogen

klirrend mit ihren Schleppſäbeln auf und ab. Zwiſchen dem Sarge und der großen Schaar der Fackelträger, welche ihm in ſchwarzen Sammetröcken folgte, ſchritt der Domherr einher im ſchwarzen Frack, das Ordenskreuz auf der Bruſt. Mary, die Bäuerin, lag krank und mit verweinten Augen daheim in der alten Curie. Neben ihm her aber ging mit einfach bürgerlichem Anſtand die Braut des Tauſendkünſtlers und trocknete unabläſſig mit einem weißen Tuche ſich die Thränen von Augen und Wangen....

Nachdem dies Paar mit den Studenten den Tauſendkünſtler begraben hatte, trennte es ſich auf dem Friedhofe von ihnen, und beſtieg weinend und wehklagend (denn auch der Domherr hatte zuletzt ſeine Faſſung gänzlich verloren,) einen Wagen, in dem der Jäger, deſſen der Leſer ſich wohl noch erinnert, ſie um Mitternacht in die alte Curie zurückbrachte. Die Studenten aber begaben ſich im Trauermarſch nach dem Markte zurück, um hier die Fackeln zu verbrennen. Sie warfen alle in die Mitte des Marktes zuſammen und ſangen, während das Feuer zu einer mächtigen Lohe angeſchürt wurde, einen Vers aus dem Liede „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude," der in melancholiſch- und doch behaglich-reflectirender Weiſe auf den Tod eines „Bruders" Bezug nimmt. Das Lied ſchmeckt etwas nach der gemüthlich-verſtändigen maureriſchen Küche, und die Verbindungen der maureriſchen Köche mochten zu der Zeit, da es entſtand, in der That bis zum Olymp hinauf reichen, von wo ihnen die Götter zu jedem ihrer Ordensfeſte einige ihrer beſten Freuden in den Topf lieferten. Dieſe Zeit aber war die, wo der deutſche Geiſt „mit Veilchen bekränzt" auf dem Raſen ſaß und überall aus Thränen hervorlächelte. Es war

Auguſt, als ſähe er ihn auf dem Grabe des todten Studenten ſitzen und weinen .... gehörte nicht auch Dieſer ſeinem Weſen nach einer Zeit an, die längſt dahin war mit ihrer überſeligen Gemüthlichkeit, welche in einer Überfülle von Kraft und Rohheit verborgen war?

Sprach dieſes Lied aber eine Stimmung aus, die für Auguſt bereits etwas ſehr Fremdartiges hatte, ſo konnte er dagegen das zweite Lied, deſſen Geſang der Burſchenbrauch hier verlangte, aus deſto vollerer Bruſt mitſingen. Es war ein Lied von gutem Klang, das lateiniſche „Gaudeamus igitur," bei dem jeder Student ſich in einen Meßpfaffen vor dem Hochaltar der Jugendluſt zu verwandeln ſcheint und von dem jeder Vers wie eine Kanne trefflichen Weins Dich anlacht. Mit dem unvergleichlichen Wohlwollen deſſen, der das Leben zu genießen verſteht und es daher auch andern gern gönnt, iſt jede Zeile geſättigt und getränkt; alle Jungfrauen ſollen leben, ruft das unvergleichliche Lied, aber auch die Frauen, die guten und arbeitſamen ſollen leben, — die Profeſſoren und alle Glieder der Univerſität ſollen immer in floribus ſein .... Auguſt ſang das Alles ſo recht aus voller Bruſt und es freute ihn als er bemerkte, wie das umſtehende Volk ſich immer mehr und mehr in den von den Studenten gebildeten Kreis hineindrängte, gleichſam um von dem freigebig wie Weihwaſſer ausgetheilten Studentenſegen auch ſein Theil zu empfangen.

So hatte dies einem alten Herkommen gemäß hier geſungene Lied ſelbſt ſchon bezeichnet, daß Leid und Trauer bei dieſer Jugend niemals einen feſten Boden gewinnen kann. So zog dann auch, einem zweiten akademiſchen Herkommen gemäß, die ganze Schaar der Studenten, nachdem ſie ſo dem

todten Bruder die letzte Ehre erwiesen, in's Wirthshaus. Man hatte diesmal zum Versammlungsorte den Gasthof der Eisenbahn ausersehen, der, vor dem Thore der Stadt gelegen, in seinem geräumigen Saale fast die ganze Universität aufnehmen konnte. In feierlich-ernster Weise zwar wurde hier das Gelage, als bereits Mitternacht nahe war, begonnen, hatte indessen nach mehreren Stunden doch bereits eine ziemlich wilde Haltung angenommen.

Der Morgen graute schon, als eine Schaar von Trunkenen, welche auch den Ausgang des Saales besetzt hielt, den „Fürst von Thorn" aufzuführen begann. August, der gleich Andern nicht in der Stimmung war hieran Theil zu nehmen, suchte sich Dem zu entziehen; er öffnete ein Fenster des Saales, das in's Freie hinausging und aus dem sogleich die frische scharfe Morgenluft in den dumpfen Saal hereindrang und sprang zuerst hinaus fast mitten in ein Kornfeld hinein. Gar mancher folgte ihm nach, denn der Vorschlag nach einem kaum zehn Minuten entfernten im freien Felde gelegenen Dorfe hinauszuziehen und dort zu frühstücken, fand großen Anklang.

Bist Du selbst, lieber Leser, schon einmal nach einer im Zecherkreise durchwachten Nacht in aller Frühe durch ein thaufeuchtes Kornfeld gegangen? Du wirst dann Dir eine Vorstellung von dem machen können, was jetzt in Augusts Brust vorging. Eine Lerche, aufgescheucht durch die frühen Wanderer, fuhr plötzlich aus ihrem Neste mitten in den Saaten singend in die Luft empor. In einiger Entfernung schnitt ein

Knecht aus dem Dorfe mit einer Senfe, die wie eine Maultrommel durch's Feld klang, in einem blühenden, mit vielen rothen Klatſchroſen durchwachſenen Kleefelde Klee für den Bedarf des Tages auf einem Bauernhofe, und eine Magd lud den friſchgeſchnittenen behutſam auf ein Wäglein, vor dem ein braunes Pferd ſtand, welchem man einen Arm voll des feuchten blühenden Klees vorgeworfen hatte, den es mit großem Behagen zum Frühſtück verzehrte. Knecht und Magd hielten in ihrer Arbeit ein und betrachteten verwundert den Zug der Jünglinge, der ſich in der Tracht vom vorigen Abende jetzt, wo eben die Sonne des neuen Tages zum Vorſchein kam, recht ſeltſam ausnahm. Guten Morgen, meine Herren! rief der Knecht mit lauter Stimme ihnen zu; einige der Jünglinge ſcherzten im Vorübergehen mit der Dirne, Auguſt aber ſchlug vor beiden die Augen nieder und im feinem Innern rief eine Stimme: O, nur kein verlornes, verfehltes Daſein auf dieſer Welt, — ich könnt' es nicht ertragen!

Man fand den Hof des Bauernwirthshauſes im Dorfe bereits geöffnet; es war derſelbe große Bauernhof, aus dem Knecht und Magd ſo früh zum Futterholen auf's Feld gezogen waren. Da indeſſen das Haus ſelbſt verſchloſſen war, ſo begaben ſich die Jünglinge in den großen Baum- und Raſengarten nebenan, wo einige auf den in der Mitte des Gartens aufgeſchlagenen hölzernen Bänken ſich ausſtreckten, während man andere bald im hohen Graſe ſchnarchen hörte. Alsbald kehrten Knecht und Magd vom Felde zurück, und während der Knecht von einem Stalle zum andern ging, um dem Vieh ſein Futter zuzutheilen, bereitete die Magd an einem ſtarken Feuer auf dem großen Heerde des Hauſes den Morgentrunk,

den sie dann in mächtigen Kannen, deren sie mehrere zu gleicher Zeit im Arme trug, in den Baumgarten brachte und in der Mitte desselben auf der hölzernen Tafel niedersetzte. Die kleinen runden blauen Tassen, an denen Kühe mit Melkerinnen abgebildet waren, brachte sie alsdann in einem Korbe und den braunen „Zuckerkand" in einer Schüssel, aus der sich jeder sein Stück herausnehmen mußte.

Die Sonne stand jetzt bereits in voller Pracht am Himmel, als die Jünglinge meist einzeln oder in kleinern Gruppen, um nicht in ihrer seltsamen Tracht am hellen Morgen Aufsehen zu erregen in die Stadt heimschlichen.

August war auch hier einer der ersten, welche sich entfernten. Er schlich sich in die Stadt und legte in seiner Wohnung die mittelalterliche Rüstung ab. Ein Gefühl innern Mißbehagens verließ ihn den ganzen Tag über nicht. Denn es giebt einen gesunden „Katzenjammer" der menschlichen Seele, dessen Reaction bei Naturen, die durch das Leben nicht abgestumpft sind, nach einer durchschwärmten Nacht niemals ausbleibt und der August angeweht hatte wie frische Seeluft aus den wogenden Saaten der grünen Felder, als er aus dem geöffneten Fenster in's Freie hinausgesprungen war, kurz bevor auch die ersten Strahlen der Morgensonne auf sein phantastisches Costume fielen.

Solch frischer Seeluft brachte auch ein Brief aus Bremen noch ein gutes Theil mit, den August in seiner Wohnung vorfand. Der Philhellene meldete darin, daß er in Gesellschaft der Donna Anna glücklich in dieser Stadt angelangt sei und sich noch an demselben Tage mit ihr nach Bremerhaven begeben werde.

Hier saß er bereits, als die Studenten den Tausendkünstler begruben, günstigen Wind erwartend, mit seinem Hochzeitsfrack angethan im Hafen und erfreute sich an einem Glase Grog, das die Donna Anna von ihren gemeinschaftlichen Reise- und Ausstattungsgeldern für ihn bezahlt hatte. Da trat ein Mann an Bord in Hemdsärmeln, von verwildertem Aussehen, der rief aus, als er mitten auf dem Versteck stand:

„Juchhe! ich hab' mein Jugendideal, Amerika ist's genannt; aber erst hielten mich Vater und Mutter und dann Weib und Kind hier zurück (denn sie strebten nicht nach vorwärts wie ich), daß ich nicht konnte zu mein'm Jugendideal kommen. Jetzt aber, jetzt sind sie alle todt, Vater und Mutter, Weib und Kind, ja todt, mausetodt, und mein Jugendideal lebt noch, wenn auch mein Haar schon ergraut. Und mein Haus und Hof daheim hab ich verkauft, um zu mein'm Jugendideal über das große Wasser zu fahren — Fifat Amerikakaka!" Und dabei fuhr er mit der Hand in der Luft hin und her, als schlüge er dazu den Triangel.

Der Philhellene hatte, gleich dem Leser, in der langaufgeschoßnen Figur des seltsamen Schiffsgastes sogleich den „abgegangenen Schüler Renz" wieder erkannt. Auch dieser erkannte seinen Gast aus der Schenke jetzt wieder und trat zu ihm, um ihm mit dem Lächeln des Wahnsinns auf den Lippen ausführlicher zu erzählen, daß bald, nachdem er mit der Donna Anna bei ihm sein einfaches Mittagsmahl gehalten, ihm selbst Weib und Kind gestorben seien und wie er dann schnell das Seinige verkauft habe, um sich mit Geld für die Auswanderung nach Amerika zu versehen.

Der Philhellene schauderte. Amerika, das Land der Frei-

heit, war auch das Land seiner Ideale gewesen; er seufzte tief und dachte, wie er erst, nachdem er seinen Halbbruder im Zweikampfe erschlagen und dadurch in Europa für die Gesellschaft abgestorben war, dahin gelangen sollte, gleich jenem Bauern, dem erst Weib und Kind absterben mußte, bevor er zu seinem „Jugendideal" gelangen konnte....

In diesem Augenblicke betrat bewaffnete Mannschaft das Schiff und fast gleichzeitig riefen mehrere Passagiere, welche die Ursache zuerst erfahren hatten, entsetzt aus: „Ein Mörder, ein Mörder befindet sich am Bord!"

Der Philhellene schrak zusammen; die Donna Anna, die in einiger Entfernung von ihm stand und dem bunten Gewühl der Auswanderer zuschaute, stieß einen durchdringenden Schrei aus, denn sie glaubte den Philhellenen alsbald gefesselt vor sich sehen zu müssen. Der Polizeibeamte wurde von dem Schiffscapitain nach der Stelle zu geführt, wo der lange Wirth neben dem Philhellenen stand, und befahl seinen Leuten, den abgegangenen Schüler Renz zu binden. Bald nach seiner Abreise hatte sich gegen ihn der dringende Verdacht ergeben, daß er Weib und Kind durch Gift aus dem Wege geschafft habe, um seinem „Jugendideal" Amerika nachjagen zu können. Da er zu Fuß dem Meere zureiste und seinen Nachbaren zuvor den Weg bezeichnet hatte, den er nehmen werde, so war er durch den ihm nachgesandten Steckbrief noch am Bord des Schiffes erreicht worden.

Der Wirth trat jetzt vor seinen ehemaligen Mitschüler hin und flüsterte ihm zu: Ich komme bald nach — sie wollen mich in's Gefängniß werfen — aber ich breche mich durch und komm' zu mein'm Jugendideal — grüßt mir das Land Ame-

rikakaka!" Und damit ſuchte er die gebundene Hand zu bewegen als ſchlüge er den Triangel.

Tieferſchüttert harrte der Philhellene mit Donna Anna noch eine Nacht am Bord des Schiffes, bevor die Anker gelichtet wurden. Am nächſten Morgen aber blies ein günſtiger Wind in die Segel und dieſelbe friſche Morgenluft, von der ein Hauch Auguſt entgegenwehte, als er nach der durchwachten Nacht das Fenſter öffnete und in das Kornfeld hinausſprang, trieb das Schiff, das den Philhellenen mit ſeiner Braut trug, in die hohe See.

Es iſt ſeitdem keine Kunde mehr von ihnen nach Deutſchland gekommen. Vor einigen Jahren ſtellte die Mutter des Philhellenen, deren ſtolzer ariſtokratiſcher Natur die Nachricht von dem Zweikampfe der beiden Söhne des Domherrn und dem Ausgange deſſelben ſogleich eine ſtille innere Genugthuung gewährte, durch amerikaniſche Zeitungen die eifrigſten Nachforſchungen nach ihnen an, wahrſcheinlich um ihnen auch über den Ocean noch eine Summe Geldes nachzuſenden, aber vergeblich. Vielleicht bleichen ihre Gebeine in der See: man weiß, daß bald nach ihrer Abreiſe ein Schiff im Sturme verunglückte, doch weiß man nicht, ob ſie ſich gerade auf dieſem Schiffe befanden. Vielleicht aber auch ſtehen Beide in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe, tief im Innern Amerikas irgendwo nebeneinander an die Umzäunung ihrer Farm gelehnt und ſchauen in die ſinkende Sonne .... Er drückt die Hand ſeines braven Weibes, das ihm den Schweiß von der Stirne trocknete, als er die Bäume des Urwalds fällte und das ſich jetzt ein Recht erworben hat auf die Verzeihung der Landpartie der Schauſpielerin mit dem Weinreiſenden, über

die er ſich einſt ſo leichtfertig hinwegſetzte .... Mit der alten Welt haben Beide ſo völlig gebrochen, wie mit ihrer eignen Vergangenheit .... Selbſt wenn ſie aus den Zeitungen wüßten, wie emſig die treue Mutter nach ihnen umherſucht, ſie würden ſich bedenken, ehe ſie auch ihr nur ihren ſichern Schlupfwinkel in der neuen Welt verriethen ....

Der „abgegangene Schüler Renz" hat die Eiſengitter noch nicht durchfeilen können, um zu ſeinem Jugendideal zu gelangen. Er ſitzt im Irrenhauſe ſeiner Provinz und ſingt dort „Braſilien iſt nicht weit von hier" und dazu macht er noch immer die Bewegung mit der Hand als ſchlüge er den Triangel. Zuweilen aber hat er lichte Augenblicke, dann nimmt er eine ſehr weiſe Miene an und ſpricht: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, und dabei nimmt er aus der Schüſſel der Irren ſeinem Freunde, dem Kaiſer von Marocco, das beſte Stück Fleiſch vor der Naſe weg und ſchneidet ſich dazu ein großes Stück Brod ab vom Roggenbrode der Irren.

Eine frühe Schuld.

Von

Alfred Meißner.

Unter den Menſchen, die mir im Leben begegnet ſind, haben wenige auf mich einen ſo tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, wie ein junger Mann, den ich hier, wo ich ſeinen wahren Namen nicht nennen darf, als Eduard Falkland einführen will. Von der Natur mit allen Fähigkeiten ausgeſtattet, die einen großen Wirkungskreis öffnen und ihrem Beſitzer einen glänzenden Platz unter ſeinen Zeitgenoſſen ſichern, war er doch, wie durch einen Schickſalsſpruch in ſich ſelbſt gebannt und dazu beſtimmt nur in ſich zu leben, und, von den Menſchen wenig oder falſch verſtanden, alle Kräfte ſeines Innern nur ſich ſelbſt zu entfalten. Theilnahmlos für die Bewegung der Zeit, fremd ihrer Politik, ihrer Literatur feindlich, war ſein Leben Einſamkeit und geheimnißvolles Schaffen zu eigener Beruhigung, nicht zu fremdem Nutzen und Frommen. Es iſt eine ausgemachte Thatſache, daß Naturen, welche einmal den Weg von der Geſellſchaft hinweg in die Einſamkeit hinein gefunden, ihn wie von einer unheimlichen Kraft angezogen immer weiter verfolgen, bis ſie ganz verloren gehn; Falkland war auf dieſem Wege trotz ſeiner Jugend ſchon ein gutes Stück gegangen und ſo kam's,

daß ihn die Welt aus den Augen verloren hatte, wie er seinerseits mit gediegenem Stolze auf sie verzichtete.

Durch Zufall kam ich ihm nahe und gewann, glücklicher als mancher andere, sein Vertrauen. Er öffnete mir seine verschlossene Natur, und gewann es sogar über sich, mich, nachdem ich manche Prüfung vortheilhaft bestanden, in die Werkstätte seines einsamen Schaffens einzuführen. Falkland war Poet und zwar einer der eigenthümlichsten, die mir noch vorgekommen. Man denke sich eine nordische Landschaft. Dort unter einem klaren Nachthimmel dehnt sich ein unermeßliches Land aus, an dessen scharfhingezeichneten Felskuppen ein Meer in ewiger Unruhe brandet. Wüste Schneegebirge leuchten aus der Ferne herüber, den Vordergrund unterbricht nur hie und da eine lebenhegende Hütte, ein grünender Baum. Der eintönige Pulsschlag des Meeres mißt den Zeitraum eines großartigen Schweigens ab. Da flammt auf goldenen Säulen das ernste Nordlicht empor, es beleuchtet die starre Gegend, das brandende Meer, die Klippen, die fernen Schneegipfel — und unsägliche Trauer erfüllt das Gemüth des Beschauers.

Nur durch dies Bild kann ich den Eindruck wiedergeben, den Falklands Dichtungen auf mich machten. Ein kalter und strenger, ein verzweifelnsvoller Ernst bedingten ihren Charakter mit seiner Größe und seinen Gebrechen. Alles an diesen Schöpfungen war hart, dürr, trocken wie alter Basaltboden, aber alles war auch groß und bedeutungsvoll. Sie hatten neben ihm, der mit großartigem Bewußtsein vom Werthe seiner Arbeiten sprach, bald keinen inniger Bewunderer als mich.

Vor allen andern Dichtungen Falklands zog mich ein dramatisches Gedicht an, das die Erscheinung der ersten Schuld im Menschengeschlechte behandelte und jenen großartigen Charakter vorführte, der gewissermaßen als Erfinder des Mordes und der gewaltsamen Vernichtung durch den Haß für alle Zeiten in schauerlicher Größe dasteht: ich meine Kain. So merkwürdig das Gedicht in sich selbst schon war, so unbegreiflich ward es mir, als der Verfasser mir erzählte, daß er es zu einer Zeit geschrieben habe, wo das Gemüth gewöhnlich nur für die heitersten Erscheinungen des Lebens Sinn hat: am Ausgang des reifern Knabenalters, im siebzehnten Jahre! Der Proceß, wie ein so junges Gemüth zu solchem Thema und solcher Darstellungsmacht gekommen, war mir ein Räthsel. Falkland erwiderte, daß eine erschütternde Katastrophe, die ihn damals betroffen, sein bis dahin heiteres Leben erstarren gemacht. Er habe nur fortgeschrieben in der Stimmung, die ein großes Schicksal ihm bereitet habe und seitdem sei er Poet. Dies Gedicht sei eine Klage um ein verlornes Eden und um eine fatalistische Verschuldung. Das Wort „Dämonie" kehrte dann mehrmals auf seine Lippen wieder, es schien als glaube er an eine persönliche Schicksalsmacht, die, indem sie ihn ganz besonders hervorgesucht, ihn mit unheimlichem Zauber zu dem gemacht, was er nun sei. Mit einem Worte, diese Dichtung sollte das Produkt einer inneren Revolution sein, die ihm fortan für alle Zukunft einen einsamen und eigenthümlichen Weg vorgezeichnet habe.

Ich hatte mehrere Monate mit Falkland verlebt, ehe er sich trotz eines gegebenen Versprechens entschließen konnte, mir die düstre Katastrophe seiner Jugend zu erzählen, die ihn

ſo ſeltſam verwandelt. „Der Weg in meine Vergangenheit zurück,“ ſagte er, „hat ſich im Laufe der Jahre mit dichtem Walde bedeckt; und ich fürchte die Wölfe darinnen. Ich brauche Muth und Überwindung, vor allem aber eine gute Stunde um Ihnen das alles zu erzählen.“ — Die gute Stunde kam. Jeder Menſch hat retroſpektive Augenblicke, in welchen ihn der Panzer des Tages drückt, wo ihn die Wunde ſchmerzt, die ihm hier oder dort das Leben ſchlug, und wo er den zum Arzt nimmt, der ihm eben nahe iſt. Ein ſolcher Augenblick war für uns beide gekommen und Falkland begann wie da folgt.

„Ich, den Sie als einen ernſten und kalten Menſchen kennen gelernt haben, bin einſt einer der heiterſten Knaben geweſen, die jemals unter Gottes Sonne auf dieſer Erde herumgeſprungen. Nachdem mein Vater ſo frühe geſtorben war, daß ich kaum noch ein Bild von ihm in der Erinnerung behalten, wuchs ich unter der ſanften Aufſicht einer Mutter auf, die den Eigenwillen ihres Kindes nur durch Liebe zu leiten, nie durch Strenge zu brechen ſuchte. Nichts fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und pünktlich machen kann; ich beſaß gute Lehrer, liebe Geſpielen, ein ſchönes Haus und einen ſchönen Garten vor der Stadt, den ich frühe ſchon mit kindlichem Stolze als mein künftiges Eigenthum zu betrachten gewohnt war. Ich ſelbſt war, was man ſo nennt, ein vielverſprechender Knabe. Schon frühe erwachte in mir ein ausgeprägter Sinn für Kunſt und alles Schöne. Die Malerei ſprach zu meiner Seele, Muſik konnte mich zu Thränen bewegen, das Theater regte all mein innerſtes Leben auf. Doch hinderte mich eine leidenſchaftliche Unruhe, die mich planlos

heute dies, morgen jenes treiben ließ, stets daran, auf irgend einem Gebiete der Kunst selbstständige Fortschritte zu machen.

Als meine Ungeduld wuchs, nebst der Stadt, aus der ich bisher noch nicht herausgekommen, noch ein weiteres Stück der Welt zu sehen, erlaubte mir meine Mutter eine Tante zu besuchen, die eben damals ihre podagrischen Füße im warmen Wasser von Teplitz badete. Ich war eben vierzehn Jahre alt geworden und dünkte mich nicht weniger als einen erwachsenen Mann. Meine Tante, eine alte Coquette, bemerkte mit Vergnügen meine hochgewachsene Gestalt, mein freies Benehmen, die Sicherheit des Tons in meiner Rede; an ihrer Seite herwandelnd, ihren Schwal über den Arm gelegt, glaubte sie mich leicht für einen jugendlichen Verehrer ausgeben zu können.

Ich weiß nicht ob Sie Graupen kennen, ein Städtchen, das noch reizender ist als das reizende Teplitz? Wunderbar pittoresk in seiner Armuth und Verkommenheit zieht es sich einen Bergabhang hinauf, der mit einer prächtigen Vegetation: uralten Kastanien und noch älteren Eichen bewachsen ist. Ein frisches Bergwasser, so recht für Forellen geschaffen, durchschneidet den kleinen Ort und stürzt von Fels zu Felsen ins Thal hinab. Ihm zu beiden Seiten stehn, in ihren Gärtchen versunken, die kleinen Häuser, als ob sie in einer langsamen Wallfahrt zur Höhe hinan eben ausruhten. Dies alles überragen auf zwei nachbarlichen Berggipfeln die Trümmer zweier schwesterlichen Burgen. Sie übersehen alles, Kastanienwald und Städtchen, Gebirgsbach und Ebene.

Dieser Ort war es, an den wir eines schönen Sommer-

nachmittags in vier Wagen herangebraust kamen, eine zahlreiche Gesellschaft. Am Fuße des Berges angekommen, stiegen wir aus; jeder Herr wählte eine Dame und im allgemeinen Gespräch, langsam und bedächtig, ging es zur Burg hinan, in der ein freundlicherer Schloßwart, als ihn das Mittelalter gekannt haben mag, die herbeiziehenden Gäste mit Kaffee zu bewirthen pflegt. Es war ein heißer Augusttag; wir freuten uns als wir aus dem Bereich der Häuser hinausgekommen, die breiten Laubdächer der Eichen über uns hatten. So näherten wir uns dem letzten Kegel der Wilhelmshöhe. Da schlägt plötzlich das laute Gebell meines Hundes an mein Ohr, die klagende Stimme eines Kindes mischt sich darein und mein Herz sagt mir, daß ein Unglück geschehe.

Es war doch nicht so groß, als ich mir's gedacht! Als wir um die Wendung des Pfades herumkamen, den der Hund vorangeeilt war, konnten wir's mit einem Blick übersehn. Neptun, der die ganze Zeit hindurch, von der Hitze gepeinigt, in den Hecken herumgejagt hatte, stand keuchend und mit blutendem Maule da. Eine Ziege, durch den Hals gebissen, lag verröchelnd am Boden, und ein kleines Ziegen weidendes Mädchen, mit einem dürren Stöckchen in der Hand, stand neben dem Thäter und seinem Opfer, zwischen den Empfindungen getheilt den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.

Noch sehe ich den Platz vor mir! Ein Raum, von einem sanften Rasenabhang eingeschränkt, war von Buchen und Eichen auf's lieblichste beschattet. Ein Ziehbrunnen von grauen moosbewachsenen Quadern eingefaßt, von Farrnkraut und Kresse üppig umwuchert, stand in der Mitte. Ein alter

Kübel lag, umgestürzt am Brunneneingang. Die That war geschehn, als die kleine Hirtin eben ihre Thiere hatte tränken wollen.

Und wie lieblich erschien mir dieses Kind! Es konnte nicht mehr als dreizehn Jahre zählen. Die großen schwarzen Augen standen ihm voll Thränen, zwei schwarze Zöpfe, beinahe — so schien es — zu schwer und groß für das kleine Köpfchen und den schlanken Hals, faßten das bleiche Gesicht wie in einen dunklen Rahmen. Das Mädchen war ärmlich aber reinlich gekleidet. Ein grobes aber schneeweißes Hemd deckte den Oberleib und war noch um den Hals zusammengezogen; darunter schlug die erwachende Brust. Ein kurzes schwarzes und roth gestreiftes Röcklein fiel bis an die nackten Knöchel herab. So kniete die Kleine vor dem Thiere nieder und da sie es unwiederbringlich todt sah, strömten ihre Thränen noch heftiger.

So eigenthümlich war die Erscheinung und der Schmerz des Kindes über seinen Verlust, daß die ganze Gesellschaft gerührt stehn blieb. Ich, von des Mädchens Anblick auf's Tiefste bewegt, vergaß sogar den Mörder zu bestrafen. Wedelnd und auf dem Bauche kriechend kam er an mich heran, indeß ich Augen nur für das Kind hatte. „Ist das Ihr Hund?" sagte sie, ruhig aus ihren Thränen herausblickend. „Den müssen Sie besser erziehen!"

Ein Herr aus unserer Schaar zog einen Thaler hervor. „Hier Du nettes Kind," sagte er, „damit ist Dein Verlust vergütet. Was mag," fügte er hinzu, „auch so eine Ziege werth sein?"

Mir zerriß es das Herz das Mädchen leiden zu ſehn und die Art, wie man ſie tröſten wollte, ſchien mir nicht minder grauſam. „Es war mein Hund, der es gethan," rief ich, „laſſen Sie mich den Schaden erſetzen." Dabei zog ich ein Beutelchen hervor, das mir meine Mutter bei der Abreiſe geſchenkt und das mehrere Goldſtücke enthielt. Aber das Mädchen erhob ſich. „Den Thaler nehme ich an," ſagte ſie, „ich werde ihn meiner Mutter bringen. Aber mehr nehme ich nicht an, denn uns gebührt nicht mehr. Wir werden ja noch etwas an der Ziege löſen." Dabei ſah ſie ſich nach den andern Thieren um, die gefühllos beim Tode ihrer Gefährtin nach Futter in den Büſchen umherſchweiften, knixte und verſchwand mit ihrem Stöckchen hinter den Sträuchern. Die Geſellſchaft entfernte ſich und auch ich. Doch hatte ich zuvor unbemerkt von allen, wie auch von dem Kinde, mein ſeidenes Beutelchen neben der todten Ziege niedergelegt. Keine Gabe ſchien mir zu groß für ſolch ein liebes Geſchöpf.

In der Nacht, die dieſem Tage folgte, ſchlief ich unruhig, am folgenden Morgen trieb mich die Unruhe zwecklos herum. Neptun, meinen treuen Begleiter, meinen verzogenen Scholaren, konnte ich nicht mehr ohne Ingrimm anſehn. Ich zog ihn bei den Ohren, denn oft war mir's als höre ich noch hinter mir die ſanfte Stimme: Iſt das Ihr Hund? den müſſen Sie beſſer erziehen! Ich rief mir die Erſcheinung der Hirtin zurück, ich verglich ſie mit allen übrigen Mädchen, die mir bis dahin ſonderlich aufgefallen und kam zur Gewißheit, daß ſie trotz ihres ärmlichen Anzugs ſchöner ſei, als alle. Ich dachte daran, daß mir neulich ein erwachſenes Mädchen einen Kuß habe geben wollen, dem ich ausgewichen war.

Was gäb' ich, dacht' ich, um einen Kuß von ihr! Dabei ergriff mich ein Beben, wie ich's noch nicht gekannt. —

Endlich erfuhr ich, was ich zu thun habe. Ich mußte nach Graupen zurück, und die Arme wieder aufzufinden trachten. Wenn ich sie getröstet gefunden, wenn ich von ihr selbst erfahren, daß sie mir verziehn, dann, so glaubte ich, würde ich wieder ruhig werden.

Dies war ein Entschluß der Nacht; der Morgen traf mich schon auf dem Wege. Es war noch früh am Tage, ein zarter Duft lag auf dem fernen Gebirge, die Büsche und Wiesen waren voll Thau's, die Lerche sang über den Stoppelfeldern, von fernher tönten die Glocken zur Frühmesse. Alles athmete Glück, athmete Frieden und Ruhe. Ich schritt mit leichtem Herzen dahin, meine Wangen glühten, mein Herz pochte laut. Mein treuer Hund schien meine Stimmung zu theilen; er lief voraus, kehrte um, sprang bellend an mich heran, auch ihm schien alles daran zu liegen, ein vergangenes Vergehen wieder gut zu machen.

Es schlug neun Uhr von dem kleinen Kirchthurm, als ich in Graupen ankam. Ich schritt rasch den Bergesabhang hinan, suchte einen kürzern Weg an den Hecken vorbei und befand mich bald am bekannten Platz. Ja, da war der Erdwall, die breite schattige Eiche, der Ziehbrunnen: es fehlte nur eines: das Hirtenkind. Vergebens spähte ich umher, durchstrich die Gehege, blickte in alle Hütten, die sich im nächsten Umkreis sehen ließen, ich fand nirgends was ich suchte. Trauernd kehrte ich zum Brunnen zurück und setzte mich auf seinen Rand nieder. Wer bürgte mir dafür, daß das Mädchen nicht aus einem fernen Dorfe sei? Mit welchem Namen sollte

ich nach ihr fragen? die sorgsamsten Nachforschungen könnten ohne Erfolg bleiben! Verzagt, beinahe mit Thränen in den Augen, blieb ich sitzen und sann nach was ich zu thun habe.

Das Geklingel einer blechernen Glocke und das Rauschen in einer Hecke weckten mich endlich aus meinem Brüten. Ich blickte auf — sie stand vor mir! Wie damals als ich sie das erste Mal sah, hielt sie eine Ziege an einem Stricke fest, unter deren schwellendem Euter zwei Zicklein sich krümmten, aber ihr Gesicht sprach von ganz andern Empfindungen. Freudig lächelnd sprach sie mich an, da ich sie noch verwirrt anstarrte. „So sind Sie doch gekommen," rief sie, „ich habe immer gesagt, Sie würden kommen. Der kleine Säckel mit den Dukaten, den Sie verloren haben, ist gefunden und liegt gut aufgehoben bei der Mutter. Sie können ihn gleich haben. Die Mutter meinte, ich solle nach Teplitz gehn und nach der Herrschaft fragen, ich habe aber immer gemeint, daß Sie kommen würden, um nach dem Säckel zu forschen."

Ich ergriff ihre Hände. „O lassen Sie das," rief ich, „ich bin zu glücklich, wenn Sie das Beutelchen für sich behalten wollen. Nicht nach ihm, nach Ihnen zu forschen, bin ich wieder hergekommen. Sind Sie mir nicht mehr böse, daß ich Ihnen Schreck und Schmerz bereitet, können Sie mir verzeihn?"

Was soll ich das Weitere erzählen, was in meiner Erinnerung wie von einem zarten Schleier bedeckt in weichen Umrissen erscheint, und unerfaßbar beim Griffe darnach verschwindet? Wer weiß noch, wie er seine Liebe gestanden im vierzehnten Jahre? Das Herz ist so voll, von so zarter Hülle umkleidet, die Knospe springt mit einem Schlage! Wo nahm

ich, der ich bisher den Mädchen gegenüber scheu und furchtsam war, den Muth her, meiner kleinen Freundin zu sagen, wie schön ich sie finde, wie es mich gedrängt habe sie wieder zu sehn und wie unendlich ich sie liebe? Doch sagte ich es, von einer Glut hingerissen, die ich als ein völlig Fremdes und Neues empfand. Und als sie mir sagte, daß auch sie mir gut sei und mich herbeigewünscht habe und mich liebe, da füllten sich meine Augen mit Thränen und freudig weinend fiel ich ihr um den Hals.

O Marie war schön! Noch heute denke ich an ihre Schönheit mit zitternder Bewegung! Nicht eben groß für ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut, wie ich mir seitdem Mignon zu denken angewöhnte. Ihr Gesicht war nicht voll, doch von so sanften Linien wie das herrlichste Köpfchen einer Antike. Ihre Wangen von zarter, durchsichtiger Blässe rötheten sich nur in Momenten des Affektes. Ihre Augen vom schönsten Braun hatten, wenn sie von Liebe oder Sehnsucht sprachen, einen Glanz in sich, der mit unbeschreiblicher Gewalt in's tiefste Gemüth drang. Oft noch in späten Jahren habe ich dieses wunderbaren Glanzes gedacht, mich gefragt, was er sei, und aus welchen Tiefen der Seele er stamme? Und doch leuchtete aus diesen Augen in ruhiger Stimmung nichts als der klarste ruhigste Verstand, vereint mit dem freundlichsten Wohlwollen.

Dies klare, ruhige Erfassen der Wirklichkeit war der Grundzug ihres Charakters, und obwohl um ein Jahr jünger als ich, war Marie mir voran an Reife und Erfahrung. Immer aufs neue wieder mußte es sich mir aufdringen, was aus dieser reichbegabten Natur hätte werden können, wenn ihr das

Schickſal eine andere Stellung und eine andere Erziehung gewährt hätte! So wie ſie jetzt geſtellt war, konnte ſich ihr heller Verſtand, ihre eigenthümliche Auffaſſungsgabe nur auf den engen Kreis ihrer dörflichen Anſchauungen beſchränken, den bisher kein außenliegender Zufall durchbrochen hatte. Doch hatte auch innerhalb dieſes feſt gezogenen Kreiſes manches eigenthümliche Unglück ihre Erfahrung gereift. Ihr Vater war frühe geſtorben, ihr Bruder, der ſie über alles liebte, hatte ſich, da er als Rekrut abgeführt werden ſollte, durch einen Schuß in den linken Arm verſtümmelt und war am vernachläſſigten Wundfieber verſchieden. Dieſer Unglücksfall hatte die Mutter in eine ſchwere Krankheit geworfen, aus der ſie für's Leben eine tiefe Zerrüttung des Geiſtes mitgebracht. Es war eine ſanfte ruhige Frau, die in jedem Soldaten ihren zurückkehrenden Sohn erkennen und bewirthen wollte, und im ganzen Städtchen als ein „armer Narr" gekannt und bedauert wurde. Marie führte für ſie den kleinen Haushalt, ſcheuerte die beiden kleinen Zimmer, richtete alles. Kaum begreife ich, wie Mutter und Tochter lebten; die Hütte und ein mäßiggroßer Gemüſegarten ſchienen ihr ganzes Beſitzthum. Was ſie durch Spinnen und Marie im Winter durch Spitzenklöppeln verdiente, konnte nur höchſt dürftig ſein. Doch wollte Marie nie eingeſtehn, daß ſie Noth litten und beſaß oder erkünſtelte einen heitern Sinn über alles, was die Sorgen des Lebens betraf.

Es iſt begreiflich, daß ich fortan beinahe täglich nach Graupen kam. Ich hatte früher ſchon die Gewohnheit gehabt, die Nachmittage zu mineralogiſchen Streifzügen zu benutzen, und ſo kam es, daß meine Abweſenheit vom Hauſe weniger auf-

fiel, als ſonſt der Fall geweſen wäre. Doch ſah ich mich gezwungen, täglich nach neuen Ausflüchten zu greifen, um ein Bedürfniß des Herzens zu erfüllen, das ich um den Preis meines Lebens Niemandem vertraut hätte. Doch zog ich es vor, ſtatt zu lügen, meinen Verwandten nur in unbeſtimmten Ausdrücken Rede zu ſtehn. Was ſich meine Tante dabei gedacht, weiß ich nicht; ich glaube, man nahm es als ausgemacht an, daß ich irgendwo im phantaſtiſchen Aberglauben nach Schätzen grabe.

Hatte ich mich nun zu ihr gerettet, die von nun an der ganze Inhalt meines Denkens war, ſo überkam mich ein Glück, das um ſo inniger und voller war, als die Abweſenheit peinlich und das Erreichen ſchwer geweſen. Erſt Nachmittags ſtand es meiner Marie frei, mit ihren Ziegen hinauszugehn um ſie auf die buſchigten Abhänge des Berges zu treiben; und dieſe Zeit pflegte dann auch ich in Graupen einzutreffen, um ſie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Schönſte, reinſte, glücklichſte Zeit meines Lebens! An den Mauern der Burgruine gelagert, die abwechſelnd mit Epheu und mit wilder Waldrebe wie mit grünen und purpurnen Teppichen bekleidet waren; dann wieder die inneren Räume der Burg und die ſtillen Thäler durchſchweifend, fühlte ich einen Frieden und eine ſtille, geſättigte Freude mir ins Herz ſinken, die ich bisher nie gekannt. Jeder Baum, jede Mauer hatte ſeine Legende, jedes Haus ſeine kleine Geſchichte, die mir Marie zu erzählen wußte. Ich lernte Kräuter und Steine kennen, die ich nie beachtet, ich gewann Einſicht in die Welt des Armen, die mir bisher verſchloſſen war. Dies, und die erwachende, ſich ſtets neu

entfaltende Welt des Gemüths: welch neuer Inhalt, welch neues Leben!

So kam die Zeit heran, da wir scheiden mußten. Wir gingen im letzten Abendschein das letzte Mal den Bergabhang hinab, wo wir so viele schöne Stunden verlebt. Ein rother Schimmer lag auf den Hütten und auf dem alten, zerbrochenen Stadtthor. Marie legte ihr Köpfchen auf meine Schulter, streckte die rechte Hand vor sich hin und sagte: „Du ziehst, und ich muß hier bleiben!“ Jedes Wort in diesem einfachen Ausdruck schien mir eine Welt von Schmerz in sich zu fassen. Laut schluchzend riß ich mich los.

Als der nächste Morgen dämmerte, saß ich im Wagen und fuhr meiner Vaterstadt entgegen. Zum ersten Mal empfand ich wie die Gestalt der Mutter vor der der Geliebten zurücktritt; mein Scheiden schien mir ein langsames wollüstig schauriges Verbluten. Damals hätte ich's am liebsten gesehn, wenn mich die Pferde nach Sibirien, ans erstarrende Ende der Welt gebracht hätten.

Zu Hause angekommen, fing ich erst an meine Lage zu bedenken. Einerseits erschien mir die Liebe, die Nähe, der Besitz meiner Marie so unerläßlich, wie der Athem zum Leben; anderseits begriff ich erst jetzt die Entfernung, die mich von ihr trennte. Ich zog tausend Pläne in Erwägung, wie es wohl möglich werden könnte, sie aus ihrer Armuth emporzuziehn, ihr eine Erziehung zu geben, kurz sie mir näher zu bringen. Der Hohn des Schicksals, der ein schönes, anbetungswürdiges Wesen unter aller Ungunst der Verhältnisse, in Dürftigkeit und Verschollenheit aufwachsen ließ, trieb mich zur Verzweiflung. Der Widerhaken, der in meinem Herzen saß,

die dämonische Lust, die mich antrieb, die schwärende Wunde immer auf's neue wieder aufzureißen, indem ich mir alle Holdseligkeit der Verlorenen immer mächtiger vor die Seele zauberte, das ewige Brüten und Sinnen nach einem Ausweg aus solchen Conflikten zerrütteten allmälig mein sonst so heiteres Wesen bis in seine tiefsten Wurzeln hinab. Die Welt, die mich umgab, hatte bald für mich ihre besten Farben verloren. Ich ward reizbar und stieß durch meine starre Eigenthümlichkeit die Freunde ab, die bisher an mich gehalten. Nichts genügte mir mehr; die Musik schien mir nicht mehr der genügende Ausdruck meiner glühenden Empfindungen, die Schauspieler auf der Bühne, die mich bisher lebhaft interessirt, machten auf mich den Eindruck von Papiergestalten, die sich nur von einer Seite produziren könnten. Was ich dichterisch versuchte, befriedigte mich eben so wenig. Bald überfiel mich eine Leere, die verzehrender war als der schrecklichste Schmerz. Auf dem Lyceum, das ich inzwischen besuchte, trieb ich meine Studien nur zur Noth, so daß meine Mutter trotz aller Sorge und Liebe an meinen Talenten wie an meinem guten Willen zu zweifeln anfing.

So waren zehn Monate, die einen etwas besser, die anderen um so peinigender vergangen, und die Zeit war wieder da, in welcher ich im vorigen Jahre meine Reise nach Teplitz angetreten. Eine Veranlassung zu längerem Aufenthalte wieder hinzugehn, fehlte, da ich keine Bekannten mehr dort hatte, doch erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubniß, eine Fußreise von ein oder zwei Wochen durch die böhmischen Bäder machen zu dürfen. Kaum war mir dies bewilligt worden, als ein phantastischer Plan in meinem Kopfe reifte. Ich wollte

zuvörderſt nach Graupen gehn, Marie dort aufſuchen und ſie bewegen mich auf dieſer Tour zu begleiten. Ein raſcher Wagen würde uns von Teplitz nach Karlsbad, von dort nach Eger und wieder zurückführen, ich würde meiner Geliebten ein Stück jener Welt zeigen, nach der ſie ſtets ſo ſehr begehrt. Um dieſen Zweck beſſer zu erreichen, müſſe ſich Marie für dieſe Zeit aus einem armen Bauernkinde in ein ſchmuckes Fräulein verwandeln. Wie jener Prinz aus dem Märchen wollte ich mein Aſchenbrödel in allen Staat einer Stadtdame kleiden, um ſie wenigſtens für eine Zeit lang in die Welt der Glücklichen hinaufzuheben, und ſie eine ganze Vergangenheit der Entbehrung vergeſſen zu laſſen. Welches Glück, wenn ſie ſo mit allem Schönen und Kleidſamen geſchmückt vor mir ſtände, rufen zu können: Welt, haſt du je etwas Schöneres geſehn?

Gedacht, gethan! Jetzt ging's an Einkaufen bei Schneidern und Modiſtinnen. Zwei Kleider, ein Mantel, ein Strohhut und ein Swahl wurden angeſchafft; eine ganze Ausſtattung kam zuſammen, ſelbſt Strümpfe, Schuhe, Halskrauſen und Manſchetten und ein Bracelet für ihren Arm wurden nicht vergeſſen. Ein geräumiger Koffer verbarg all dieſen Putz und ging im Geheimen nach Teplitz ab. Beſorgter hat kein Schiffherr ſeine Ladung abgehn geſehn.

Verzeihen Sie, wenn ich in meiner Erzählung eile. Mein Herz ſchlägt raſcher, meine Erinnerung geht mit ihrem Reiter durch. In wenig Tagen ſah ich Marie wieder; als ich ſie nach ſo langer Trennung vor ihrer Hütte, bei der ich ihr das letzte Lebewohl geſagt, unverändert wiederfand, da glaubte ich die Beſinnung zu verlieren! Mir und ihr ward ſchwindlig, und

als wir uns in den Armen lagen — ich glaube, wir hielten uns nur dadurch aufrecht, daß wir uns so fest umschlossen hielten.

Ich erzählte ihr von meinem qualvollen Leben, meiner Sehnsucht und wie ich keine Stunde gesäumt habe sie wiederzusehn. Hast Du auch indessen mein gedacht? fragte ich.

„Haben wir," erwiderte sie ernsthaft, „nicht geschworen uns ewig zu lieben?" Und lachend sah sie mich an. „Du bist größer geworden," meinte sie, „auch Dein Haar lockt mehr und Du hast beinahe einen Bart bekommen. Es ist zu verwundern, daß ich Dich sogleich erkannt habe. Wie lange bleibst Du?"

Ich erzählte ihr, welche kurze Frist mir zugemessen sei und sagte ihr, als Trost dafür, sogleich von meinem Plan sie für einige Tage zu entführen.

„Das ist ein wunderlicher Einfall," sagte sie nach einer langen Pause, „und er erinnert mich daran, daß ich oft geträumt habe, daß wir mit einander entflohn und in die Welt hinausgezogen sind."

Sie zu bestimmen, fuhr ich in meinen Auseinandersetzungen fort. „Ich glaube," entgegnete Marie endlich, „ich glaube, es wird sich thun lassen. Meiner Mutter brauche ich nur zu sagen, daß ich die Tante in Kaaden besuchen gehe, sie hat mir längst die Erlaubniß dazu gegeben. Einmal auf der Reise können wir leicht den Seitensprung zu ihr machen. Aber in einer Woche muß ich wieder hier sein. Eine längere Abwesenheit würde bei uns alles in Unordnung bringen."

So trennten wir uns noch am selben Nachmittag. Ich ging nach Teplitz zurück um die letzten Reisevorbereitungen zu treffen und überließ es meiner Marie ganz allein die Mutter

zu bereden. Wenn es ihr gelungen sein würde, wollte sie mich morgen mit dem frühsten im Gasthofe aufsuchen und von da an sich mir anvertraun. — — Wie schildre ich das Glück, das ich empfand, als ich sie am folgenden Morgen, ein kleines Bündel in der Hand, in mein Zimmer eintreten sah! Noch ehe es dämmerte, mußte sie sich aufgemacht haben, nun, beim hellen Glanze des Tages, der auf mein Fenster fiel, stand sie da außer Athem mit hochgerötheten Wangen, bald ängstlich lauschend, bald wieder vertrauensvoll sich an mich schmiegend und drängte, daß wir uns doch gleich auf den Weg machen sollten, als ob ringsum geschäftige Spione und Aufpasser lauerten uns bei einem großen Verbrechen zu ertappen. Ich aber öffnete den Koffer, führte sie bei der Hand herbei, zog vorsichtig Stück um Stück hervor und paßte es ihr an. Mit Häubchen und Hut, den Mantel um die Schultern geworfen, führte ich das erstaunte Kind vor den Spiegel. Zuerst wußte sie nicht, was dies alles zu bedeuten habe; plötzlich begriff sie es und fiel mir mit lachenden Küssen um den Hals.

Denken Sie sich einen hübschen halbgedeckten Wagen, der auf der Chaussée dahinrollt und eine Staubwolke nach sich zieht. Ringsum liegt ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt seine Lichter über die Wiesen und Felder, die Obstgärten sind mit Früchten beladen, die freundlichen Häuser fliegen vorbei; alles grüßt, der Kirchthurm, die Brücke, der Kirchhof daneben. Im rollenden Wagen sitzen zwei junge Kinder, herzen sich, halten sich umschlungen und blicken mit freudeglänzenden Augen in den sonnigen Tag hinein. Wie zwei frei gelassene Vögel, die zum ersten Male wieder ihre Flügel brauchen, sind sie glücklich, und denken nicht, daß die

düſtre Wolke über ihnen den Geier birgt, der auf ſie niederſtoßen wird! Sind ſie nicht frei? iſt nicht alles Leid der Vergangenheit vergeſſen? iſt nicht alles ringsumher Licht und Leben?

Ich konnte nicht fertig werden, die Pläne darzulegen, die ich erſonnen, um Marie aus ihrer jetzigen Stellung herauszureißen und in die Stadt zu bringen. Sollte es nicht möglich ſein, daß man ſie vor der Hand als Stubenmädchen in einem guten Hauſe, als Ladenmädchen in einem anſtändigen Geſchäfte unterbrächte? Freilich wäre dies nur ein halbes Herausreißen aus Armuth und Entbehrung und dazu eine neue Dienſtbarkeit, aber wäre damit nicht wenigſtens ein Schritt gethan? Oft ſchon hatte ich daran gedacht, wie es das Beſte wäre, mich ohne Weiteres meiner Mutter zu Füßen zu werfen, ihr meine Leidenſchaft für Marie zu geſtehn und ſie zu bitten, dieſe als ihre Ziehtochter in's Haus zu nehmen — aber bei dem bloßen Gedanken daran ſtieg mir das Blut zu Kopfe, als ob mir das Geſtändniß nie gelingen ſollte. Wäre es nun nicht gerathen, Marie erſt langſam heranzuziehen, damit der Schritt minder gewagt erſchiene?

Marie hörte gerne zu, aber ſie ſchüttelte den Kopf und meinte: es werde nicht gehn! Ihre Mutter ſei alt, krank und hilflos; ſie dürfe ſie nicht verlaſſen. Ihr ſei es nun einmal aufgetragen, auszuhalten und zu verzichten. Sie ſei ein armes Geſchöpf. Sie danke mir ſchon genug ſchöner Stunden, für die ſie den Himmel nie genug werde preiſen können. Dies ſei alles, ſei ſchon zu viel. Sie verdiene nicht mehr. Sie ſei glücklich.

Während sie sprach, sah ich sie an. Nie war sie mir schöner erschienen. So unwiderstehlich erschien mir ihre Anmuth, daß mein Herz mir sagte, meine Mutter würde sie lieben lernen, wie ich selbst sie liebe. „Laß das, laß das," rief ich, „es wird alles besser werden als Du denkst. Mir sagt's ein Gott!"

So verging der erste Ruhetag. Wir übernachteten in Saatz. Marie hatte, als wir abstiegen, ein abgesondertes Zimmer verlangt; nun, da es spät ward, erlaubte sie nicht, daß wir länger zusammen blieben. Noch erinnere ich mich, wie sie auf einmal auffuhr, indeß ihr helle Thränen ins Auge traten. „Küsse mich nicht so," rief sie, „es ist gewiß nicht recht. Ich bitte Dich," wiederholte sie, „laß mich gehen und faß' mich nicht so an. Es giebt böse Gedanken."

Und mit seltsamem Ungestüm drängte sie mich zum Abschied.

Den zweiten Tag kamen wir nach Karlsbad. Mit glattem Lächeln begrüßte uns im Hôtel zum Schilde das Gaunergesicht eines Kellners und wies uns die verlangten Zimmer an. Man sah es ihm an, daß er nicht wußte was er sich von dem jungen Paar denken sollte. Bald kam er wieder, brachte ein großes Buch, in das wir uns gelegentlich einschreiben sollten und empfahl sich. Ich hatte mich, als er fort war, vor den Tisch gesetzt und spitzte die Feder. „Als was soll ich Dich einschreiben, Marie?" fragte ich etwas zögernd. „Als meine Schwester oder als meine Frau?"

Marie warf sich um meinen Hals und drückte einen er-

ſtickenden Kuß auf meine Lippen.“ Leiſe ſagte ſie mir in's Ohr: „ſchreib: Deine Frau.“

Der Kellner war längſt ſchon wiedergekommen mit den Lichtern, um ſein Buch abzuholen, hatte die Rouleaux herabgelaſſen und war mit einem: „ich wünſche wohl zu ruhn“ geſchieden. Wir ſaßen noch auf dem Kanape neben einander, hielten uns feſt umſchloſſen und konnten der glühendſten Küſſe nicht ſatt werden. Mit einem Male entzündete ſich Alles, was bisher in uns geſchlummert und ſich nur Raum gemacht hatte in abgebrochenen Worten, aufflackernden Gedanken und niedergekämpften Wünſchen. Etwas, das unſre Seelen bisher ſtreng umhüllte, zerriß wie ein morſcher Schleier. Unſere Küſſe nahmen einen andern Charakter an; ſie wurden verzehrendes frevleriſches Feuer.

An dieſem Abend ging ich nicht, wie es vorausbeſtimmt war, in mein Zimmer hinüber.....

Monate waren vergangen. Ich ſaß wieder in Prag bei meiner Mutter, bei meinen Büchern, aber ich war innerlichſt zerriſſen und konnte nicht geneſen. Ein ſchwärender Splitter war in mein Herz gedrungen und keiner ſeiner Pulsſchläge war mehr ein regelmäßiger. Ich hatte gelebt, ich hatte geliebt, hatte eine Woche in einem Rauſch der Aufregung zugebracht, wie ihn wohl nur wenige Menſchen gekannt haben, nun war ich von allem abgetrennt und alles Leben ringsum erſchien mir todt. Ich erwartete Briefe, ſie kamen nicht. Ich dachte an den grünen Platz zurück, wo ich meine Marie zuerſt geſehn, an die alte Burg mit dem Wildrebenteppich, an deren Fuß wir ſo oft geſeſſen und ein Krampf ſchnürte mir die Bruſt

zuſammen, daß ich zu erſticken glaubte. Wieder ſah ich ſie im Wagen an meiner Seite unter ihrem Strohhut ſo fröhlich in die Welt hinausblickend, ſah ſie in meinen Armen an jenem unvergeßlichen Abend, wo uns in der Einſamkeit jene neuen Schauer durchrieſelten, die abzuwehren wir zu ſchwach und zu unerfahren geweſen. Oft meinte ich zu vergehn.....

Meine Mutter war eine echte Frau. Nichts war ihr fremd, ſie war gut, nachſichtig und durchdringenden Geiſtes; ſie ſah daß ich litt und wußte gewiß was mir ſei; aber ſie wollte nicht in mich dringen; aus freien Stücken, ſo wollte ſie, ſollte ich ihr mein Geheimniß entdecken. Ich indeſſen war verſchloſſen und hart geworden, ich glaubte alles allein tragen zu müſſen. Wohl wußte ich, daß ich im Geſtändniß Troſt und Erleichterung finden, wußte, daß mir verziehen werden würde, und doch blieben meine Lippen gebunden. „Was iſt Dir?" wendete ſie ſich oft an mich mit ſanfter Stimme. „O Mutter" — — rief ich, doch alles weitere erſtickte in mir.

Zu Weihnachten kam ich endlich zu einem Entſchluſſe. Ich ſagte, daß ich nach Teplitz fahren müſſe, und meine Mutter, trotzdem ſie mein Vorhaben nicht begriff, legte mir kein Hinderniß in den Weg. Ich reiſte ab.

Es war ein harter, ſtrenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Wege. Die Bäume ſtanden wie todt in der Erde, die Hütten, an denen ich vorüberfuhr, waren wie in die Erde eingeſunken, die Dächer wie zum Einſtürzen belaſtet.

Ich fühlte nichts vom Froſt, meine Wangen brannten.

In der Nacht, die ich schlaflos verbrachte, hielt mich ein Gedanke warm. Ich sah Marie in der wohlverwahrten Stube sitzen, Spitzen klöppelnd, indeß ihre Mutter die Spindel schnurren ließ. Der brennende Kienspan beleuchtete ihr geliebtes Gesicht, sie hatte ihr Köpfchen gesenkt und dachte an mich. Warum war sie so bleich? Zittert nicht eine Thräne in ihren Wimpern?

Sie ist schlafen gegangen! Alles ist still, nur die hölzerne Wanduhr kann nicht rasten. Wie sie daliegt so schön, den Arm über den Kopf geschlagen! So war es auch damals. — Warum pocht ihr Herz so unruhig, warum hebt sich ihre Brust unter dem weißen Hemde so stürmisch, warum fährt sie aus ihrem Traume empor?

Ach wer doch da wäre! Kalte Nacht wie dauerst du lang, wie hart ist der Sitz, wie endlos die Reise! Doch da rollten wir über Pflaster dahin, dunkle Häuser engten uns ein, wir waren in Teplitz. Dort heißt es einige Zeit im Hôtel rasten bis es Tag ist und man einen Wagen nach Graupen finden kann. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bette. Ach, wer doch schon bei ihr wäre!

Der Morgen kam doch und ich saß wieder im Wagen. Jemehr ich mich dem Orte näherte, nach dem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen, um so heftiger schlug mein Herz, zitterten meine Glieder. „So werde ich Dich denn wiedersehn, Kind meines Herzens, Gegenstand so vielen Kummers und so vieler Schmerzen! O mein Gott!" rief ich, „laß mein Herz nicht brechen, laß mich leben, bis ich wieder bei ihr bin!"

So kam ich an's wohlbekannte Haus. Ich ſtieg ab, öffnete die Gartenthüre, ging durch die ſchneebedeckten Gemüſebeete hin, die durch einige Fußtritte durchſchnitten wurden und pochte an die Hausthüre. Eine fremde Frau that mir auf.

„Treten Sie nur ein, junger Herr," ſagte ſie, „treten Sie nur ein, ich kann mich wohl erinnern, Sie vor zwei Jahren geſehen zu haben. Ich bin eine Nachbarin, die jetzt zur Frau Moni — (ſo nannte ſich Mariens Mutter) hieher gezogen, weil die alte Frau durch einen Unglücksfall ganz herabgekommen iſt. Sehen Sie, dort liegt ſie im Bette. Sie hat der Schlag getroffen, daß ſie weder Arm noch Bein heben kann. Man muß ſie füttern wie ein Kind und ich habe meine liebe Noth mit ihr.

„Wo iſt Marie?" fragte ich.

„Ja, junger Herr," erwiederte die Alte, „das iſt eben, was die Mutter ſo heruntergebracht hat. Die Marie iſt verſchwunden, verſchollen, abhanden gekommen, daß Niemand in der Welt ſagen kann, was aus ihr geworden iſt."

Die Alte bemerkte den furchtbaren Zuſtand nicht, in dem ich mich befand, ſie fuhr fort:

„Im Juni iſt die Marie ihre Tante beſuchen gegangen, die in Kaaden wohnt. Es iſt ſeitdem herausgekommen, daß ſie bei dieſer nicht geweſen. Aber als ſie zurückgekehrt iſt, hat ſie ſchöner und heiterer ausgeſehn als jemals, daß wir unſre Freude an ihr gehabt haben. Allmälig hat ſich die Mutter beklagt, daß die Marie den Appetit und den Schlaf verliert, daß ſie weint, und ihr nicht geſtehn will, was ihr

fehlt. Wir haben ſie ſelbſt oft ausgefragt, ohne etwas erfahren zu können. Da iſt eines Morgens die Marie zu mir gekommen und hat mir auseinandergeſetzt, wie ich als einzelne Frau, die es bei ihrem Schwiegerſohne immer ſchlecht gehabt, leicht zu ihnen hinziehen könne. Die Mutter werde immer hinfälliger, und ich, die aus der Verwandtſchaft, thäte ein gutes Werk, mich ihrer anzunehmen. Dabei iſt ſie in Thränen ausgebrochen und hat geſagt, daß ſie über alle Maßen unglücklich iſt, ich habe ihr vorgeſtellt, daß es mit der Mutter noch nicht ſo arg ſei, aber ſie hat ſich nicht beruhigen laſſen, bis ich ihr das Verſprechen gegeben. Tags darauf iſt ſie aus dem Haus verſchwunden. Mit einem Bündel in der Hand hat man ſie noch die kurze Gaſſe vorübergehn ſehn — ſeitdem iſt jede Spur von ihr verſchwunden.....

Natürlich, fuhr die Alte fort, iſt bei den Gerichten die Anzeige gemacht worden; ſie haben nach ihr geforſcht; alles umſonſt! Seit drei Monaten ſchon iſt die Marie verſchollen und ohne Spur verloren."

Ich blieb erſtarrt.

Falkland hielt inne; ſein Geſicht nahm eine furchtbare Leichenbläſſe an, die ich noch nie an ihm geſehn.

Ich brach das Schweigen: Erzählen Sie weiter, rief ich, was ſeitdem? Man muß doch erfahren haben, ob die Unglückliche ſich um's Leben gebracht, ob ſie durch die Folgen jener Nacht bewogen in ein Haus.....?

„Nichts haben wir erfahren," erwiederte Falkland. Alle Nachforſchungen, die ich in früheren Jahren gemacht, ſind erfolglos geblieben. Marie iſt verſchwunden, als ob ſie in die Erde verſunken wäre. Sprechen wir nicht mehr davon. Auch wie

ich den Rückweg nach Hause gefunden und mit der Verzweiflung Kains im Herzen in meinem namenlosen Elend zu dichten begonnen, habe ich nicht den Muth zu erzählen.

Also keine Spur? fragte ich nochmals.

Keine! wiederholte er tonlos und schwieg. Wir haben seitdem nie mehr von der Sache gesprochen.

Eine Sternſchnuppe.

Von

Max Waldau.

Reiſende, die in Kleinaſien geweilt, erzählen von den Stümpfen alter Thürme und Kaſtelle, in deren Bann ſie geraſtet. Zumeiſt liegen dieſe Trümmer an der Küſte des ſchwarzen Meeres hin, wo ſie von den Scheiteln kleiner „Naſen," wie die Türken ſinniger Weiſe die Vorgebirge nennen, in Luft und Waſſer hinauslugen. Landwerts iſt ihr Horizont entweder durch Höhenrücken begrenzt, deren Abhänge mit krüppelhaften Eichen und verkümmerten Fichten bewaldet ſind, oder er iſt grenzenlos und läßt die Linie nicht erkennen, durch welche die unermeßlichen ocherfarbigen Ebnen mit dem Himmel in eins geſchweißt ſind. Die Vegetation ihrer Umgebung iſt krank und ärmlich. Dort und da ſteigt aus Dorngeſtripp und Arbutus eine verrenkte Platane auf, und wilde Feigen, ſtrauchartig kriechend und ſparſam beblättert, werfen ihre Schlangenäſte einzeln auf Felsſtücke, an denen ſie im Winde flattern. Wachholder ſchickt ſeine Wurzeln an den breiten Kalkſteinwänden nach bettelhafter Nahrung aus oder klemmt ſie in verwitterte Schichten von Thonſchiefer. Sie bröckeln das Foſſil nach und nach los und wühlen ſo zwar keine Schätze, aber doch dann und wann

den blitzenden Silberſtrich einer Seelenitader an's Licht. Zäh belaubter Epheu an den Mauern und ſcharfes, ſadiges Gras am Boden, — mehr finden die Ziegenheerden, von denen dieſe Plätze gewöhnlich heimgeſucht werden, nicht vor. Und dieſe Heerden mit ihren gelben, in blendend weiße Kleider gehüllten Hirten, ein Paar in der Luft turkelnde, eintönig kreiſchende Kibitze, ein Schwarm Holztauben oder ein Volk Pagrakala's bilden wieder die ganze Staffage der trübſeligen Landſchaft.

Sie hat abgeblüht und welkt ſeit Jahrhunderten, das Land iſt an vielen Stellen kaum noch kulturfähig; dieſer Erdſtrich hat vorläufig ſeine Rolle ausgeſpielt wie die Völker, die ihn einſt bewohnt und bebaut haben, die ihrige. Kleinaſien gehört der Vergangenheit, wie Amerika der Zukunft. Das eine iſt dürr und öde, es kargt wo Menſchen hungern; das andere iſt friſch, kräftig und verſchwenderiſch, ſelbſt dort, wo kein Menſchenfuß ſeine Erde betritt. Kleinaſien iſt die Wittwe großer Zeiten, ſein Gewand ein aſchebeſtäubtes Trauerkleid, ſein Putz zerbogne Mauerſpangen und zerbrochne Akropolisdiademe, aus denen die Juwelen ausgeſprengt ſind: es ging zu Grunde an dem Schmerze das Grab all ſeiner Kinder ſein zu müſſen. Kleinaſien iſt mehr als Byron-Harolds Rom und Freiligraths Grün-Erin die „Niobe der Nationen."

Orba resedit
Exanimes inter natos natasque virumque.

Amerika dagegen iſt immer noch eine Braut, der die letzten Schätze ihrer Liebe nicht geraubt ſind, eine Braut, die Sehnſucht und Hoffnung in der Bruſt trägt: daher ſein jungfräulicher Reiz, ſeine Berge voll ungehobner Reichtümer, ſeine

mächtigen Pulsadern, seine Urwälder voll blumigen Lebens und lebendiger Blumen. — Jahrhunderte gehen darüber hin, Jahrtausende vielleicht, bis es den Höhepunkt seiner Blüte erreicht, und dann — — dann welkt es über dem Untergange seiner Bevölkerung wie Kleinasien.

Unwahrscheinlich wenigstens ist dieser Ausgang nicht! Die Entdeckungen und archäologischen Untersuchungen im Inneren von Amerika zeigen mehr und mehr, daß das Land schon einmal dicht bewohnt war und mindestens eine Blütenkatastrofe erlebt hat. Ja, das Vergleichen der in Central-Amerika aufgefundnen Baudenkmale urälteſter Vergangenheit mit anderen in Ägypten und Ostindien regt immer wieder den Gedanken an, daß die sogenannte neue Welt schon einmal die alte gewesen sei. Die Ähnlichkeit der Gesichtsbildung an Statuen von dort und da, der Geschmack der Verzierungen in Arbeiten der Skulptur, die Gestalt der Hieroglyphen und nebst vielem Anderen auch der eigentümliche Umstand, daß Mizraim, der indigene Name von Ägypten, eine Dualform ist, also ein zweites Land dieses Namens bedeuten kann, wie etwa jetzt europäische Ortsnamen nach Amerika übertragen werden, — Alldies setzt jene Behaubtung wenigstens über den Vorwurf müßiger Hypotheſenschmiederei hinweg. Sozial-politische und physische Verhältnisse forderten Auswanderungen damals wie heute, und wir wüßten mehr davon, wenn der bekehrungswütige Fanatismus und die Habsucht der ersten Wiederentdecker transoceanischer Länder nicht so viele historische Denkmäler unter dem Vorwande der Zerstörung heidnischen Cultusapparates vernichtet hätten. Wir wüßten mehr davon, wenn nicht Jahrhunderte gläubiger

Dumpfheit einen kaum überſteigbaren Wall zwiſchen das Wiſſen unſrer und jener Tage aufgeſchüttet hätten. Die Sprachen ſind untergegangen und die Hieroglyphen bleiben Räthſel für immer.

So fern als jene verſunkene Welt in Chiapas und Yukatan liegt uns Kleinaſien nicht. Wohl ſind die Städte und Dörfer, die Kaſtelle und Thürme zerfallen, verſchwunden ſogar und vergeſſen, vergeſſen ſelbſt die Namen der Orte, aber die Schutthaufen noch, die namenloſen Trümmer ſind ein lesbares Blatt aus dem großen Buche der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit, ein ſtummberedtes Blatt, ein hiſtoriſches Aperçü, das die Zeit in ihrem Lapidarſtile in usum Delphini, zu Nutz und Frommen der Söhne und Enkel niedergeſchrieben hat. Mit ihnen liegt vor uns eine Überſicht der Landesgeſchichte, worin jeder Stein, jeder Block und Ziegel des Mauergefüges ein Volk, ein Reich, einen Herrſcher bedeutet.

Sie ruhen nun harmlos und verträglich durch einander, antike Marmorquadern aus der Zeit homeriſcher Kultur; Backſteine mit der Chiffre römiſcher Legionen; Ziegeln, die jene jämmerlichen Epigonen zweier großer Nationen, die Byzantiner, geformt; fränkiſche Laſtblöcke, roh behauen, mit Falznieten venetianiſcher Bogengürte und ſarazeniſche Spitzen und Zierraten. Jede Ruine iſt ein Album, in das die Völkerſtrömung ferner Tage eine Vignette gezeichnet und ein charakteriſtiſches Motto gedichtet: — aber die Farben der Zeichnung verwiſchen Regen und Wind, die Lieder klingen in begrabener Sprache. Für das Ganze geben Strabo und die Peutingerſche Tafel den Wegweiſer ab, im einzelnen Falle

aber kann man auch hier in der Regel nur „vermuten“, was einſt war. Der Wirrwar iſt zu trümmerhaft, um ſich feſten Schrittes darin zurecht zu finden. Die Löſung jedes Rätſels ergibt ein neues und man weiß zuletzt nur das Eine beſtimmt: daß hier in grauer Zeit hochgebildete Völker lebten, daß hier römiſche Legionen ſtanden und daß fränkiſche Ritter mit ſechshundert Pferden — Villehardouin erzählt's — Reiche eroberten, als Alexis vor Heinrich Dandolo, Balduin und Montferrat geflohen war, und der alte geblendete Iſak Langus faſt gleichzeitig mit dem Sturze ſeines Sohnes, des kaiſerlichen Bettlers, in die Grube fuhr. Man weiß, daß ſpäter die Kreuzfahnen und abendländiſchen Ritterwappen auf den Thürmen dem Gonfalon von Venedig Platz machten; man weiß, daß Perſer und Tartaren das Land überſchwemmten, bis endlich die Türken nach harten Kämpfen bleibend davon Beſitz nahmen. Kein Land trank ſo viel Blut, kein Land ſah ſolch rettungsloſes Untergehen und ſolch wütenden Siegerübermut, — und Alles was davon blieb ſind Trümmer, halbverwitterte, moosgefüllte Inſchriften in zerſchlagnen Marmorplatten und ſpärliche Münzen. Oft iſt es unmöglich zu beſtimmen, ob das, was man ſieht, einſt Tempel oder Landhaus, Kaſtell oder Warte geweſen, es iſt unmöglich zu ſagen, in welcher Periode es dieſem oder jenem Zwecke gedient. — —

Und es war in der Zeit da dieſe Thürme noch ſtanden. Einer von ihnen ragte hart an der Küſte empor und war ein feſtes Steinwerk, das ſich mit geringer Beſatzung gegen eine

zehnfach überlegene Zahl von Angreifern halten konnte. Nach dem Meere zu fiel der Fels ſchroff ab; die Brandung hatte ein breites Stück von ſeiner Flanke losgedonnert, das nun unten lag und die Wogen an ſeiner Stirn zu Staub ſpritzen ließ. Einzelne Zacken ſahen noch über die Waſſermaſſe hervor, ſcharf, ſchmal, zahnig, geſpalten, unterſpült und verrottet, als hätte die Flut nur vergeſſen ſie längſt umzureißen. Ihre Umgebung glich einem beweglichen, zitternden Schneefelde, das langgeſchwungene Wogen von ihrem Nacken abgewälzt und über den Steinwall mitten in einen ziſchenden Keſſel geſchleudert. Hier war nie Ruhe, nie Schweigen, und doch immer Monotonie, ja ſelbſt in der Leidenſchaft noch jenes ſtiere, graſſe, melancholiſche Einerlei, das ſo athemlos müde macht. Das Meer kältete mit ſeinem Schneeſchaume den Felſen, dieſer das Kaſtell, und die Mauern endlich die Bewohner an. — Zugänglich war das Neſt von dieſer Seite nicht und die Bruſtwehr mit den Wachterkern oben überflüſſig genug. Wo hätte man denn die Sturmleitern anlegen ſollen, da die Brandung ſchon auf eine weite Strecke jedes Fahrzeug packen und an den Strand ſchmettern mußte? Aber Verrat von innen konnte ſeitwärts Anklimmenden Taue zuwerfen .... eine offne Stelle hätte die Flucht Gefangener begünſtigt .... Man war in jenen Tagen auf Alles vorbereitet, auf Alles gefaßt!

Auf der Landſeite war ein tiefer Graben in den Felſen gearbeitet, auf deſſen Grunde geſchärfte Haken, eiſerne Spitzen und Scherben aller Art lagen, ſo daß Jeder, der heimlicher Weiſe durchzuklettern verſuchte, ſich entweder verwunden oder durch das Geräuſch ſeiner Tritte Aufmerkſamkeit erregen

mußte, ein Umſtand, der ihm ſofort von irgend einer Warte aus den Bolz einer Armbruſt zugezogen hätte. — Über den Graben konnte eine Zugbrücke niedergelaſſen werden, die nicht breiter war als nötig iſt einen Reiter oder zwei Fußgänger paſſiren zu laſſen. Am Fallpunkte außerhalb der kleinen Veſte, diesſeits des Grabens, hatte vormals noch eine Art von Brückenkopf die Wehrmittel verſtärkt, jetzt lag er zur Hälfte in Trümmern. Das Thor jenſeits war an ſich ſtark genug und außerdem durch Vorſprünge der krenelirten Haubtmauer gedeckt.

So eingehegt lag der eigentliche Thurm, ein maſſiver, gedrungener Bau, der mit ſeiner Zinnenkrone hoch hinauf ragte und von ſchmalen Fenſtern, die wie Schießſcharten ausſahen und vorkommenden Falls auch dazu dienten, durchſchnitten war.

Der Ort ſah nicht gaſtfreundlich aus und war ſicher auch in jenen Zeiten des Wanderns und der Abenteuer ſelten von Anderen als Denen beſucht, die freiwillig oder gezwungen das Kaſtell ihre Heimat nannten. Der Haubtweg, der ſich dürr, riſſig und voll Geröll gleich dem Bette eines vertrockneten Baches die Höhe hinab wand und in die Ebne, nach irgend einer längſt vergeſſenen Stadt führte, zeigte wenigſtens keine Spuren vielen Verkehres. Es gab Moos und Flechten an den Steinen, hier wie auf dem Fußpfade, der ſich ſeitab an den Strand nach einer kleinen Bucht zog, in der eine Ruderbarke und mehrere Kähne lagen. —

Über dieſen Thurm kam eine ſchwere Nacht. Die Natur zog ihren Athem tief und bang ein und ſtieß ihn ſtöhnend und ſchnaufend wieder hervor. Noch war's kein Sturm, kein

Wetter, aber die Wolken ballten ſich ſchon in Knaüel zuſammen und ſprühten Funken; die Wogen gipfelten ſich allenthalben grau und rauſchten und ſtürzten in wilder Haſt durcheinander. Dies krampfige Zucken iſt fürchterlicher als der heiße, unverſöhnliche Kampf mit ſeiner Todeswut und ſeinen Leichen! Kein Stern, kein Stral, und doch wieder nicht Finſterniß genug um blind zu ſein, weil der Mond ſeine fahle Scheibe dort und da durch Wolkenriſſe und Nebeldunſt ſchimmern ließ und Ränder um die Maſſen in der Luft und Glanzflecke auf das Waſſer zeichnete. Dann kam der Sturm heran und heulte Flammen aus den Wolkenrachen, Blitzpfeile ziſchten in die Schlünde herab, aus denen ſich die Wogen gleich geſpenſtigen Kämpfern emporbäumten und mit ihren zottigen Pratzen die Dunſtgebilde zu zerfleiſchen und niederzuzerren ſtrebten. Die Schleuderer des Luftheeres jagten ihren Hagelſchauer dazwiſchen, und nun wurde es dichte Nacht, nur die Blitze loderten mit gebrochenen farbigen Lichtern dazwiſchen, alles Andere war Rauſchen, Raſſeln, Brauſen, Ziſchen, Krachen, Rollen, Schlag auf Schlag — und drüber dehnte ſich die Nacht immer ſchwüler, ſchwerer und eiſiger zugleich. Es war als ob die Natur ſelbſt die Fenſter verhangen hätte, damit man den rieſigen Wahnſinn eines Elementarkampfes nicht belauſchen könne. —

Auf der Zinne des Thurmes war verſucht worden eine Pechpfanne anzuzünden, aber das Wetter löſchte ſie aus. Es wollte verderben, zerſtören und vernichten, aber es mochte dabei nicht die Tücke der Menſchen zur Bundesgenoſſin haben; es probte ſeine Gewalt, ſeine That war eine offne. Die Leuchte erloſch und lockte keine Barke in den ſicheren

Untergang. Sie wäre an den Klippen zerſchellt und das Gut, das ſie trug, am Morgen der Raub der Verführer geworden. Man trieb es damals ſo! — Die Leuchte erloſch und nur ein bleiches, fackerndes Licht, das ſich ab und zu durch einen der Fenſterritze ſtahl, verriet, daß jene Steinmaſſe bewohnt war, und daß das Unwetter von dort aus Zeugen hatte.

Sie waren geſichert durch Wand und Dach, der Blitz hätte vorleuchten müſſen und Wetterſchläge eine Thüre ſpalten, ehe der Sturm Einlaß gefunden. Aber es war Einer unbeſchützt draußen, der ſeit Einbruch der Nacht ſeinen Weg angetreten, weil er kommen mußte. Sein Pferd hatte er hinter ſich her gezogen und war ſo, mühſehlig tappend, von der empörten Luft an Schlünde gezerrt und matt bis zum Tode endlich an den Fuß des Felſen gelangt, auf deſſen Höhe ihm ein Blitz den Thurm zeigte. Oder war die Pechpfanne ein Fanal für ihn geweſen? Warum ſtieß er dann nicht in ſein Horn und begehrte Einlaß? Warum barg er ſein trieſendes Roß unter der halb zerſtörten Wölbung des äußeren Brückenthurmes und lauſchte ſelbſt geſpannt und vorſichtiger hinüber als die Nacht forderte?

Der Mann harrte lang umſonſt. Sein Körper ſchlotterte vor Froſt und halblaute Flüche kamen über ſeine Lippen. Das Wetter begann Pauſen zu machen, die Donnerſchläge praſſelten in Zwiſchenraümen, aber mit verdoppelter Wut herunter. Die Augen ſahen wieder und die Ohren waren an das Toben des Meeres und das Sauſen des Sturmes hinlänglich gewöhnt, um andere Geraüſche vernehmen zu können.

Im Innern des Kaſtelles ging etwas vor.

Das Licht, das im Thurm irgend eine Halle erleuchtet

hatte, ging aus, dagegen verbreitete ſich ein Stockwerk höher einige Zeit darauf wachſende Helle. Die trübe Ampel im Zimmer des Thorwartes verſchwand ebenfalls, und man ſah an dem Schimmer, der immer tiefer aus den Thurmlucken drang, daß ſie in den Hof hinunter getragen wurde. Stimmen wurden laut und brandiger Geruch wehte herüber. Über dem Thurme ſchwebte eine Wolke, die nach und nach dichter zu werden ſchien und ſich durch ihre Färbung von den andern zu unterſcheiden begann. Ihr Grau verwandelte ſich in Violet, dann ſchwammen ſcharf rote Lichter hinein und endlich flog ein Hauch darüber, wie ihn der Luftzug auf halbglühendem Eiſen erzeugt. Funken wirbelten darin herum, dann eine flackernde Zunge, die aus einem Fenſter leckte, dann eine zweite, dritte, eine ganze Lohe mit einemmal. Ein furchtbarer Krach hinterher, als ſei das Dach geborſten, und ein breiter, flammiger Strom, ein Gemiſch von Rauch und Feuer ſchlug in die Nacht empor. Der Thurm brannte; das Getümmel innen nahm zu.

Fieberangſt bemächtigte ſich jetzt des Reiters, der aus ſeinem Verſtecke all dies zu beobachten gezwungen war, ohne warnen oder retten zu können. Hatte ein Blitz gezündet? Waren die Bewohner des Thurmes erſchlagen oder verbrannt? Er riß nun doch ſein Horn an den Mund und verſuchte den auf's Neue erwachten Sturm zu übertäuben. Umſonſt! Die Töne wurden verſchlungen. Der Mann rang verzweifelnd die Hände, ſchrie hinüber und ließ ſich endlich gebrochenen Mutes auf einen Steinhaufen fallen. Den Kopf in beide Hände geſtützt, ſah er wie das Feuer weiter fraß und von Stockwerk zu Stockwerk hinunter zündete. Von der Zinne

wehte die blutige Feuerfahne und abgeſprengte, glühende Steine flogen von oben in den Hof.....

Da raſſelte plötzlich das Fallgatter in die Höh', die Thorflügel drehten ſich kreiſchend auf ihren Angeln, und herunter polterte die Zugbrücke. Der Mann fuhr auf und verbarg ſich wieder hinter der Wand, an die ſich ſein Thier mit ſchlagenden Flanken und zuckenden Nüſtern feſt andrückte.

Statt fliehender Reiſige ſprengte ein Weib über die Brücke, ein hohes, ſchlankes Weib. Außerhalb der Trümmer warf es ſein Roß herum und hielt Angeſichts der Brandſtätte. Der Thurm glich jetzt vom Scheitel bis zur Sohle einer rieſenhaften Fackel und beleuchtete die Geſtalt der Reiterin voll.

Der reiche Pelz, der ſie umhüllen ſollte, war von Haubt und Schultern hinabgeſunken, ihr Untergewand war zerriſſen und verſchoben, ihr Buſen frei, aber er wogte zu wild und heiß, als daß er die ſchneidende Kälte der Nachtluft hätte empfinden können. Eine bleiche, ſchreckliche Ruhe lag über ihrem jungen, ſchönen Geſichte. Die Augen ſahen tief zurückgedrängt wie ausgebrannte Sterne aus ihren Höhlen, die Brauen waren zur Stirn empor gezogen, die Mundwinkel geſenkt. Schwarzes, gekraustes Haar flutete unter einer juwelengeſtickten Mütze hervor und peitſchte langflatternd Nacken und Geſicht. — Das Roß, ein ſtarker Streithengſt, deſſen Ahnen ſtolze Kaſtilianer getragen haben mochten, bäumte ſich, der Pelz fiel herab: das Weib blieb ſtarr wie gebannt. Sein Anzug war eine Miſchung venetianiſcher und orientaliſcher Pracht. Das Kleid war geſtickt, die Arme bloß, es trug weite Beinkleider und bunte Schuhe. Vor ſich auf der Decke, — denn zu ſatteln hatte die Haſt nicht erlaubt, — hielt es

ein funkelndes Kästchen, in der Rechten aber ein kurzes, blutiges Schwert.

Wie ein Bild aus alten Zaubersagen hob sich die Erscheinung in ihrer grellen Beleuchtung von dem dumpfen Hintergrunde ab. Sie war entsetzlich schön in ihrer Starrheit, und wie der Brand in die Nacht, war sie in die Landschaft gelodert, eine unglückselige, schaurige, haarsträubende Pracht. Sie hielt da, gegenüber einer That, ein furchtbares, blutiges Rätsel, düster, ohne Trauer, aber auch ohne Befriedigung, ohne Hoffnung. Hinter ihr war Leere, ein Augenblick mußte ein ganzes Leben verwischt haben, — und vor ihr.....

Das Geschrei Rettender oder Plündernder drang näher; sie wollten geborgne Güter über die Brücke in Sicherheit bringen und das eigne Leben der Gefahr durch Rauch oder fallende Balken umzukommen im Freien entziehen.

Der Reiter hatte nicht gewagt sich der Frau zu nähern, er war halb in die Kniee gesunken und starrte sie sprachlos und blöde an. Auf seiner Stirne kämpfte eine Ahnung, eine finstre Ahnung, die ihn beben machte, mit dem Zucken eines Gefühles, das nicht wagte Freude zu sein.

Die Knappen aus dem Kastell betraten die Brücke; Furcht besiegte die Furcht, der Versteckte kam heran und berührte die Hand der Traümenden.

„Maria!“ flüsterte er. Aber seine Lippen zitterten, seine Stimme vibrirte.

Sie schrak zusammen, sah wehmütig auf ihn hinunter und seufzte tief auf. Dann schüttelte sie düster lächelnd wie eine Wahnsinnige das Haubt, machte eine heftige Bewegung

nach dem Thurme, die Drohen und Entsetzen zugleich bedeuten konnte, und warf mit Abscheu das Schwert von sich.

„Maria, komm'!" bat der Mann dringend.

Die Leute waren in den Trümmern des Brückenthurmes und riefen herüber.

„Fort, fort von hier!" schrie jetzt das Weib. Sein Gesicht verriet eine gräßliche Angst, seine Brust keuchte.....

Wieder stürzte ein Theil des Thurmes hinunter und man konnte, wenn der Wind den feurigen Schwall aus einander riß, in die Zimmer, deren Wand abgespalten war, hineinblicken. Es gab ein furchtbares Getöse, der Hengst machte einen Satz, und ein schriller Schrei seiner Herrin, die rückwerts nach den Flammen deutete, als sei ihr dort ein Phantom erschienen, trieb ihn weiter zu wilder Flucht in's Pfadlose. Er jagte an dem Abhange hin, unaufhaltsam, mit sprühenden Hufen. Das Kästchen sprang auf und säete eine zahllose Menge flimmernder Edelsteine und reichen Geschmeides aus. Spangen, Ringe und Diademe, Ketten und Agraffen rollten auf dem Felsen hin.... Das Roß flog wie von Geisterſporen gehetzt in die Nacht hinaus.... Noch ein Blitz, ein Schlag, ein neuer Schrei der Reiterin, der fast wie Jubel klang, ein ohrenzerreißender Laut, den das Thier ausstieß — — dann hörte man nichts mehr.

Der Mann warf sich in den Sattel und ritt wie rasend den Weg, den er gekommen, zurück.

Es giebt Szenen, denen die Natur athemlos zuzuschauen scheint. Die Wolken hängen neugierig herunter und die Wogen stecken ihre Köpfe in die Höh' um zu lauschen. Das geschieht dann, wenn die Menschen Akkorde im großen

Sturmliede ſind oder wenn ſie weicher und inniger verſöhnen als Abendröte und Violenduft es können. — Das Wetter hatte eine ſolche Pauſe gemacht, ja es ſchien mit dem letzten Schlage ausgewütet zu haben. Der Schaum von den Zacken flog in maſſigen, gelben Flocken, als würfe ſich die See mit Orangen, weit hinaus; die Flut war mit Blut übergoſſen und ſchüttete die Beute, losgeriſſene Korallen und bunte Muſchelſchalen am Strande auf. Der brennende Thurm zwiſchen dem blutigen Himmel und dem blutigen Meere, Zerſtörung überall! Es war eine Schlacht geliefert worden und ein Stern, ein wunderbarer Stern war vom Himmel gefallen.

Es knüpft ſich eine kurze Geſchichte an dies Nachtbild vom Strande des ſchwarzen Meeres. Sie iſt alt der Zeit nach, alt in ihrem Weh, und doch bring' ich ſie wieder; ſie kommt noch immer nicht zu ſpät.

In Venedig war es ..... Sie ſteigt aus der Flut, die wunderbare Stadt, wie ein Liederkranz der Meerfrauen, wie ein einziger Prunkpalaſt, der tief unten aus Marmor, Korallen und Muſchelſchalen gebaut und dann auf weißen Schultern gleich einem Gebilde der Fata Morgana in Luft und Sonne emporgehoben worden. Wen die Gondel zwiſchen den prachtvoll welkenden Steinblumen hinträgt, der mag noch heute gern träumen, daß eine Schöpfung ſo eigentümlicher Art, ſo ohne Gleichen, nicht anders als durch einen Zauberakt entſtanden und im Augenblicke fertig geweſen ſein könne.

Das Meer hat Venedig geboren und groß gesäugt, die Wellen haben es in seine Gestalt geleckt. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch der Charakter seiner Bewohner von einst ist das Produkt des Meereseinflusses. — Inselvölker sind prädestinirte Handelsvölker; das Meer lockt trotz seiner sprüchwörtlichen Treulosigkeit und dem komisch ernsthaften Weherufe des alten Dichters, der dreifaches Erz um die Brust des ersten wagehalsigen Schiffers sang, an ferne Küsten. Mit dem Handel kommt der Reichtum, mit den Schätzen Selbstbewußtsein und Macht. Außer Gold und goldeswerten Waaren brachten aber seefahrende Nationen auch seit je eine gewisse Schlauheit, Geschmeidigkeit und Verstellungskunst heim, die neben der Zähigkeit und Entschlossenheit, deren Mutter die Gewohnheit der Gefahr ist, ihren Charakter zu einem kaum liebenswürdigen prägen. Sie müssen sich um ihres Vortheils willen an mancherlei Sitten anschmiegen und wo die Gewalt nicht in ihrer Hand ist zu Listen Zuflucht nehmen: diese Eigenschaften wirken nach Innen zurück und korrumpiren oft oder schrauben doch alle Verhältnisse. Darum warnte ja auch einer der griechischen Idealrepublikaner vor dem Reisen. Er thäte es wohl heute nicht mehr! Die Civilisation hat nivellirt, die Welt ist allenthalben dieselbe, und überall trifft man englische Touristen und russische Agenten. Bliebe die Natur nicht ewig jung und neu, der Menschen wegen könnte man die Mühe sparen solang das höchste Gesetz der Gesellschaft Betrug um die Individualität heißt. — In Venedig durchdrang der Handel Alles. Die staatlichen Einrichtungen waren mysteriös und berechnet wie Handelskombinationen, die sozialen Zustände nach Zahlenverhältnissen geordnet, und zuletzt das goldne

Buch der Republik ein Katalog von Firmen. Handelsinteressen schlossen Krieg und Frieden, hielten und brachen Verträge; der Handel war die Welt und zeitweise das Monopol des mächtigen Inselstaates. Das Meer hat ihn geboren und erzogen. —

Venedig war auf der Höhe seines Glanzes, es hatte selbst den Bannstralen des Pabstes trotzen dürfen, seine Feinde waren geschlagen, seine Töchter wurden von Fürsten zu Frauen gewählt, und die venetianischen Kaufmannsfirmen wogen den Diplomen des Reichsadels gleich.

Man feierte einen neuen Sieg über die Rivalin des Löwen von San Marko, über Genua. Der Markusplatz, damals freilich noch nicht der schönste Salon der Welt, wimmelte von Menschen. Die Nobili mit ihren schwarzen Mänteln und weißen Reiherbüschen, Fremde in reicher spanischer Tracht, Frauen, unter deren kleinen schwarzen Sammtmasken Jugend und Schönheit blühten, Gondolieri in bunten Jacken, mit phrygischen Mützen auf dem Kopfe, Pagen, Diener, Fackelträger, Dirnen, ein vielfarbiges scherzendes, jauchzendes Gemisch.....

Und mitten in dieser Welt des Jubels, bald umringt vom Schwall, bald einsam und vergessen, stand ein junges, stilles Mädchen, nicht mehr ein Kind, aber mit einem Ausdrucke in den Zügen, als sei es gewaltsam gereift. Es war bleich, seine Augen dumpf glühend, als hätten sie viel geweint, um die Lippen flog von Zeit zu Zeit ein trostloses Lächeln ohne Sehnsucht und Hoffnung, aber auch ohne Vergessen. Das Mädchen war ärmlich gekleidet, sein Mieder ohne Schleifen, sein Linnenzeug grob. Der Anzug war eine Verhöhnung der edlen

Gestalt. Im Arme trug sie ein Binsenkörbchen voll Blumen, Veilchen und Rosen vom Lido, duftige Sträuße, von denen die Vorübergehenden wählten und kleine Münzen dafür in den Korb warfen. Junge Herren sagten auch wohl einige Worte mehr, oder ließen Gold vor den Augen des Mädchens blinken, aber es hörte und sah nichts. Man lachte darüber und ging. Die Arme starrte nach wie vor in die Leere, wühlte dann wieder krampfhaft in ihren Blüten und preßte auch wohl einen Rosenzweig an die Brust, daß die Dornen sie verletzten und Thränen über ihre Wangen rieselten. Sie fühlte es nicht, sie wußte nichts davon, sie träumte, aber ihr Traum war bitter.

Unter der Menge, die das fresco notturno genoß, war eine Gesellschaft von vier Personen, denen der Hause allenthalben ehrerbietig Raum gab. Sie bestand aus einer Matrone und einer jungen Dame, aus einem Greise und einem Manne, der vierzig und einige Jahre zu zählen schien, wenn man alle Falten seines Gesichtes in Rechnung brachte, der aber in der That kaum ein Dreißiger war. Der Letztere, an dessen Arm die junge Dame hing, oder besser — schwebte, denn sie berührte ihn kaum, hatte auffallend schroffe Züge, sein Blick traf hart und kalt, seine Lippen waren schmal, aber seine Stirn war stolz und kühn gewölbt, — er war nicht unschön trotz alledem. Es sprach sich zu viel Leidenschaft, Klugheit und Energie in diesem Kopfe aus, als daß man ihn nicht hätte liebgewinnen können. Er war ein Gradenigo, und die junge Dame an seiner Seite, jetzt seine Gattin, hieß noch vor drei Tagen Marie Baduer. Das zweite Paar waren die Eltern der Neuvermälten.

Sie verließen das Gedränge, und die junge Frau hatte ihre Maske abgenommen um freier athmen zu können. Sie hatte ein wunderbar ſchönes, friedlich leidendes Engelsgeſicht. Alles an ihr war zart und weich, ihre ganze Geſtalt verfloß in ſanften Linien, auf ihren Wangen ſpielte ein matter Roſenhauch, der noch gehoben ward durch ſchwarzes, ſeidenweiches Haar, das ſich an den Schläfen vorringelte, ihre Naſe war fein gebogen und ihr Mund edel geſchnitten. Sie mußte reizend ſein, wenn ſie lächelte, jetzt war ſie nur ſchön, denn ſie litt. Das roſige Licht auf ihren Wangen war der Schimmer noch unbeſiegter Jugendfriſche, nicht die Glut der Freude und des Glückes. Und doch ſah ſie nur aus, als ob ſie wachen ſollte und nicht erwachen könne, ohne daß je ein großes Gefühl in ihr geſtorben. Ihr Schmerz glich dem einer Knospe, die gebrochen wird, ehe ſie ſich ihrer Blütenkraft voll bewußt geworden; die Zukunft war nur eine Ahnung geweſen, ein nebelhaftes, verſchleiertes Bild, daher kam kein Kampf für ſie auf, und ohne Kampf entwickelt ſich keine Kraft. Die Frau hatte mit ſich geſchehn laſſen, was ihr befohlen worden, ohne anderes als inſtinktives, träumeriſches Widerſtreben, ſie war gehorſam geweſen und ahnte auch jetzt nur pflanzenhaft, daß ſie leiden und ſterben werde, obgleich ſie jetzt noch friſch und jung, weil ihre Entwickelung abgeſchnitten, ihr Lebensnerv zerriſſen.

Man ſah, daß nicht Neigung dieſen Bund geſchloſſen und daß es dem Manne nicht gelungen war, mit der Hand ſeiner Frau, die nicht ſie zu vergeben hatte, auch ihre Liebe, ihr freies Eigentum, zu erringen. Er hatte genommen, was er bekam, ſie hatte ihm nichts gegeben.

Ihre Mutter mahnte an den Heimweg, es war spät geworden; ein Fröſteln lief über den Leib der jungen Frau, und ſie bat, die Kühle noch länger genießen zu dürfen. Ihre Antworten auf Alles, was ihr Gatte ſagte, waren zerſtreut und ſcheu, ihre Blicke flogen über die Gruppen hin, als ſuche ſie ein Weſen, das ihr das eigne Räthſel löſen könne. Man befand ſich in der Nähe des Blumenmädchens, Maria warf ihren längſt zerknickten Strauß fort und verlangte einen neuen. Sie that es um abzuſchweifen, um den Bann des Gedankenkreiſes, der ſie gefeſſelt hielt, zu brechen und legte aus dieſem Grunde ſo großen Nachdruck auf ihren Wunſch, eilte mit ſo großem Eifer vor, daß ſie gar nicht beachtete, welche Mühe ſich ihr Gatte nahm, ihre Schritte nach einer andern Richtung zu lenken. Vergebens verſicherte er, an einem andern Punkte des Platzes ſeien viel friſchere und reichere Kränze und Sträuße zu haben..... ſie trat an das einſame Mädchen heran, griff in den Korb und ſagte mit einer Anwandlung von Eigenſinn: „Seht nun ſelbſt, dieſe Roſen ſind eben erſt gepflückt, ich ſah ſie kaum jemals ſo glühend, und der Thau ſchimmert noch zwiſchen ihren Blättern. Venedig hat im Augenblick keine ſchönere Roſe als dieſe.“

Gradenigo hatte, als es ſeiner Überredungskunſt nicht gelungen war Maria zurückzuhalten, trotzig und mit bewölkter Stirn ſeinen Mantel zurückgeſchlagen. So war er neben ſeiner Gattin dicht vor die arme Gärtnerin gekommen und ſtand hoch aufgerichtet, prächtig gekleidet, die Hand an dem juwelenblitzenden Degengefäße da. Seine Augen ſahen finſter, ſtreng und gebieteriſch auf das Mädchen hinunter.

„Was die Roſe glühen macht, iſt Blut, die Thautropfen ſind Thränen!“ murmelte die Kleine wie im Traume.

„Was ſagſt Du?“ rief Marie erſchreckt und ließ die Blume, die ſie in der Hand hielt, in das Körbchen zurückfallen.

„O, es iſt mein Blut, Signora, es ſind meine Thränen!“ klagte ſie auf. Sie war aus ihrem Brüten geſtört und hob erſt jetzt ihre großen dunklen Augen empor, um durch einen Blick der Dame die Bekräftigung ihrer Worte zu geben, um ihr zu ſagen, daß ſie gewiß nicht fähig ſei, einem andern Weſen weh zu thun. Gradenigo hatte die rechte Hand auf die Schulter ſeiner Frau gelegt und erwartete eiſig kalt dieſen Aufblick. Kein Haar zitterte an ihm, aber das Mädchen zuckte zuſammen, ſein Geſicht, das trüb geweſen war, aber ruhig, wurde der Tummelplatz heftiger Leidenſchaften, Trauer, Kampf, Liebe, Zorn, Haß und wieder Schmerz, großer, wortloſer Schmerz, flogen darüber hin und verzerrten die ſchönen blaſſen Züge. „Silvio Gradenigo....!“ rief das Blumenmädchen dann mit einer Stimme, die wie ein halb unterdrücktes Stöhnen klang und doch wieder drohend durch die über einander gepreßten Zähne ziſchte. „Du kommſt mich zu höhnen, Du zeigſt mich Deinem Weibe?“

Hatte er gehofft, der Armen durch ſeine ſtolze Haltung, durch den Glanz ſeiner Erſcheinung den Mund zu ſchließen, ſo hatte er ſich getäuſcht. Iſt im Weibe das Weib beleidigt, dann nimmt es immer den Handſchuh auf, gleichviel wer ihn hingeworfen.

„Was iſt Dir? armes Kind! Woher kennſt Du mich?“ fragte der Mann, als ihn ſeine Gattin erſtaunt anſah.

„Silvio Gradenigo fragt Anafeſta, woher ſie ihn kennt?“

lachte das Mädchen wild auf. „Du fragst, ha, Du fragst?“ Ihre Stimme schwoll an wie ein Wetter, das nicht weiß, wohin es seinen Strahl schießen soll. „Und dies ist Dein Weib, dies? Ah, Ihr zittert, Signora, und Er versprach Euch einen Scherz? Mein Blut, das Blut einer armen, verdorbenen, betrogenen Dirne, machte Euch die Rose roth genug, und meine Thränen waren der Thau, der sie für Euch erfrischte? Ihr triebt Euern Spott mit mir, der Ihr Alles genommen? Fluch Euch und Eurer bleichen Larve! Da, wie diese Blumen zertrete ich Euer Glück! Denkt an Anafesta, wenn Ihr froh sein wollt.....“

Es war unmöglich, ihre Worte zu unterbrechen, sie zuckten wie Blitze heraus und jeder Pfeil traf. Dann schleuderte sie Maria ihre Blumen in's Gesicht und zertrat die herabgefallenen mit den Füßen.

Die unglückliche Frau sank ihrer Mutter in die Arme.

„Das Mädchen ist wahnsinnig!“ beschwichtigte Silvio die Halbohnmächtige. „Bringt die Närrin fort!“ rief er dann den Leuten zu, die von der Szene herbei gezogen worden.

„Ich bin nicht wahnsinnig! Silvio Gradenigo ist ein Lügner!“ rief die Arme und wehrte die Faüste der Sbirren ab. „Silvio Gradenigo ist ein Schurke!“ gellte es aus ihrem Munde, „er schwor mir....“

„Fort mit der Närrin, Ihr hört ja, daß sie ras't!“ herrschte er wieder.

Und das Mädchen wurde geschlagen, gebunden und in eine Gondel geworfen, fortgeführt und in den Kerker gebracht..... Die Tochter eines Fischers vom Lido hatte die

Gattin eines Gradenigo, die Tochter eines Baduer zu beſchimpfen gewagt. Sie mußte in der That wahnſinnig ſein.

Wenige ſahen der Gondel nach, der Rauſch der Freude brauſte über die kleine Epiſode hin und begrub ſie, wie Anaſeſta nun begraben war; eine Stunde ſpäter dachte Niemand mehr daran — außer Maria Gradenigo.

Sie war hold und zart geweſen, wie kein anderes Kind, hundert Züge von Milde und kindlicher Güte hatten ſie ſchon in ihrem frühſten Alter zu einem Gegenſtande der Liebe Aller gemacht, die das Haus ihrer Eltern beſuchten. Das einzige Kind einer großen, unermeßlich reichen Familie, gewöhnt, alle Wünſche befriedigt zu ſehen, ehe ſie noch wünſchen konnte, war ſie doch beſcheiden und freundlich geblieben, und man rühmte ihr nach, daß ſie niemals, auch dem geringſten Diener nicht, ein hartes Wort geſagt. Sie war es im Gegentheil, die ſich ſtets zwiſchen die Heftigkeit ihres Vaters und das Ziel ſeines Zornes ſtellte und durch ihre Bitten den Sturm beſchwichtigte. Galt es Armen zu helfen, ſo war ſie es, die reiche Spenden auswirkte; galt es dem Staate ein großartiges Opfer zu bringen und zögerte Tomas Baduer das Erbe ſeiner Tochter zu ſchmälern, ſo war es wieder ſie, die ihn beſtimmte, mehr zu geben als er gewollt.

„Wär' ich arm, dann dürft' ich bei Euch bleiben!“ ſagte ſie, Vater und Mutter mit ihren Armen umſchlingend.

„Und wenn wir ſtürben....“

„Stürb' ich auch!“

„Sie liebte ihre Eltern, aber ſie liebte noch ein anderes Weſen faſt ebenſo ſehr. — Tomas Baduer hatte einen Knaben in ſein Haus genommen, deſſen ganze Familie in einem

Seekampfe untergegangen war. Er war Genueſe. Seine Eltern und Geſchwiſter ſiedelten nach einer levantiniſchen Faktorei über, ihre Galeere wurde von Tomas Baduer, damals Befehlshaber einer venezianiſchen Flottille, angegriffen und genommen. Alle Erwachſenen wurden niedergemacht, es war in der Zeit der größten Erbitterung beider Nationen, — auch die Mutter des Knaben, die ihren Mann ſchützen wollte, blieb im Gemetzel, nur das Kind wurde in einem Winkel, in den es ſich aus Angſt verkrochen, lebend aufgefunden. Carlo Cidano war faſt zehn Jahre älter als Maria, aber ſeit je ihr liebſter Spielgefährte. Sie hing an ihm mit der Zärtlichkeit einer Schweſter und brachte es, als ſie älter ward, durch ihren Einfluß dahin, daß er faſt wie ein Sohn des Hauſes gehalten wurde. Er war ſchlau genug, des Kindes Gutmütigkeit ſo klug als möglich zu benutzen. Er flüſterte Maria ſeine Wünſche ein und machte ſie zu den ihrigen, ſo daß es immer ausſah als ob er all den kleinen Intriguen, durch die er eine ritterliche Erziehung errang, völlig fremd geblieben ſei. Man ſchlug ihm nichts ab, weil man Maria nichts abſchlug. Erſt waren es Kleider, Lehrer, Waffen geweſen, die den Gipfel ſeines Strebens bildeten, dann dachte er auch wohl daran, eine Stellung im Staate, Verwendung im Kriegsdienſte zu erlangen, ſpäter aber, als er ſah, daß ſich die Anhänglichkeit der Tochter des Hauſes eher ſteigerte als verminderte, baute er einen andern großen Plan, für deſſen Gelingen er wie bei den früheren in Maria's Einfluß die Bürgſchaft fand.

Carlo war ſchön, und zwar von einer Schönheit, die nicht verfehlen konnte, auf ein Mädchen von dem Weſen und der Begabung Maria's Eindruck zu machen. Seine Züge

waren regelmäßig, aber für einen Mann vielleicht zu rund und glatt; aus ſeinen Augen leuchtete nicht der Blitz eines ſtolzen Selbſtbewußtſeins, eines Vertrauens auf den eignen Wert, ſondern jene aufmerkſame Ergebenheit, die ihr Berechnetſein und ihre geheimen Abſichten hinter das Schild geduldigen Schmachtens zu verbergen weiß. Er fühlte, daß er nichts zu fordern hatte, daß ein allzu feſter Tritt höhniſche Spukgeiſter aus der Erde ſtampfen, daß ein raſches, unachtſames Vordringen ihn kopfüber in's Nichts ſchleudern könne. So glitt er langſam und vorſichtig durch die hemmenden Klippen hin, Maria bald als Polarſtern in's Auge faſſend, um Richtung zu halten, bald ſie als Steuerruder oder als bewegende Kraft benutzend. Sie nahm ſeine Sanftmuth für natürlich, ſein kluges und für ihn von den Verhältniſſen gebotenes Zurückhalten für rühmliche Beſcheidenheit.

Carlo hatte außer dieſen Eigenſchaften noch ein großes Talent, das ihm ſeine Stellung ſichern half. Er beſaß eine überaus angenehme Stimme und ſchlug die Laute beſſer als irgend ein Anderer in Venedig. Dadurch wurde er in den Kreiſen, in die ihn ſein günſtiges Geſchick geführt, eine Perſon, die niemals überläſtig erſchien, alſo auch nie demüthigender Zurückweiſung ausgeſetzt war. Er durfte bleiben, auch wenn vornehme Gäſte zu bewirthen waren und wenn es ein Feſt gab. Die Männer rühmten ſeine Kunſtfertigkeit, die Frauen lobten ſeine guten Sitten, die Mädchen ergötzten ſich insgeheim an der Schönheit ſeiner Geſtalt, und die jungen Nobili zogen den Sänger in ihre Geſellſchaft, benutzten ſeine Stimme bei Ständchen und Bacchanalien, — er war überall wohlgelitten und ſeine Herkunft faſt ganz vergeſſen. Maria

hatte ihre Freude daran und war stolz auf die Eroberungen die ihr Gespiele machte. So blieb die Lage der Dinge, bis Maria heranwuchs und sich mehr und mehr zu seltner Schönheit entwickelte. Bis dahin war es die Erbtochter Tomas Baduers gewesen, die er zu umgarnen trachtete, nun war es Maria, die er besitzen wollte. Diese Leidenschaft schmolz sein ganzes Wesen um, oder prägte doch Alles in festere Formen, tünchte Alles mit grelleren Farben. Er wagte mehr, er versuchte sogar in Maria, auf deren stille Hingabe er bisher gebaut, Leidenschaftliches zu entzünden. Mit der Steigerung der Glut kam auch das Erkennen der Hemmnisse drückender und beängstigender: es handelte sich nicht mehr darum, durch einen mühselig vorbereiteten Handstreich in den Besitz eines großen Vermögens und hohen Ranges zu kommen, es galt das Lebensglück selbst. Auch ihm war nachgerade die Art und Weise, wie er als Kriegsgefangener im Hause des edlen Venezianers Schutz und Schirm gewonnen, in's Reich der Sagen gegangen, er war ein Herr gewesen wie die Anderen; jetzt fiel's ihm wieder schwer auf's Herz, schnürte ihm die Brust zusammen und lähmte seinen Mut. Er verhehlte sich nicht, daß bei dieser Hauptfrage, die zur Lösung drängte, weil Maria Baduer, die vielumworbne, nicht lang Herrin ihrer Hand bleiben konnte, seine Geliebte vorläufig eine schlechte Bundesgenossin sei. Zwar hing sie an Niemand außer ihm und die Unbefangenheit, mit der sie über die Aufmerksamkeit sprach, die ihr Der oder Jener erwiesen, hatte etwas Tröstliches für Carlo, — aber er mußte sich gestehn, daß ihre schwesterliche Neigung nicht jene verlangende, ungestüme, todesmutige Liebe sei, die in diesem Falle allein Hoffnung auf

den Sieg geben konnte. Er hatte früher nicht nur gehofft, ſondern erwartet, weil er ohne Einſatz ſpielte und für den möglichen Gewinn keinen wahrſcheinlichen Verluſt in Ausſicht hatte: nun lag die Sache anders, der Verluſt ſchien ſicher, der Gewinn unmöglich. Maria verſtand ihn nicht wie er es wollte. Seine Heftigkeit entfernte ſie faſt von ihm, und wenn er klagte, daß ſie kalt ſei und „Ihren Carlo“ nicht mehr liebe, hob ſie altklug den Finger in die Höhe, drohte ihm damit und zählte lächelnd auf, was ſie in der letzten Woche noch für ihn ausgewirkt.

„Nur davon nicht reden!“ rief ſie als er ihr einſt ſagte, man würde ſie bald vermälen, und ſein Schutzgeiſt ihm dann für immer verloren ſein. „Nur davon nicht reden! Mutter und Vater haben mich viel zu lieb, um mich ſo bald aus dem Hauſe zu geben.“

Sie war nicht aus ihrer Ruhe, aus ihrer ſtillen Seligkeit zu reißen. Sie lebte hin, ein ſorgloſes, fröhliches Kind, das überall Blumen findet und überall Blumen pflückt, ohne auch nur zu ahnen, daß es Nattern giebt, die hinter den Blütenbüſchen verſteckt ſein können. Alle Mühe, direkt oder indirekt von ihr ein Wort, eine Erklärung zu erringen, die er in ein Verſprechen verwandeln durfte, war umſonſt. Sie verſtand ihn nicht. Er war troſtlos und vertraute nur noch auf eine Bundesgenoſſin, auf die Zeit.

Maria hatte Recht, wenn ſie glaubte, daß ihre Eltern ſich nur ungern von ihr trennen und deßhalb ihre Vermälung ſo weit als möglich hinausſchieben würden; — das und der traurige Vortheil, daß er kein Haus beſaß, in das er die

Braut entführen konnte, daß sie also ihm und den Eltern zugleich als sein Weib geblieben wäre, waren seine Chancen.

Aus der Rechnung gelassen war aber, daß er in Venedig liebte, und daß die Töchter Venedigs dem Staate mindestens ebenso gehörten als ihrer Familie.

Silvio Gradenigo, der Sohn eines großen Hauses, kam aus Byzanz heim. Er hatte die Dienste, die er als Krieger und Gesandter seinem Vaterlande schon in jungen Jahren geleistet, durch einen wichtigen Traktat mit dem Kaiser vermehrt und noch auf der Heimkehr gegen eine überlegene Anzahl genuesischer Galeeren einen glücklichen Kampf bestanden. Er galt für einen Wüstling und jähzornigen Menschen, aber was davon umlief waren Gerüchte, während seine Verdienste unzweifelhaft und unbezweifelt dastanden. Sein schlimmer Charakter, was auch sein Gesicht davon erzählen mochte, war eine Frage; sein Talent dagegen eine Gewißheit. Er war noch zu jung um Eifersucht zu erregen, man wollte seine Geisteskraft für alle Fälle ausbeuten und dem Staate nutzbar machen. Dies zu vermögen, ihn zu fesseln, galt es ein Band zu finden, fest genug ihn von wilden Ausschweifungen zurückzuhalten, die seine Zeit zersplitterten. Man versuchte es zunächst erfolglos, auch die Tochter des Dogen selbst, deren Hand ihm in Aussicht gestellt wurde, reizte seinen Ehrgeiz nicht; er setzte das unstete Leben, das er allerdings immer durch gleichzeitige Bemühungen für das Wohl seines Vaterlandes zu bemänteln wußte, fort.

Da sah er Maria Baduer. Die Scheu, mit der sie ihn vermied, reizte ihn mehr als ihre Schönheit und ihr Reichtum. Er verstand sie falsch, denn er wußte nicht, daß ihr

Carlo Jeden, den er für gefährlich hielt, mit den schwärzesten Farben zu schildern pflegte. Maria wußte von ihm, daß er hart und grausam sei, wenn auch nicht mehr. Das aber genügte, ihr Widerwillen einzuflößen. Sie wich ihm aus und würdigte ihn nie auch nur eines neugierigen Blickes. Silvio sprach mit Begeisterung von ihr, zwang sich in ihre Nähe, entfaltete alle Schätze seines Geistes, alle Pracht und Geschmeidigkeit seiner Beredtsamkeit, ohne jemals sagen zu können, daß er zu siegen beginne. Er blieb ihr gleichgiltig wie die Andern. — Aber es gab einen zweiten, für ihn leichteren Weg ihren Widerstand zu brechen — der Doge selbst übernahm es bei Tomas Baduer seinen Brautwerber zu machen, und die Hand Maria's ward ihm zugesagt, ehe sie selbst noch von seinem Werben wußte.

Schmeichelhaft war die Art, mit der sie die Nachricht ihrer Verlobung und den Bräutigam zugleich empfing, eben nicht. Sie sah ihn kaum an und beschwor weinend ihre Eltern sie nicht fort zu geben. Aber sie wollte auch diesmal nicht verletzen und sagte mit der ihr eignen Milde zu Silvio, daß sie zwar gehört, daß er rauh und streng sei, daß diese Eigenschaften aber an einem Manne Tugenden sein könnten, daß sie ihn also nicht darum bitte seine Bewerbungen zurück zu nehmen. „Ich würde Jeden so bitten," fuhr sie fort. „Ich bleibe gern hier; mir ist hier so wohl, daß ich überall anderswo trauern müßte. Ihr seid mir ein Fremder und ich bliebe Euch auch eine Fremde. Es giebt so viel edle Jungfrauen, schönere und bessere als ich, warum wollt Ihr *mich* von meinem Vaterherde reißen? Geht, laßt mich den Meinen."

Sie wußte nicht, daß sie in ihrem Schmerze reizender

war als je und daß sie so gut wie Unmögliches forderte. Silvio's Blicke glühten auf als er die zarte Gestalt weinend und mit gefaltenen Händen vor sich sah. — Dies Weib sollte er freiwillig aufgeben....? Es war ihm unmöglich. Gestand Maria ja doch selbst, daß sie nicht ihn verschmähe, daß sie nicht einen Andern vorziehe; die Aussicht einen Himmel zu erringen, ein unbetastetes Herz allein zu besitzen, war zu verlockend als daß er hätte weichen können. Und was that er am Ende damit Schlimmes? Er kränkte keines Menschen Rechte, er ging daran ein schlafendes Wesen zu wecken und war sicher das Erwachen, den ersten wundersam erstaunten Aufschlag eines sonnigen Auges belauschen zu können. Sie hatte nie geliebt: warum sollte sie ihn nicht lieben lernen? Und wollte oder konnte sie nicht: warum auf Ungewisses hin sich eine so reiche Beute entgehen lassen? — Es ist fraglich, ob er so genau, oder so gewissenhaft erwog. That er es, so geschah es rasch genug, denn seine freundlich verneinenden Worte, seine Versprechungen, daß sie bald anders denken solle, unterbrachen wiederholt ihr Flehen. Zuletzt scherzte man über ihre Trostlosigkeit, nannte ihr Widerstreben mädchenhafte Scheu und nicht mehr, erzählte Beispiele glücklichsten Zusammenlebens, dem dieselbe Abneigung vorher gegangen, und beruhigte sie wenigstens in so weit, daß sie sich zu fügen schien. Silvio küßte sie als er ging; sie lag bewegungslos in seinen Armen und sah ihm stumm und vorwurfsvoll in die Augen. — Fast alle Menschen haben irgend eine Eigenschaft, für die sich in einem zweiten Wesen Verwandtes entdecken läßt, so daß wenigstens nach einer Richtung Harmonie möglich wird; und selbst wo dies nicht der

Fall ist, bietet doch fast jeder Charakter einen Ring, an dem sich ein fremdes Geschick sicher befestigen läßt wie eine Barke im Hafen. Man bleibt sich fremd, aber das Gefühl der Sicherheit giebt durch seine behagliche Ruhe immerhin eine Art von Frieden, den man nicht stören mag. — Maria suchte instinktiv nach einem Zuge in Silvio's Gesichte, an den sie sich lehnen und anschmiegen, auf den sie rechnen könne. Aber sie fand keine Verheißung, sie fand nur stürmische Forderungen darin, für die ihr Wort und Begriff mangelte. Sie schauderte an seiner Brust und fand keinen Trost in dem reichen Schmucke, den er ihr am andern Tage sandte, wie sehr auch ihre Mutter die Zartheit seiner Gabe preisen mochte. Das schönste Stück des prächtigen Geschenkes war nämlich ein antiker geschnittner Stein, auf dem der Künstler einen Löwen von der Liebe gezähmt dargestellt hatte. Ein paar galante Verse, die in dem Kästchen lagen, zeigten daß die Wahl keine zufällige war.

Den Eltern Maria's sagte ein Tochtermann, dessen Zukunft allem Anscheine nach eine große sein mußte, der außerdem schon jetzt Namen und Reichtum besaß, in hohem Maße zu, und sie wandten alle Mittel auf, ihr Kind mit der Wahl zu versöhnen. Maria war trotz alledem nicht zu beruhigen, und als sie die Schreckensbotschaft Carlo mittheilte, kam noch ein neues Element hinzu, das ihre Angst, ihre Qual erhöhte.

Er gebehrdete sich wie rasend, warf sich ihr zu Füßen, beschwor sie, ihn nicht elend zu machen, entwarf den Plan einer Flucht, stellte ihr vor wie unglücklich sie werden müsse, wenn sie der Willkür eines Menschen überlassen werde, der

sie kaum gesehn, der also nicht die tiefe, glühende Liebe für sie fühlen könne; die in seiner Brust brenne, er weinte, fluchte und bat, Alles wirr durch einander: es war eine Szene, die Maria mit ungeahnter Gewalt ergriff und sie fieberisch zittern machte. Sie sträubte sich gegen Silvio, den ihr die Eltern gaben, wie sollte sie aber mit Carlo eigenwillig fliehn, mit einem Manne, der ihr Herz nur durch sein Ungestüm stärker schlagen machte. Was wollten diese Männer von ihr? Der Eine mit seinem kalten, festen Begehren, mit dem ruhig lächelnden Gesichte, der Andere mit seinen rollenden Augen und seiner verzweifelnden Klage? Wer konnte sie vor Beiden retten? Ihr Leben, ihr Traümen selbst war gewesen wie die Platte des Metallspiegels, in den sie ihr Bild tauchte, nun kamen eifernde, heiße Menschen und hauchten die Fläche trüb, schrammten und verkritzelten die Bilder, der Sturm wirbelte sie um, sie war ratlos und verlassen, selbst ihre Mutter stand bei den Feinden. Man schleuderte sie aus einer Welt, wo Alles lächelte, Alles duftig und rosig war, in einen Schlund voll unbekannten Grauens. Sie mußte hinabstürzen, denn die einzige Brücke, die hinüber an ein Ufer voll neuer Reize führt, die den Verlust zum Gewinn macht, so daß in einem Athem verloren und gewonnen wird, diese Brücke, die Liebe, fehlte. Die Dämmerung, die in ihrer Brust begann, war nicht der Morgen; der Mond märchenfroher Kinderzeit ging hinter die Wolken, aber die Sonne, die ihn ersetzen sollte, war noch nicht geboren.

Maria war fromm. Sie rang sich betend vor dem Bilde der Madonna in ihrem Schlafgemache die Hände wund, aber die Madonna schwieg. — Maria flüchtete zur Kirche und ver-

traute ihr Leid durch das Gitter eines düstren Beichtstuhles einem alten graubärtigen Mönche: „Sei gehorsam den Eltern!“ lautete sein Trost. Alles hatte sie verlassen, die Menschen, die Kirche und die Madonna. Sie dachte nicht mehr, sie brütete still vor sich hin. Man ließ sie gewähren und verließ sich auf die Zeit, die andere Gefühle erwecken mußte.

Und der Tag kam heran, dessen Bild sie lang vorher schon wie ein Gespenst aus dem Schlummer auffahren und laut weinen machte.

Sie war engelhaft schön, und wäre es gewesen auch wenn man sie minder geschmückt hätte. Sie ging zum Altar, still und ergeben wie ein Opfer, Silvio stolz und fest neben ihr.

Noch einmal sah sie schmerzlich flehend ihn, die Eltern und den Priester an, — es war umsonst. Ihr Seufzen galt für ein „Ja,“ es war geschehen. Der Priester sprach die Bindeformel, — und seine Zunge ward nicht gelähmt; er gab und sprach den Segen, — und kein Blitz schmetterte seinen Arm herab, seine Sinne verwirrten sich nicht und flüsterten ihn keinen Fluch in's Ohr, keinen Fluch der Rettung, obgleich er das bleiche, gebrochene Kind vor sich zittern, noch einmal hoffen und dann verzweifeln sah.

Das Opfer war vollbracht. Maria sank ohnmächtig auf den Marmor, über Silvio's Gesicht glitt ein höhnisches Zucken: sie war sein, auf Leben und Tod sein eigen.

Carlo, der sein Geheimniß durch unvorsichtiges Reden verraten hatte, war drei Tage vor dem Feste, wie man auch diese Vermälungsfeier nannte, entfernt worden und spurlos verschwunden.

So hatte man Maria Baduer zu Silvio Gradenigo's

Weibe gemacht. Sie war theilnahmlos geblieben, schien aber wenigstens in einer Beziehung den Profezeiungen ihrer Mutter gerecht zu werden, denn es kam kein so heißer Schmerzenserguß mehr, sie war ergeben und gehorsam, sie duldete ohne zu klagen. Da änderte jene Szene auf dem Markusplatze, jener Fluch Anafesta's, des Blumenmädchens, ihre Stimmung auf's Neue. Ein Lichtstral schoß durch ihre Dämmerung, aber ein giftiger. Die Schatten fielen drückend schwül und die Lichtscheine waren verwischt, sie schienen nur da zu sein um die bodenlose Tiefe der Nacht erkennbar zu machen. Sie verstand jetzt was sie früher nicht erraten konnte und wovon sie sich nur instinktiv zurückgestoßen fühlte. Ihre Gleichgiltigkeit fand eine Grenze und verwandelte sich in bestimmtes Abweisen; sie war erwacht, aber der erste Blick ihrer Augen war einem Gespenste begegnet, das ihr Geschick verflucht hatte. Sie hätte weiter schlummern mögen, weiter traümen, aber es war geschehn, das erste Erkennen gab das Signal zu freudlos siegloſem Kampfe. An dem Bewußtsein des Hasses fühlte sie, daß sie lieben könne. Lieben, nicht wie sie die Eltern und Carlo geliebt, sondern heiß, unendlich, wunderbar. Und diese Liebe erschien ihr nun zugleich als ein nagendes, nie zu befriedigendes Bedürfniß, und als ein glänzender, ferner Sternhimmel, nach dem all ihre Sehnsucht die Arme emporstreckte. Der Kampf zwischen dem was man ihr Pflicht nannte und ihrem erwachten Selbstgefühle war hart, aber dennoch rasch entschieden. Silvio selbst half ihn beenden. Die leichte und später brutale Weise, mit der er über das arme betrogene Blumenmädchen sprach, die Scherze, die seine Schuld bemänteln sollten, die Heftigkeit endlich, mit

der er Maria, — nachdem er all seine Schmeicheleien vergebens verbraucht hatte, — verbot ihm mit ihrem „langweilig weinerlichen" Gesichte nahe zu kommen, all diese offenbaren Herzlosigkeiten schreckten sie mehr und mehr in sich zurück und reiften sie jäh. Silvio verlor die Geduld und hatte nicht Lust eine Knospe, die er bereits besaß, mühsam aufzuhauchen, aber er vergaß, daß sein rauhes Antasten sie verstümmeln mußte.

Maria stand allein. Ihr Vertrauen zu ihren natürlichen Beschützern war gebrochen, man hatte sie preisgegeben, man hatte sie kopfüber in eine Welt voll Dornen gestürzt. Sie konnte ihren Eltern nicht klagen, sie waren ihr fremd geworden. Sie stand allein in harter Schule, aber der Erfolg der Lehren, die sie hinnehmen mußte, war ein unzweifelhafter. Es gab nur eine Alternative für die Unglückliche, entweder unterzugehn oder sich zu energischer Größe zu entfalten. Ihre Jugendkraft war zu mächtig als daß sie hätte erliegen können, der Selbsterhaltungstrieb siegte über alle eingeimpften Elemente, die Natur stieß sie nach und nach aus und entwickelte sich, wie sie unter den gegebnen Verhältnissen mußte. Der Engel mit dem Herzen voll himmlischen Friedens ging zur Ruhe, und der gepeinigte Mensch, das bis in den Tod gekränkte Weib, sog aus jeder schmachvoll erniedrigenden Pflichterfüllung neue Stärke, neuen Haß. Sie raffte sich auf, das schüchterne, duldende Mädchen ward ein kühnes, wollendes Weib, furchtlos und fest, denn es war nun nichts mehr zu fürchten; das Furchtbarste mußte ja ohnehin getragen sein. Sie wollte leben, sie hatte keinen Grund hinzusiechen und das Opfer zu Ende zu führen. Sie hatte auch keinen Grund

zu schonen, denn es hatte sie Niemand geschont. Und sie brauchte wilde, stürmische Lust, denn die Trauer, die betäubt werden sollte, war groß. Sie hätte jetzt nicht geschwankt, wenn Carlo sie aufgefordert mit ihm zu fliehn. Und nicht Carlo allein wäre fähig gewesen sie dazu zu bestimmen, sondern Jeder außer Silvio. Wie sie früher den Männern überhaupt interesselos gegenüberstand, erschienen ihr jetzt Alle, im Vergleiche mit Silvio, rein, gut und begehrenswerth. Ihr Leben war aus dem Gleichgewichte gerissen, und darum ihre Gefühle zuckend, ihr Denken rhapsodisch, ihr Wollen gestaltlos, planlos. Sie wollte leben und genießen, mehr war nicht klar.

Nachdem erst die ersten Schranken gefallen waren, entwickelte sich diese Charakterrichtung mit jener Schnelligkeit, die nur dem Weibe eigen ist. Ein plötzlicher Umschlag ohne Übergang und Versöhnung, ein Auflodern und wieder ein Festfrieren in der neuen Gestalt, — und es ist geschehn. Was der ruhige Entwicklungsgang ohne Störung von außen nur in Jahren vermag, thut im Weibe eine einzige Erfahrung, eine einzige Stunde.

„Sagt' ich's nicht voraus," meinte die Mutter Maria's, „sie wird erst aufleben, erst Freude an der Welt finden, wenn sie Gattin ist?"

Maria lächelte bitter. Sie suchte in dem Gewühle, das sie sonst vermieden, nicht Glück und harmlose Zerstreuung, sie wollte den fressenden Jammer übertäuben, sie wollte im äußeren Sturme den inneren vergessen.

Silvio liebte sie nicht, er begriff, daß sich zwischen ihm und ihr nie würde ein Verhältniß bilden lassen, das nur

einigermaßen freundlich und befriedigend zu sein verspräche. Er hatte sie gewählt, weil sie schön war und die Verbindung mit ihrer Familie ihm Vortheile bot; er hatte sich vermält, weil er des wüsten, rastlosen Jugendlebens überdrüßig war und bequemeren Genuß finden wollte. Eine Gattin war ihm Bedürfniß geworden zur Bildung einer Familie; da er aber immerhin ein Opfer zu bringen glaubte, hatte er gemeint ein Recht an das Beste zu haben was sich im Augenblicke darbot. Das Widerstreben seiner Braut hatte ihn nur flüchtig gereizt, weil er es zu besiegen hoffte und eine willenlos ergebene Sklavin, die von seinen Augen die Befehle für ihr Verhalten absah, seinen Wünschen zumeist entsprach. Maria war so sanft und weich gewesen, er konnte seiner Ansicht nach nicht besser und bequemer wählen. Als er sich in seinen Erwartungen getaüscht sah und der Druck, den er übte, andere Folgen hervorrief als ihm genehm war, wurde die Rückwirkung dieses verfehlten Planes auf ihn ebenfalls eine schroffe. Wir sagten schon, daß er mit dem Eintritte in die Ehe einen Markstein setzen, einen Abschnitt seines Lebens abschließen wollte. Andere Eigenschaften, die bisher in ihm geschlummert, traten in den Vordergrund und wirkten mit derselben Gewaltsamkeit, mit der ihn die früheren beherrscht. Er war eifersüchtig, geizig und habgierig. Die Neigung seiner Frau für prächtige Feste, die seinen Vorsätzen nunmehr geradezu widersprach, war ihm daher doppelt und dreifach unangenehm. In Venedig konnte er sie nicht so entschieden hindern als er es wollte, dort galt es die mächtigen Baduer, die das was sie an ihrer Verwandten für Lebensmut und Heiterkeit hielten, mit Jubel begrüßten, vorsichtig zu behandeln. Seine Vorwürfe, seine

Drohungen fruchteten nicht, Maria rächte sich für die Qualen, die er ihr bereitete, dadurch, daß sie der Familie ihrer Eltern und deren Freunden immer wieder den Plan zu neuem Taumel mittheilte, der nun sicher entweder in Silvio's Hause oder in einem andern Palaste zur Ausführung gebracht wurde. Maria wußte, daß ihr Gatte Rücksichten für die Ihrigen zu nehmen habe, sie hatte es mit dem Instinkte des Hasses erraten; sie wußte, daß er ihr gegenüber nicht zu einem Äußersten greifen konnte, und handelte ihm darum mit Überlegung und Sicherheit überall zuwider. Diese Sicherheit steigerte sich noch als unglückliche Unternehmungen das Vermögen Silvio's untergruben und er zu neuen der Unterstützung seiner Schwiegereltern bedurfte. Die Szenen zwischen ihm und Maria nahmen einen immer heftigeren Charakter an, sein Geiz war durch die Verluste gesteigert, seine Eifersucht durch ihr Benehmen gegen fremde Männer immer glühender angefacht. Nicht aus Liebe, sondern ihr zur Qual wollte er ungestört im Besitze seines Weibes sein. Trennen konnte sie doch nichts, die Ehe war unlöslich.

Es gab ein Mittel sich dem Einflusse der Verwandten die seine Gewalt lähmten zu entziehen, und er griff danach. Die Republik sandte eine Expedition nach Morea, wo die Genuesen auf's Neue eine Faktorei Venedigs geplündert hatten. Silvio erhielt den Oberbefehl des Geschwaders und zugleich den Auftrag, zur Wiederherstellung jener Kolonie für längere Zeit am Orte selbst zu weilen. Daß der Aufenthalt an einem wiederholt angegriffnen und stets bedrohten Küstenpunkte Gefahr bot, war kein Hinderniß Maria mitzunehmen, sie hatte kein Recht sich dagegen zu sträuben und mußte mit

ihm ziehen. Silvio triumfirte, Maria war erst stumpf aus Schmerz und Verzweiflung, dann faßte sie sich zu neuer Entschlossenheit und versprach sich den voreiligen Triumf ihres Gatten Lügen zu strafen.

Giebt es für zwei Wesen, die nicht nur neben einander, sondern in und für einander zu leben gewillt sind, nichts Angenehmeres als Beschränkung im Raum, so ist ein gleiches enges Zusammengedrängtsein für Aneinandergefesselte die äußerste Folter. Während Jene die Gelegenheit benutzen sich wechselweise inniger zu verstehen und zu durchdringen, während sie behaglich in einander schmelzen und leichter noch als sonst jene Harmonie, jenen Wohllaut gemeinsamer Empfindung auszufühlen im Stande sind, der sie in der That untrennbar zu einem Ganzen macht, — drücken die Andern einander gegenseitig die Dornen ihres Widerwillens immer tiefer in's Fleisch, finden immer neue verletzende Ecken und steigern das Verkehrte ihres Zusammenseins zur Unerträglichkeit. Auch der Kampf bietet keine Erholung, keine Ermunterung, man streitet nicht mehr, man beobachtet und haßt einander, — und dumpfe, zähe Glut ist heißer als Flammen.

Auf dem Schiffe kömmt noch stärkend, oder im andern Falle deprimirend das Gefühl getheilter Gefahr hinzu. Zusammen zu sterben wünschen Menschen, die auf's Herzlichste verbunden sind, fast ebenso oft als zusammen zu leben; Trennung wenigstens im Tode ist die Hoffnung derer, die nur durch den Tod des einen Theils Aussicht auf lebenswürdiges Leben gewinnen. Die Einen sehen der Gefahr „wonnegraufig" in's Antlitz, die Andern fürchten das Überleben

des Verhaßten mehr als den eignen Untergang. Er würde ja dann glücklich.....

Waren Silvio und Maria bereits in diese äußerste Phase verhaltenen Grimmes getreten, so hatten sie wiederholt Gelegenheit ihr Gefühl zu erproben. Die mannigfaltigsten Unfälle begleiteten die Überfahrt; es war als sollte der alte Aberglaube, daß der Haß oder das Unglück Einzelner einer Gesammtheit Unglück bringen könne, bestätigt werden.

Die Galeere, auf welcher Silvio den Löwen von San Marko aufgehißt, wurde als die Flotille kaum den Golf verlassen, zur Nachtzeit südwestlich verschlagen und verlor die Geleitschiffe aus Sicht. Die Brise hielt an und machte es trotz aller Anstrengungen unmöglich Cours zu halten und das Geschwader wieder zu erreichen oder auch nur zu erblicken. Allem Anscheine nach war es zerstreut worden, und die andern edlen Venezianer, die an Bord waren, machten den Vorschlag wieder in Venedig einzulaufen, da es sich voraussetzen ließ, daß die Mehrzahl der Fahrzeuge, des Anführers beraubt, denselben Weg einschlagen würden. Traf man sie unterwegs, so ließ sich dann immer noch die Reise fortsetzen, während sie, allein ausgeführt, zwecklos und vergebens war. Silvio war anderer Meinung. Seiner Ansicht nach konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die abgesprengten Schiffe, sobald es ihnen der Wind nur erlaubte, südlich steuern und in jedem Falle auf der Höhe von Cap Otranto so lang kreuzen würden, bis sie ihn wieder in ihrer Mitte hätten.

Auf seinen Schultern lastete die Verantwortlichkeit, man mußte sich also seinem Willen fügen, und Niemand außer

Maria wußte, warum er sich nicht hatte bewegen lassen, wieder in Venedig zu landen. Sie war krank, und ihr Aussehn hätte am Ende doch die Ängstlichkeit ihrer Eltern in so hohem Grade rege gemacht, daß sie ihrer Reise Hindernisse in den Weg gelegt. — Gleichviel ob Silvio so großen Wert auf diese Möglichkeit legte als seine Frau glaubte, und ob er auf diese Weise nur durch Zufall den Ruf seiner Umsicht vergrößerte, — er hatte Recht gehabt, all seine Fahrzeuge, mit Ausnahme eines einzigen, das bei Cervia gestrandet war, kreuzten zwischen der tückischen Hadria und dem ionischen Meere, um ihn zu erwarten.

Kaum war indeß die eine Gefahr überstanden, so stellte sich eine neue, drohendere ein. Man hatte in Genua von der Absicht dieser Expedition Kunde erhalten und gleichzeitig eine Flotte auslaufen lassen, um ihr zu begegnen. Diese hatte eine glückliche Fahrt gehabt, durch Schiffer von Kephalonia erfahren, daß die Venezianer Cap Skala noch nicht klarirt, und lauerte nun in dem Passe, durch den jene mußten, um nach Corinth oder einem andern Punkte der Nordküste von Morea zu kommen.

Die Venezianer waren nicht allein schwächer an Zahl, sondern hatten außerdem durch das Unwetter Havarie gelitten und wünschten weit mehr einen sichren Hafen, um den Schaden auszubessern, als einen Kampf, dessen Ausgang voraussichtlich ungünstig, aber auch im besten Falle ohne Vortheil war. Indeß mußte man sich beim Anblicke des Feindes dazu bequemen, ihn zum mindesten abzuwehren, da sich eine Abtheilung desselben fast zur selben Zeit im Rücken zeigte und die Flucht unmöglich machte.

Der Wind war den Venezianern günstig, ein heftiger Angriff konnte die vordere Abtheilung der genuesischen Galeeren an den Strand drängen, ehe die zweite noch heran gekommen war. Dann hatte man die Passage frei und war sicher, daß der Rest der Feinde den Angriff nicht erneuern würde. Silvio war zu kriegskundig, als daß er diesen Vortheil, den ihm jede Minute Zögerns schmälern konnte, nicht in demselben Augenblicke benutzt hätte, in dem er ihn erkannte. Er gab das Signal zur Schlacht, und seine Mannschaft, die den Muth ihres Führers bewährt wußte, jubelte ihr: „San Marco, San Marco!“ über das Wasser hin, als hätte sie den Kampf ersehnt.

Der Feind erwartete nicht so große Kampflust zu finden und ward stutzig. Die Schleudersteine der Venezianer und der Hagel ihrer Pfeile hatten schon Planken zertrümmert und Menschen getödtet, als die Genuesen sich von dem Staunen aus Angreifern Angegriffene geworden zu sein, erholten und nun ihrerseits die Ruder einsetzen und die Geschosse spielen ließen. Steine, marmorne Kugeln, Spieße und Pfeile flogen her und hin, die Wurfmaschinen schleuderten Brennmaterialien, die sich an das Takelwerk und das Deck hingen und zu dem Kampfe mit den Fluten und drohenden Waffen noch den gegen das gefräßigste Element brachten, — auf beiden Seiten loderten Schiffe auf, andere fuhren fest, und noch andere wurden geentert und Zeugen eines blutigen Handgemenges. — Das Manövre der Venezianer war nur zum Theile gelungen und mit zu großen Verlusten erkauft, als daß sich von einem wirklich errungenen Vortheile reden ließ. Es war dies nicht Silvio's Schuld, denn er hatte mit seinem Schiffe

den Zweck erreicht, den er von Anfang an im Auge gehabt: sein Gegner war auf den Sand geraten. Die meisten der anderen Schiffe mißverstanden aber sein kühnes Vordringen und nahmen die Schlacht in nächster Nähe auf, als hätte es gegolten Beute zu machen, statt eine Gasse zu brechen. Dadurch ging Zeit verloren, die Hilfsmacht des Feindes kam mit frischen Kräften heran, und es konnte nur noch einzelnen Schiffen gelingen, in der Flucht Heil und Rettung zu finden.

Silvio kämpfte wie ein Held, Bord an Bord mit einer genuesischen Galeere. Sein Schiff war stark und besser gebaut, als das feindliche; es gelang, den Sturm der Enterer abzuschlagen und zugleich durch eine Wendung die Verschränkung und Verbindung der beiden Fahrzeuge zu zerreißen. Das Schiff gehorchte dem Steuerruder, die Segel faßten Wind, und der schwächere Feind wurde wie durch einen mächtigen Stoß abgeschüttelt und weit fort geschleudert. Die Finsterniß, die während der Schlacht hinab gesunken war, begünstigte nun die Flucht nach Westen hin. Nach Osten lag der Feind über die ganze Breite des Fahrwassers und konnte außerdem am Morgen verfolgen und kapern, was sich irgend dorthin zurückgezogen. Die Rümpfe brennender Schiffe, die auf den Wellen trieben, beleuchteten den Wahlplatz und dienten den Flüchtlingen zugleich als Wegweiser.

Silvio gewann die offne See, ohne bemerkt worden zu sein. Er war die Nacht über auf dem Deck geblieben, hatte die Toten bei Seite schaffen, die Verwundeten pflegen und vor Allem die Beschädigungen am Schiffe, so gut es ging, ausbessern lassen. Ihn selbst hatte ein Steinwurf an der Schulter getroffen, und ein Holzsplitter seines eignen Mastes

ihm das Gesicht verwundet. Maria, die noch krank war und durch die Schrecken der Schlacht, deren Getöse, Geheul und Gepraſſel über ihrem Kopfe tobte, noch fieberhafter aufgeregt worden, empfing ihn mit dem Vorwurfe, daß es unritterlich gewesen, eine Frau zu solcher Zeit auf's Meer zu schleppen, wo sie bald dem Sturme, bald der Gnade des Feindes ausgesetzt und überlassen sei.

Er stand erschöpft, blutend und gebrochen vor ihr, der Kampf, der in jenen Tagen erbittert, aber von Personen, nicht von Massen geführt wurde, hatte ihn gehoben, tapfer und männlich gemacht, er war im Augenblicke geläuterter und edler als je zuvor, — und er war als Feldherr geschlagen, als Held verwundet: — ein Blick der Theilnahme, ein Wort der Liebe hätte ihm wohlgethan, er hätte sie vielleicht nie wieder vergessen. — Es war, als ob das Geschick nochmals an das Herz dieser beiden Menschen poche und versöhnende Gefühle fordere. Jetzt war's noch denkbar, ein solcher Moment kam nicht wieder. — Aber die Frage war umsonst, die Würfel lagen.

Maria schien seine Wunden nicht zu bemerken, sie dachte nur an sich. Er hob im ersten Zorne über den Empfang das Schwert, das er noch nackt in der Hand trug, und drohte sie nieder zu stoßen. Dann senkte er es wieder und sagte mit niedergehaltener Wut, so daß seine Stimme gespenstig hohl klang: „O, Du sollst büßen, büßen wie nie ein Weib!" Und einen Fluch auf der Lippe verließ er den Raum.

Venedig hat, wie die Republiken der alten Zeit, stets seine besten Bürger mißhandelt. Die Glücklichen aus Neid, die Unglücklichen, mochten sie vorher auch die besten Dienste ge-

leiſtet haben, aus Undankbarkeit. Ob ſchuldig, ob nicht, war gleichgültig. man ſtrafte gelungne Unternehmungen und rächte ſich für mißglückte.

Silvio erwartete in der Lagunenſtadt keinen beſſeren Empfang, als er ihm von ſeiner Gattin geworden, zumal ſeine Begleiter nun wieder auf ihren Vorſchlag zurückkamen: man hätte nach Venedig heimfahren ſollen, als der Sturm die Flotte zerſtreut hatte. Dort ſei jedenfalls. unterdeß das Auslaufen der Genueſen dann auch ſchon bekannt geweſen, man hätte Verſtärkungen erhalten, und die Niederlage wäre vermieden worden. — Silvio ſah, daß ſelbſt die Zeugen ſeiner Gewandtheit als Führer, ſo wie ſeiner perſönlichen Tapferkeit, Gründe hervor ſuchten, ihn zu verdammen, daß er ſich alſo vor den Richtern, die von der Sachlage beſtimmt nichts weiter in's Auge faſſen würden, als daß er ſeine Flotte verloren, gar nicht würde rechtfertigen können. Daß er ſeine Pflicht gethan, warf kein Gewicht in die Schale; der Schlag war für den Staat ein empfindlicher, und die Scheelſucht, der Neid und der Privathaß hatten eine Handhabe gefunden, an der ſie ihn vom Sockel ſeiner Stellung herab zerren und ſtürzen konnten. Mehr als ein Mann, dem man früher Vertrauen erwieſen, hatte ſchon in den Gefängnißkellern einen einzigen Mißgriff, ja ein einziges Mißgeſchick büßen müſſen. Er traute Waſſer und Wind mehr Freundſchaft, Treue und Schonung zu, als dem Vaterlande und brütete über einem Plane, der ihn in Sicherheit bringen ſollte. Was er daheim aufgab, ſtand allzu ſehr in Frage, als daß er's in Rechnung bringen konnte, Leben und Beſitz war gefährdet, Beides von einem Urtheilsſpruche abhängig gemacht, an deſſen Gerechtig-

keit im voraus zu zweifeln er nicht zögerte. Er hatte an Bord eine Anzahl von Menschen, die in seinem eignen Solde standen und ihn auf allen seinen Fahrten begleitet hatten. Es war eine wüste Gesellschaft, aus aller Herren Ländern zusammen geweht; ihre Glieder gehörten einst zu einer jener Horden von Lanzknechten, die durch Jahrhunderte der Schrecken des Südens und Westens von Europa waren. Unerschrocken und rasch im Kampfe und anhänglich an ihren Führer, unter dem sie schon manchen Beutezug gemacht, das waren ihre Tugenden; das Heer ihrer Laster aufzuzählen vermochte Niemand. Sie waren eben Kriegsleute, deren Handwerkszeug in einem Helme voll Beulen, einem geflickten Harnisch und einem blanken Schwerte bestand. Mit einem von diesen Männern entwarf er während der Fahrt, die er absichtlich hinzuziehen wußte, seinen Plan. Man konnte nichts dagegen einwenden, daß er den direkten Heimweg jetzt für gefährlich hielt, zumal das Schiff bei ernster Verfolgung nicht hätte See halten können. Wurde die Galeere gekapert, so hatte nicht bloß der Staat, sondern diesmal auch die Privatkasse der Herren, die sich hätten loskaufen müssen, neue, arge Verluste. Dieser Gedanke machte sie empfänglich für alle Umwege, die Silvio in Vorschlag brachte und gab diesem freien Spielraum.

Maria war viel allein. Die Nobili, die ihrem Gatten so viel zu thun machten, waren alt und wie sie meinte alltäglich geschwätzig. Sie fand keinen Geschmack an ihrer Unterhaltung und überließ sich ihren Träumen. Das Meer unterhielt sie, als sie sich erst mehr an die Bewegung des Schiffes gewöhnt. Sie stand oft am Schnabel, die Hand um ein Tau geklammert, und sah dem seltsamen Schauspiele zu, plötzlich dicht

vor ſich eine thurmhohe, blaugrüne Welle zu ſehn, die ſich mit ihrer ganzen Maſſe auf das Schiff ſtürzen zu wollen ſchien. Die Schaumkrone, die tauſend und tauſend rollende Perlen aus ihren Zacken ſchüttelte, nickte bis zu den Raaen herüber, — aber ſie fiel nicht. Das Schiff flog in einem Nu, gehoben von der Welle ſelbſt, zum Gipfel empor, balancirte auf der Höhe und glitt jenſeits leicht und majeſtätiſch wie auf glatter Eisfläche wieder hinab. Die Ruder griffen in die Luft, das Meer ſelbſt warf das Fahrzeug von Kamm zu Kamm. — Bei Nacht ging die Fahrt über rollendes Feuer hinweg, aber die Flammen waren wie von Glas, ſie brachen kurz ab, funkelten an den Stangen, ſprühten in Splittern in's Meer zurück und häuften ſich erſt im Kielwaſſer wieder, gleich zuſammengeſeg-ten glühenden Hagelkörnern, in langen Streifen an. — Man träumt wachend nie lebhafter als wenn die Natur vor uns eine ihrer wechſelvollen Einerleiheiten aufrollt, Meer, Wald, Wieſe oder Wolkenhimmel; es iſt als ob die äußeren Sinne eine Beſchäftigung allgemeinſter Art haben müßten um den inneren ganz freie Hand laſſen zu können. — Maria dachte ſich über die kurze Spanne Zeit in ihre Welt voll Heiterkeit zurück, fühlte in der Einſamkeit die Zerriſſenheit ihres Her-zens immer heißer und wenn ſie einen jener ruheloſen Vögel, die von den Franzoſen âmes damnées genannt werden, über die Wogen ſtreichen ſah, leicht und geräuſchlos und doch mit zuckenden Schwingen, war ihr immer als ob ſie ſelbſt aus ſich heraus getreten wäre und ihr eignes Weſen beobachten müſſe.

Silvio hatte unter dem Vorwande, mit Hülfe der im Hel-leſpont liegenden venezianiſchen Schiffe den Schaden wieder

gut machen zu wollen, Cap Matapan und St. Angelo umschifft und befand sich, indem er seine privatim erworbenen nautischen Kenntnisse benützte, unbemerkt plötzlich außerhalb des Fahrwassers venezianischer Staatsexpeditionen und mitten unter den Cykladen. Hier war er sicher nicht überrascht zu werden, und sein Plan zur Ausführung reif.

Eine Meuterei, die in der Nacht ausbrach, setzte die ihm ergebene Mannschaft in Besitz des Schiffes. Die im Schlafe überraschten Feinde wurden theils getötet, theils über Bord gestürzt, absichtlich aber einige der edlen Venezianer als Gefangene aufbewahrt. Silvio, hieß es, sei im Kampfe gefallen; Maria gehörte unter die Gefangenen. Es galt nun einem jener kleineren Piratenfahrzeuge zu begegnen, die damals der Schrecken aller Kauffahrer im ionischen und ägäischen Meere waren. Nach dreitägigem Kreuzen war eine Schebecke mit dreieckigem Segel und rotem Wimpel in Sicht, die aber augenscheinlich nicht Lust hatte, sich der ungleich größeren Galeere zu nähern. Sie segelte rascher und hätte leicht entkommen können, wenn nicht das Beilegen der Venezianer und ihre Signale die Piraten aufmerksam gemacht hätten. Sie näherten sich nun bis auf eine Entfernung, die ihnen immer noch Spielraum ließ. Silvio, der sich verborgen gehalten hatte, bestieg ein Boot und ließ sich hinüber rudern. Er hatte seinen Anzug verändert und glich nun selbst einem Seeräuber. Dem Anführer der Schebecke sagte er, daß er von Tunis sei, daß ihn der Venezianer angegriffen und sein Schiff so übel zugerichtet habe, daß ihn endlich die Verzweiflung zum Entern getrieben. Der kühne Streich sei geglückt, die Tapferkeit seiner Leute habe gesiegt und die Beute sei groß. Das eigne Schiff

aber wäre gesunken, und er könne nun mit dem ungefügen Fahrzeuge die Heimat nicht erreichen. Er bot einen Theil der Beute für den Dienst, daß man ihn in einen der hiesigen Schlupfwinkel brächte, und außerdem wollte er die Galeere gegen ein leichteres Schiff vertauschen. Sein Vorschlag, nachdem er erst bestimmter in Zahlen gefaßt worden, war zu lockend als daß er sich hätte von der Hand weisen lassen. Man nahm ihn an und erfüllte die eingegangnen Verbindlichkeiten von beiden Seiten pünktlich. Ein Armenier, der auf der Insel der Seeräuber für das Unterbringen aller Arten von Waaren sorgte und seine Einkäufe durch unverdächtige Schiffe abholen und auf Marktplätze schaffen ließ, kaufte die Gefangenen als Sklaven, ohne daß diese Silvio sahen, und Silvio, der große Summen an Bord gehabt und für sich gerettet hatte, erhielt ein leichtes Schiff. Es war außer Zweifel, daß es diesem oder jenem der Gefangenen gelingen würde, sich über lang oder kurz loszukaufen. Man erfuhr dann in Venedig als gewiß, daß Silvio im Kampfe geblieben, und sparte Nachforschungen, die ihm hätten Gefahr bringen können. Er war für Venedig tot und darum seines Lebens sicher. So hatte er gerechnet.

Bei diesem größeren Plane vergaß er aber Maria nicht ganz. Über sie hatte er einen besonderen Vertrag mit dem Armenier geschlossen. Sie war mit den andern Gefangenen verkauft und zu den niedrigsten und demütigendesten Diensten verwendet worden. Stündlich Schmähungen, ja selbst Schlägen und Rohheiten aller Art ausgesetzt, hatte sie durch Wochen Zeit der Verzweiflung zu verfallen. Aber sie wurde nicht wahnsinnig, denn sie konnte nicht träumen, sie mußte arbeiten bis

zur Erschöpfung, und der Abend fand sie so ermüdet, daß sie auf ihrem rauhen Lager schlief wie schon seit lang nicht mehr. Das Weib, das ihre Herrin spielte, erfand noch eine andere Marter. Immer unzufrieden mit den Leistungen ihrer Sklavin, begann sie in Gegenwart dieser ihre Körperschönheit zu taxiren, Kenner gaben ihr Urteil ab, und man beschloß Maria bei nächster Gelegenheit anderweitig zu verhandeln. Erst waren ihr die Aussichten, die man nun vor ihren Augen öffnete, gräßlicher als die härteste Arbeit, dann versöhnte sie sich durch die Schilderungen der Alten mehr und mehr damit, und endlich sehnte sie sich fast danach, den schmutzigen Dienst, der sie in den Staub drückte, irgendwie mit einer Stellung zu vertauschen, die ihr statt der Lappen in die sie sich hüllen mußte, die gewohnte Pracht, und statt der aufreibenden Arbeit bequeme Muße gäben. Sie wollte leben, sie war schön, der Harem bot immer noch ein besseres Verhältniß, als das ihre zu Silvio.....

Einst schlief sie lang und vermochte die Augenlider noch nicht zu heben, als sie schon nicht mehr ohne Bewußtsein war. Ihr Lager schwankte und schaukelte, sie war wieder auf einem Schiffe. Wurde sie auf den Bazar geschafft? Jetzt, der Erfüllung ihres Wunsches nahe, überlief sie doch ein eisiger Schauer. Sie, die edle Venezianerin, preisgegeben, als Waare verkauft....! Immerhin gehörte sie nicht mehr Silvio.

Sie schlug die Augen auf, und vor ihr stand — Silvio, sein kaltes, höhnisches Lächeln auf den Lippen. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Brust, sie glaubte

eine Erscheinung von jenseits des Grabes zu sehn und sprang auf, aber seine Hand drückte sie in ihre Lage zurück.

„Noch bist Du mein!“ lachte er. „Und Du bleibst es, holdes Vögelchen, Du bleibst mein, — uns scheidet nur der Tod!“

Er hatte sie nur zum Scheine verkaufen lassen und zurück genommen, sobald sein Fahrzeug ausgerüstet war. Ein Opiat hatte sie eingeschläfert und ohne daß sie es ahnte wieder in seine Gewalt gebracht. Er wartete schon seit Stunden auf ihr Erwachen um sich an ihrem Grauen zu weiden.

Sie erfuhr nun, daß er ihre Qual planmäßig geleitet und daß sie wie er selbst für das Vaterland tot sei. Es war eine gräßliche Szene, ein furchtbarer Triumf für den Mann, als er sie zusammengebrochen, regungslos und in ein dumpf brausendes Meer von Schauder versenkt vor sich liegen sah. Sie dachte daran sich zu töten, aber es war zu viel mit ihr vorgegangen, sie war gewaltsam zu tief hinunter gepreßt worden, als daß sie sich hätte zu entschlossener That aufschwingen können. Sie litt nicht mehr wie eine Heilige, sie duldete Zwang wie eine Sklavin.

Die Gradenigo besaßen von alten Zeiten her ein Kastell an der Nordküste Kleinasiens. Die Venezianer hatten bald wieder aufgegeben was Einzelne von ihnen dort erworben, die Zugänge waren zu schwierig, und der Handel nur an der Westküste von Wichtigkeit: der Staat hatte also nur in der Zeit der ersten Eroberung vorübergehenden Wert darauf gelegt. Ein Kastellan mit wenigen Leuten, die sich ernährten, so gut sie konnten, war zurück gelassen worden, wo es ging, und Jahre verflossen, ehe zufällig Kunde von dort in die

Heimat kam. Es war möglich, daß auch Silvio sein Eigentum erst wiedererobern mußte. Da er aber einen festen Platz für seine weiteren Unternehmungen brauchte, richtete er seine Fahrt dahin. Es gelang ihm, mehreren venezianischen Schiffen auszuweichen und glücklich in's schwarze Meer zu kommen. Er fand den Ort, die Besatzung war verwildert und anfangs nicht willens den Herrn anzuerkennen. Es kam zum Kampfe, und erst der Fall des bisherigen Befehlshabers und das Märchen, Silvio sei in Venedig geächtet worden und entflohen, bestimmten die Rotte, die neuen Ankömmlinge einzulassen.

Hatten die Bewohner bis jetzt von kleinen Räubereien im Lande gelebt, so befähigte der neue Zuschuß sie nun größere Züge zu wagen und das Wasser in ihr Bereich zu ziehen. Es war ein wildes, abenteuervolles Dasein, ganz nach dem Sinne Silvio's, und auch Maria, deren Blut nachgerade durch ihre Schicksale in Schuß gekommen war, hätte Geschmack daran finden können, wäre sie nicht wie eine Gefangne in Haft gehalten worden. So aber war es wieder die Entwickelung ihres südlichen Temperamentes, die ihr die Einsamkeit mitten unter dem Taumel des Räuberlebens immer unerträglicher machte.

Oft brachte man Gefangene heim, die um Lösegeld freigelassen oder als Sklaven verkauft wurden. Nur Venezianer oder Menschen, die im Verdachte standen, Venezianer zu sein, wurden schonungslos niedergemacht. Das Raubnest war bald der Schrecken der ganzen Landschaft.

Maria hoffte immer noch zu günstiger Zeit entfliehen zu können, aber sie wußte nicht, wo sie sich befand, sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Allein konnte sie nicht

fort. Nach und nach gelang es ihr durch Gaben und Verſprechungen den Thorwärter in ihr Intereſſe zu ziehen, ohne jedoch jemals zur Ausführung des Vorhabens ſchreiten zu können, da die Mittel zu raſcher weiterer Fortſetzung der Flucht nicht ohne Hilfe von außen zu beſchaffen waren. Sie mußte warten und friſtete ihren Lebensmut durch die Hoffnung.

Die Zeit ihrer Thätigkeit beſchränkte ſich freilich auf die Ausflüge Silvio's. Man wagte dann doch nicht, ihr im Inneren der Burg Hinderniſſe zu bereiten, und ſie fand dann Gelegenheit, Alles was vorging zu erfahren.

Trotz aller Sorgfalt waren nach Venedig Gerüchte von der Rolle gedrungen, die Silvio übernommen. Gefangene wollten ihn erkannt haben, und andere wußten von der Anweſenheit einer Frau, die der Schilderung nach Maria ſein konnte. Legte man auch wenig Gewicht darauf, da die Angaben jener Begleiter Silvio's, von denen in der That einige das Vaterland wieder erreicht hatten, zu entſchieden dagegen ſprachen, ſo gab es doch einen Menſchen, dem jede Andeutung eine Hoffnung, jede Hoffnung eine ſchmeichelnde Gewißheit war, — denn er liebte. Die Forſchungen und Nachfragen der Baduer auf allen bekannten Sklavenmärkten waren erfolglos geblieben, und jener Piratenſchlupfwinkel, den die Nobili nur als Intermezzo zwiſchen zwei Schiffsraümen betreten hatten, war nicht wieder zu entdecken, — die Möglichkeit alſo, daß Maria und Silvio lebten und daß jenes Gerücht den Weg zu ihnen wies, war vorhanden, d. h. es lag nichts vor, was ſie entſchieden verneint hätte. Von Maria hatte man keine Spuren entdeckt, und Silvio war von Niemand

tot gesehn worden: auf diese beiden Punkte baute die Liebe ihren Plan.

Jener Eine war Carlo, der nach der Abreise des Paares aus seiner mehr als zweijährigen Haft entlassen worden. In ihm brannte das alte Feuer, seine Sehnsucht war um so weniger erkaltet, da er wußte, daß Maria Silvio nicht liebe. Sie mußte ihm jetzt näher stehn als jemals, und wenn er auch kaum ein festes Ziel im Auge hatte, er mußte wenigstens wissen, ob die Geliebte lebe und erreichbar sei. Ein Schiff trug ihn nach Byzanz, und von da zog er an der Küste hin.

Der üble Ruf des Raubnestes führte ihn bald in die Nähe des Thurmes, den er suchte, aber nur das Unglück brachte ihn hinein. Ein Streiftrupp sah ihn um die Mauern herum lungern und fing ihn auf. — Ein Spion hieß es, und man war eben daran, ihn im Hofraume aufzuknüpfen oder noch auf schlimmere Weise seines Lebens zu berauben als Maria, durch das Getümmel aufmerksam gemacht, hinabblickte und, wenn auch nicht sofort ihren Spielgenossen, so doch ein oft gesehenes Gesicht erkannte. Silvio war zu Schiffe, und die ihr nicht Ergebenen unter der Mannschaft durch Gold und die Überredung der Anderen zu bewältigen. Silvio kargte gegen seine Leute, sie dagegen spendete mit vollen Händen, und jeder Stein ihres Schmuckes war ein Vermögen. Sie eilte hinab, es gelang ihr die Männer zu beschwichtigen und Carlo ihren Händen zu entreißen. Sie nahm ihn mit sich hinauf, nachdem sie sich des Schweigens der Rotte versichert, und — er lag ihr zu Füßen.

Das war ein Wiedersehn!

Freilich fand er sie anders als er gedacht, aber sie war

es, die von Flucht sprach, eh' er es noch gewagt; sie war es, die den Plan dazu fertig im Kopfe trug. Er war trotz ihrer Hast, ihrer wilden Glut, die sich nicht einmal zu einem Gruße, zu einem Kusse des Willkommenseins Zeit nahm, überselig, — denn wie mußte sie sich nach ihm gesehnt haben, wie mußte sie ihn lieben, um solche Ungeduld zu zeigen. — Er täuschte sich! Sie wollte nicht ihn, sie wollte die Freiheit.

Sie gab ihm die Mittel an bestimmtem Tage, zu bestimmter Stunde mit einer Barke bereit zu sein und trug ihm auf sie zu Pferde abzuholen, um eilends weiter zu kommen. Bis dahin war Silvio ihrer Berechnung nach noch nicht zurück, den Leuten, die mit ihr fliehen mußten, versprach sie als ihren Rettern in Venedig großes Gut und Schweigen über Alles, was vorgegangen, kurz, da sie einmal einen festen Anhaltspunkt hatte, bot sie alle Mittel auf, endlich den Sieg über ihr Geschick zu erringen.

Alles ging gut, Carlo war davon geeilt, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen, Maria lebte in einem Fieber, sie fühlte ihr Blut sieden, ihr Hirn brennen, sie hoffte nun nicht mehr, sie war der Rettung gewiß und jubelte auf's Neue, glühender, lechzender als je der Welt entgegen.

Der Tag kam heran, aber mit ihm auch schon am frühen Morgen Silvio mit seinen Genossen. Was war zu thun? Warten, aufschieben? Und wenn Carlo nochmals entdeckt und gefangen ward? Dann war wieder auf lange Zeit Alles vorüber. Es mußte versucht sein.

Reiche Beute war gemacht worden, und Silvio sparte diesmal seinen Cypernwein nicht; es gab ein großes Gelage,

die Becher klangen und wüſte Geſänge ſchallten zu Maria hinauf. Einer der Eingeweihten fragte nach, was zu thun ſei, und erhielt den Beſcheid, daß man das Banquet benutzen und fliehen wolle, während die Andern zechten oder trunken waren.

Unterdeß kam ein Unwetter, das die Grundveſten der Mauern erſchütterte; die Zecher tranken fort, aber die Freunde Maria's kamen mit neuen Fragen. Es mußte ſein, man mußte trotz Nacht und Wetter fort. Sie ſandte auf die Zinne eine Leuchte anzuzünden, damit Carlo ſich nicht verirre, und befahl, daß man ihr Silvio's beſtes Roß ſattle, ſobald die Zeit da ſei.

In der Halle tanmelten die wilden Trinker nach und nach an den Wänden hin, Silvio war in ſein Zimmer gegangen, draußen tobte der Sturm, aber im Thurme ward es ſtill.

Maria hatte ihr Geſchmeide zuſammen gerafft und einen Pelz umgehangen. Die Stunde mußte da ſein, ihr Herz pochte. Sie ſtreckte den Kopf fröſtelnd in die grauſige Nacht hinaus und ſpähte nach einem Lichtſcheine aus Silvio's Fenſter. Die Ausſicht auf Erlöſung ſtärkte ihre Sinne, ſie ſah die Fugen der Steine auf den Simſen, aber es war innen kein Licht, Silvio ſchlief. Sie wandte ſich um .....

Ein Höllengelächter empfing ſie. Silvio ſtand vor ihr, noch völlig angekleidet, ein kurzes Schwert an der Seite und eine Fackel in der Hand. Er hatte ihr noch einen Beſuch zugedacht, um ſein Feſt würdig zu beſchließen und erkannte mit einem Blicke aus dem Anzuge und den zuſammen gerafften Koſtbarkeiten die Abſicht ſeiner Frau, obgleich er nicht errathen

konnte, wie ſie ihre Flucht bewerkſtelligen wollte. Aber ſein erſter Ruf nach dem Auflachen war: „Verrat! Verrat!“

Er wandte ſich, um die Thüre zu ſchließen und die Treppe hinab zu eilen, — aber im Augenblicke war Maria mit einem gellenden Schrei der Wut an ihn heran geſprungen, hatte ſein Schwert aus der Scheide geriſſen und dem Überraſchten, Halbtrunkenen den Stahl wiederholt in die Bruſt geſtoßen. Er verſuchte umſonſt Maria die Fackel in's Geſicht zu ſchleudern. Sie flog am Boden hin und zündete weiter. Er ſank röchelnd nieder. —

„Uns trennt nur der Tod! — haſt Du geſagt!“ murmelte Maria, indem ſie ſich über den blutſtrömenden, zuckenden Körper beugte. —

Die Flamme fraß bereits im Zimmer um ſich, Maria hatte nur noch die Zeit, den Pelz wieder umzuwerfen und ihr Käſtchen aufzuraffen. Das Schwert behielt ſie in der Hand.

Noch wartete ihrer neuer Aufſchub. Man hatte das Feuer bereits bemerkt, ihre Erſtarrung nach der That hatte zu lang gedauert. Die Getreuen Silvio's, die nicht völlig trunken waren, ſtürmten herauf und brüllten: Verrat! der Hauptmann iſt todt! — Maria bahnte ſich wie eine Raſende den Weg durch die Männer, ſchwang drohend ihre Waffe und ſchrie, faſt beſinnungslos: „Laßt mich, laßt mich, und plündert!“

Das war das Wort, das ſie befreite. Die Schätze des Herrn waren ohne Hüter, der Thurm brannte, es galt zu plündern. Man ließ ſie hinab, das Roß war geſattelt, der Thurmwärter hatte keinen Grund mehr, der Rache Silvio's zu entfliehn, er blieb, um mit zu plündern, aber eine Spange,

wahllos abgezogen, bewog ihn dennoch, das Thor zu öffnen, die Brücke fiel .....

Ihr wißt den Reſt! —

Das Weib hat gemordet — — Ankläger thue Deine Pflicht, Geſchworene ſprecht das Schuldig, Richter brecht den Stab, Henker vollziehe, was Dir geboten iſt. Die Geſetze ſind für Euch, — und an Gaffern wird es nicht fehlen. Vorwerts zum Schafot mit der Mörderin, und ein warnendes Bänkelſängerlied hinterher ..... O, Ihr wäret Schurken, wenn Ihr nicht Narren wäret!

Margarethe.

Eine Epiſode aus der Neuzeit

von

* * *

Die junge Wittwe.

In einem der Lindenhotels in Berlin ſtand vor einem vergoldeten Ankleideſpiegel eine ſchöne, noch ſehr junge Frau und muſterte ihren Anzug, bevor ſie ausgehen wollte. Sie bemerkte, daß die Trauerkleider ihr außerordentlich wohl ſtanden; die Friſche ihrer Wangen ſtralte ihr auf dieſer Folie doppelt reizend entgegen. Die Erſcheinung mußte überall einen reizenden Eindruck machen; die junge Frau war ſeit einem Jahre Wittwe und im Begriff wieder in die Welt zu treten, ſie wußte nicht recht, ſollte ſie traurig oder fröhlich ſein. Die nächſte Zukunft lag gar zu ungewiß vor ihr, als daß ſie ſich darauf hätte freuen können; und doch konnte ſie auch nicht traurig ſein, denn eine traurige Zeit lag hinter ihr, um nicht wiederzukehren. Sie war ſehr unglücklich verheirathet geweſen an einen viel ältern Mann; er war Rittergutsbeſitzer in der Nähe von Dresden; ihr Vater hatte die Verbindung gewollt, um ihr eine Exiſtenz zu ſichern, da er ſich alt und krank fühlte, als penſionirter Offizier auch nicht im Stande war ihr etwas zu hinterlaſſen. Er wußte nicht, daß die Verhältniſſe ſeines Schwiegerſohnes ſehr verwirrt waren

und hoffte die wüſte Lebensweiſe deſſelben, die ihm freilich bekannt war, würde ſich ändern, wenn er eine ſo holde junge Frau hätte. Aber er irrte ſich, ihre Schönheit erweckte bei ihrem Manne nur die launenhafte Liebe eines Sultans; nachdem er ſie eine Zeit lang vergöttert und mit Schmeicheleien überhäuft hatte, begann er ſie durch ſeine Eiferſucht zu quälen, verſagte ihr jede Lebensfreude und ging ſelbſt wieder ſeine alten böſen Wege. Margarethe, die junge ſchöne Frau, weinte heiße Thränen; in ihrer Bruſt wogten ſchwärmeriſche Empfindungen, Träume von Liebe und Treue, aber ſie wurden vom ihrem Gemal verſpottet. Mit der Elaſticität der Jugend wendete ſie dann ihren Sinn der Außenwelt zu, ſie ſuchte nach Putz, Tand und geſelligen Zerſtreuungen, aber auch die wollte der Mann ihr nicht gewähren, ſeine eignen Bedürfniſſe überſtiegen bereits ſeine Einnahme, er ward geizig, wenn es ſich um die ſeiner jungen Frau handelte. Durch die Entbehrung wurden ſie ihr zu erſehnten Glücksgütern, die ſie um jeden Preis hätte erreichen mögen.

In dieſe Zeit fiel der Barrikadenkampf in Dresden; Margarethens Gatte war in der Stadt als die Preußen einrückten. Er trat aus einem verdächtigen Hauſe und eine ihrer Kugeln traf ihn zum Tode; als es ſich ſpäter herausſtellte, daß er nur ganz zufällig jene Gegend der Stadt betreten und in keiner Verbindung mit den Aufſtändiſchen geſtanden hatte, erregte ſein Tod viel Theilnahme unter ſeinen Standesgenoſſen.

Margarethe war nun frei — aber auch arm; die glänzende Einrichtung des Hauſes nahmen die Gläubiger in Beſchlag, das Gut war Fideikommiß und fiel dem Bruder des

Verstorbenen zu, da er keine Kinder hatte, das Witthum war äußerst gering und wurde nicht pünktlich gezahlt, da Margarethens Schwager die Gutseinrichtungen in größter Unordnung übernehmen mußte. Die Wittwe hielt sich abwechselnd bei verschiedenen Verwandten ihres Mannes auf, aber sie fühlte bald, daß diese Gastfreundschaft eine erzwungene war und entschloß sich nach Ablauf des Trauerjahrs zu einer Tante zu ziehen, einer Schwester ihres Vaters, die in Berlin wohnte und ihr brieflich versprochen hatte, für ihre Existenz zu sorgen. Die Tante galt für sehr gelehrt, sehr fromm und sehr — sparsam; Margarethe fürchtete sich vor allen drei Eigenschaften, vor der letztern aber am meisten. Als sie spät Abends mit dem Dampfwagen in Berlin ankam, befahl sie dem Droschkenkutscher auf seine Frage „wohin?" nach Britisch Hôtel zu fahren, sie wollte noch einmal in einem glänzenden Gasthofe wohnen, ehe sie die ärmlichen Räume ihrer Tante betrat. Margarethe lehnte sich am andern Morgen entzückt ins Fenster, die wogende Menschenmenge unter den Linden, die prachtvollen Läden, die vielen Equipagen erregten ihr kindische Freude: wie lockend und vielversprechend sah das alles aus! Endlich kleidete sie sich an, hielt befriedigende Selbstschau vor dem Spiegel und ging nach der großen Friedrichsstraße, wo ihre Tante, Fräulein von Hohenau, wohnte.

Die Tante.

In einem eleganten Vorzimmer des Stockwerks empfing eine zierlich gekleidete Zofe die junge Wittwe. „Wir haben Sie schon lange erwartet, gnädige Frau," sagte sie, „nur grade um diese Stunde nicht, weil der Hauptzug immer Abends ankommt. Meine Gebieterin ist deshalb eben ausgegangen, sie wird aber gleich zurückkehren, belieben Sie nur in den Salon zu treten."

Sie öffnete Margarethen ein großes Zimmer mit kostbaren Spiegeln und Gemälden geschmückt. In der Mitte stand ein runder Tisch von Mahagonyholz, ganz mit Büchern in prächtigen Einbänden bedeckt. In der Fensternische wölbte sich eine geräumige Epheulaube über einen Arbeitstisch, dessen Werkzeuge von Gold und Silber glänzten. Ein Wiener Flügel stand frei im Hintergrunde und eine Staffelei mit Palette und Farben links am Fenster. Um den Theetisch reihten sich sammetne Causeusen, die sich leicht rollen ließen, um beliebige Gruppen bei der Unterhaltung zu bilden. Über dem feststehenden Hauptsopha waren schwere Faltenwürfe angebracht von gleichfarbigem Stoffe, wie er sich über Fenster und Thüren drapirte. Margarethe dachte, welch einen malerischen Hintergrund dieser Sophaplatz für ihr schönes Gesicht abgeben würde und gerieth in lebhafte Bewunderung vor der Pracht, die ihre Tante so unerwartet entfaltete. Margarethe musterte die Bücher auf dem großen Tische, sie waren zu ihrem

Schrecken faſt alle in fremden Zungen geſchrieben. Die Tante ſchien wirklich nicht nur franzöſiſch und engliſch, ſondern auch ſpaniſch nnd italieniſch zu verſtehen. Eine große Bibel lag mitten auf dem Tiſche wie ein Symbolum von der Tante Denken und Thun.

Margarethe dachte zaghaft: „wie wird es mir hier ergehen?“ ſie wußte wohl, daß ſie wenig gelernt und viel ohne Auswahl geleſen hatte. Ernſte Beſchäftigung hatte ihr nie Freude gemacht und ſie war auch nicht dazu erzogen worden; ſie hatte ihr bischen Franzöſiſch ſtets für Wiſſenſchaft gehalten. Die einſamen Abende auf dem Lande in ihrer kurzen Ehe hatte ſie mit kleinen Handarbeiten zugebracht und dabei ihrer Phantaſie freien Lauf gelaſſen, ſich alle die Dinge zu wünſchen, die ſie nicht beſaß, ſich reizende Anzüge und koſtbare Einrichtungen wie Luftſchlöſſer auszudenken. Aus den Romanen, die ſie geleſen, ſchöpfte ſie das leidenſchaftliche Verlangen geliebt zu werden wie Schiller's Thekla oder noch lieber wie Rouſſeau's Julie. Sie fühlte, daß ſie lieben könnte wie die Heldinnen der Gräfin Hahn, ja inniger, ſeelenvoller, aufopfernder als dieſe. Nach ihrem tragiſchen Schickſal kam ſie ſich auch ebenſo intereſſant und romantiſch vor wie dieſe Heldinnen und ſie hatte gehofft, das Leben werde jetzt für ſie gleich einem bunten Romane ſich geſtalten. Statt deſſen wollte die Tante ſie nun wahrſcheinlich fromm und gelehrt machen! Um ſich zu zerſtreuen nahm ſie eins der franzöſiſchen Bücher in die Hand, warf es aber bald ſtaunend und gelangweilt wieder fort: es waren St. Martins tiefſinnige Aphorismen über das Chriſtenthum mit Anmerkungen von Rahel. Margarethe ſuchte nach einem andern fran-

[illegible] Buche, es [illegible] ihr ebenso wenig, es waren die Pe-
[illegible] Abende von der Maistre. Margarethe hatte bei-
nahe gewonnen; von einer so [illegible] und gelehrten Tante
[illegible] abhängig zu sein, erschien ihr fürchterlich. „Gott
Lob, daß sie wenigstens nicht so [illegible] ist als ich dachte,“
sagte sie sich im Stillen, „ihre Einrichtung widerlegt das hin-
reichend.“

Die gefürchtete Tante trat in dem Augenblick ins Zim-
mer; es war eine hohe Gestalt von feinen magern Formen,
in dunkle Seide gekleidet und vom feinsten Anstand. Ein
regelmäßiges Gesicht und geistvolle Augen ersetzten und be-
zeugten die ehmalige Schönheit; sie sah würdevoll aus und
ein Zug von Wehmuth milderte den Ernst ihrer Züge und
deutete auf ein glückliches Einst hin. Sie empfing ihre Nichte
herzlich: „Endlich, mein liebes Kind, bist Du doch gekom-
men, ich war recht ungeduldig. Du bleibst nun bei mir, ich
werde nicht mehr so einsam sein wie bisher; es wird Dir hof-
fentlich bei mir gefallen.“

Margarethe wurde nach dieser freundlichen Begrüßung
zutraulicher und dankte für das Entgegenkommen der Tante
in gerührtem Tone. Diese führte sie nun in ein kleines Zim-
mer neben dem Salon und sagte: „Hier sollst Du wohnen
— aber auch schlafen. Man muß sich in Berlin sehr ein-
schränken. Dies Sopha dient zum Schlafen, diese Etagère
zum Waschen. Ich wohne eben so in dem Zimmerchen auf
der andern Seite des Salon. Weitläufige Räume und Be-
quemlichkeit, wie Du sie auf dem Lande gewohnt sein magst,
kann ich Dir nicht bieten. Hier nebenan in der Küche schläft
die Jungfer in einem Stehbett.“ —

„Wie, die Unglückliche muß im Stehen schlafen?“ fragte Margarethe, deren schönes Gesicht sich merklich in die Länge gezogen, während die Tante sprach.

„Nein, das Bett steht nur bei Tage aufrecht wie ein Schrank, des Nachts wird es niedergeklappt. Für diese wenigen Räume muß ich doch schon eine sehr hohe Miethe geben. Die eleganten Schränke mit Spiegelscheiben verbergen meinen alltäglichsten Hausrath. Die Einrichtung des Salons ist meine Freude, der ich gern alle übrigen Bequemlichkeiten zum Opfer bringe. Diese heimlichen Entbehrungen sind in den höhern Ständen Berlins fast allgemein.“

Margarethe hatte das nicht geahnt als sie den Glanz und das bunte Getümmel auf den Straßen bewunderte. Noch mehr erstaunte sie als die Tante fortfuhr ihr inneres Hauswesen zu schildern. Es wird bei mir nur alle zwei Tage gekocht, sonst nur Aufgewärmtes gegessen. Fleisch mit etwas Gemüse oder Suppe ist für mich immer ein hinreichendes Mittagsmahl gewesen. Abends trinken wir Thee oder gehen aus. Theure Vergnügungen erlaube ich mir gar nicht; Theater und Conzerte werden hier fast nur von den vielen Fremden besucht, die Einheimischen wissen das zu entbehren. Weite Spaziergänge vor die Thore unternehme ich nicht, man geht sich in den Straßen schon müde genug, denn die Ausgabe der Droschken gestattet sich so leicht keine Berlinerin. Mein geselliger Verkehr ist ausgebreitet, ich habe selbst jede Woche einmal einen Salonabend, wo Du viel ausgezeichnete Leute kennen lernen wirst. Ich empfehle Dir ernste Lektüre, liebes Kind, die Damen meines nächsten Umgangs sind alle

tief gebildet und haben eine bestimmte religiöse Richtung, der Du hoffentlich nicht abgeneigt sein wirst."

„Kommen nur Damen?" fragte Margarethe sehr kleinlaut.

„O nein: Diplomaten, Schriftsteller, — nun Du wirst ja selbst sehen, übermorgen ist der Tag. Aber Du antwortest mir nicht, hast Du bei Deinem Unglück nicht doppelt das Bedürfniß empfunden eine Heimath im Jenseits zu suchen und zu verdienen?"

„Ach ich möchte erst gern eine auf Erden gewinnen, liebe Tante; ich habe das Leben noch gar nicht genossen, meine Jugend will doch auch ihr Recht."

„Liebes Kind, Du bist auf falscher Bahn, das sehe ich, Du täuschest Dich, wenn Du den Genuß des Lebens so hoch anschlägst, er verschwindet, sobald man die Hand danach ausstreckt; folge mir und wende Dich dem Unvergänglichen zu." Damit nahm sie ein Buch in schwarzem Einband und begann zu lesen. Margarethe hütete sich wohl die feierliche Stille zu unterbrechen; sie nahm sich vor zu schweigen und die erste Gelegenheit zu benutzen, sich dieser beengten, entbehrungsvollen Lage wieder zu entziehen. Sie häkelte still vor sich hin und harrte wie auf eine Verheißung des Gesellschaftsabends ihrer Tante; unbestimmte goldene Träume gaukelten ihr die Möglichkeit vor, daß sie unter den vielen Gästen irgend einen Glücksstern finden würde.

Der Salon-Abend.

Große Vorbereitungen, wie sie in kleinen Städten üblich sind, wurden zu dem Gesellschaftsabend nicht gemacht; die Zofe hatte den Teppich mit Theeblättern sorgfältig gesäubert, den Staub von den Topfgewächsen abgeputzt, frische Blumen in die chinesischen Vasen gestellt, eine schöne Lampe und viele Lichter ins Zimmer getragen und holte eben aus dem nächsten Laden seiner Fleischwaaren einige sogenannte „bunte Teller," auf denen rothe und graue Wurst, weißer Kalbsbraten und dergleichen Dinge in feinen Scheibchen bunt geordnet waren. In Begleitung kleiner Butterschnitte sind diese „bunten Teller" die Haupterforderniſſe eines Berliner Theetisches. Auf andere Genüsse, außer einer bunten Unterhaltung, werden keine Ansprüche gemacht. Nicht weite Wege, nicht schlechtes Wetter hält die Großstädter ab, den Salon zu besuchen. Es hagelte draußen, aber nichtsdestoweniger erschienen in weißen Kleidern frisch wie Schneeglöckchen junge Mädchen, von ihren Müttern dazu angehalten, die Singstunden zum Besten der Gesellschaft fortzusetzen, wie es hieß, um dreist zu werden. Die Zahl der Gäste stieg heute zu ungewöhnlicher Höhe. Es waren gebildete Jüdinnen darunter mit atheistischen und republikanischen Gesinnungen, Geheimräthinnen und Gattinnen der ersten Staatsbeamten, Frauen aus dem höchsten Adel und der Umgebung des Hofes, Diplomaten von heute und ehedem, Schriftsteller, junge Offiziere u. s. w.

Die verschiedensten politischen Farben herrschten in dieser bunten Zusammenkunft, aber keiner wollte die seinige zur Schau tragen, jeder übte die zarte Rücksicht, den Nachbarn nicht zu verletzen.

Als man schon eifrig sprechend um den Theetisch sich gruppirt und einige Gesangstücke junger Damen so rücksichtslos wie Tafelmusik überhört hatte, trat noch mit raschen, kühnen Schritten ein junger Mann ein. In seinem schönen Gesichte lag Stolz und Herrschbegierde, er ließ das Adlerauge prüfend über den Zirkel rollen.

„Alexander!“ rief eine Dame in schwarzen Damast gekleidet, eine goldene Kette mit großem Kreuz um den Hals mit dem feinsten aristokratischen Gesichtsschnitt, „Alexander, kommst Du endlich? und so spät? hier neben mir ist noch ein Stuhl für Dich.“

„Liebe Schwester, in diesem Salon herrscht gesellschaftliche Freiheit und Republik; ich darf kommen, wann ich will und sitzen, wo ich mag,“ sagte lachend der junge Freiherr und gehorchte dem Ruf seiner Schwester nicht. Er hatte bereits mit seinem raschen Blick in Margarethen eine neue und reizende Erscheinung entdeckt und stellte sich ihr so nah wie möglich, um sie ungestört zu betrachten. Auch sie hatte auf den ersten Blick sich von ihm angezogen gefühlt, wagte aber nicht, die Augen zu ihm aufzuschlagen. Eine süße Verwirrung war über sie gekommen; sie kam sich vor wie Thekla, er stand wie Max an ihrem Eintritt in die Welt. Er wird und muß mich doch endlich anreden, dachte sie und sah immer tiefer auf ihre Häkelarbeit nieder. Die Wirthin überreichte dem Freiherrn eine Tasse Thee, er benutzte den Mo-

ment, um sich Margarethen vorstellen zu lassen; während der gegenseitigen Verbeugung versuchte er durch eine geschickte Wendung einen Theil seines Thees auf das Kleid von Margarethens Nachbarin zu schütten. Mit einem leisen Schrei fuhr die Dame in die Höhe, der Freiherr erschöpfte sich in höflichen Entschuldigungen, als sie aber hinausging, um sich von der Zofe beim Abtrocknen und Retten des Sammetkleides helfen zu lassen, nahm er rasch ihren leergewordenen Platz ein und war nun Margarethens nächster Nachbar. „Vergeben Sie mir die etwas brutale Kriegslist, die ich unternahm, um diesen Posten zu erobern?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. Margarethe konnte sich eines geschmeichelten Lächelns nicht erwehren und ermuthigte dadurch den Freiherrn zu neuen Huldigungen. Das Geschwirre der allgemeinen Gespräche kam ihm sehr erwünscht, er wagte manches gefährliche Wort, wenn es hin und wieder ein Damenohr der Nachbarschaft traf, horchte es verwundert auf.

Fräulein von Hohenau bemerkte dieses kleine Zwischenspiel nicht; ein alter Freund hatte neben ihr Platz genommen und unterhielt sie eifrig, seit sie die Pflichten der Wirthin vollendet hatte, von der schönen Vergangenheit, der guten alten Zeit Berlins. „Ach wie ist alles so anders geworden,“ seufzte er. „Vor fünfundzwanzig Jahren war Berlin ganz anders reich an interessanten Persönlichkeiten. Da war Heinrich Heine noch ein Jüngling voll Geist und Leben, arglos, gutmüthig und bescheiden, wissen Sie als er uns den Almansor vorlas und jeden Tadel hinnahm; wie begeistert, wie warm konnte er damals sein! Aber wie empfänglich war auch die damalige Zeit für Poesie, mit welchem Ju-

bei begrüßte man Heine's Gedichte, die Byrons geheimnißvolle Melancholie mit Voltaire's Witz verbanden! Wie gern las man die Erstlingswerke Immermanns, der damals noch fast ungekannt in Westfalen lebte! Welche ausgewählte literarische Zirkel hatten wir bei dem damaligen Gouverneur von Berlin, Graf Gnesenau, wo sich alle Schöngeister der Hauptstadt versammelten! Der russische Dichter, der liebenswürdige Schukowsky, im Gefolge der Großfürstin hier war eine Zierde jener Abende, Fürst Pückler-Muskau, auch damals als sehr schöner Mann, noch nicht als Schriftsteller bekannt. Und die Damen! Frau von Helwig, geb. v. Imhof, die geistvolle Freundin Goethe's und Schillers, Frau v. Chezy, die begabte Enkelin der Karschin, Frau von Hohenhausen die erste Übersetzerin Byrons, und Rahel endlich die Sibylle ihrer und einer zukünftigen Zeit."

„Sie vergessen Bettina zu nennen, sie ist der ächte Geist Berlins — sie hat uns jetzt auch verlassen."

„Warum betrauern Sie jene Zeit so sehr?" sagte die Gräfin mit dem goldenen Kreuz und wendete sich zu Fräulein von Hohenau, „diese Zeit war gewiß in sittlicher Hinsicht sehr zurück, sonst hätte man Heine's Gedichte nicht so beispiellos erheben können."

„Sie können in mancher Hinsicht Recht haben," sagte der alte Heer, „damals wurde der Saame gesäet, dessen bittre Früchte wir jetzt ärnten. Aber die Namen, die ich Ihnen vorhin nannte, traf kein Makel und ich könnte noch eine Menge edle Zeitgenossen aufzählen: Chamisso, Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, dem noch neuerdings ein so herrliches Denkmal in seinen Briefen an Charlotte Diede errichtet

worden ist; alle die verkleinernden Verläumdungen, die über den großen Mann verbreitet waren, sind durch diese Briefe völlig widerlegt. Wie öde ist dagegen jetzt die Literatur in Berlin! Wir haben einen König, der ein Athen aus unsrer Stadt machen würde und könnte, wären nicht die politischen Stürme. Es ist jetzt keine Residenz, kein Tempel der Kunst mehr, nur ein Krater der Revolution," schloß der Redner sein Klagelied.

„Und doch haben wir jetzt einen Dichter hier," sagte Fräulein von Hohenau, „wie wir ihn noch nie hatten, ein Genius voll Kraft und Originalität, der es mit den Ersten aller Nationen aufnehmen könnte, wenn ihm nicht die äußern Mittel fehlten, wenn er nicht grade in dieser Zeit lebte, die auch den Fürsten nicht mehr erlaubt das Talent zu begünstigen. Neben Miltons Paradies und Dante's Hölle kann dieser Dichter kühn sein Gedicht stellen, es ist die Schlacht von Waterloo."

„Und wie heißt der Dichter?" fragte man gespannt.

„Scherenberg."

„Wer ist das? wir haben nie von ihm gehört, wo bekommt man sein Buch?"

„O meine Herren und Damen," sagte Fräulein von Hohenau, „so hochgebildete poetische Leute wissen nichts von Scherenberg?! Freilich er lebt fern von der Welt in einer abgelegenen Straße Berlins, in dürftigen Verhältnissen. Wollte er dem Geist der Revolution schmeicheln wie Eugene Sue und Victor Hugo, er würde reich und berühmt sein wie sie. Rousseau wurde von den Großen des Hofes in seiner Einsiedelei aufgesucht, wo er zwischen zerbrochenen Töpfen

und schmutzigem Geräth lebte und der dichterische Philosoph Scherenberg ist unbeachtet geblieben von unsern Mäcenen. Ihr schwarzrothgoldenen Leute, die Ihr für Deutschlands Einheit schwärmt, kennt nicht einmal ein Gedicht, das Deutschlands Rettung feiert?! Es wird bald ins Englische und Französische übersetzt sein; der ehrenfeste kaltblütige Muth der Engländer ist von ihren eignen Dichtern nie so gefeiert worden wie hier und Napoleon erscheint nirgend so groß in seiner dämonischen Gewalt, er ist wie Miltons Höllenfürst, der abschreckt und dennoch hinreißt."

Jetzt erhoben sich doch mehrere Stimmen, die Waterloo kannten, man tadelte die regellose Jambenbildung des Verfassers, die denn doch die erlaubten Grenzen der poetischen Freiheit weit überstiege.

„Sie sprechen wie der Hofmarschall Falladren in Lalla Rookh," entgegnete Fräulein von Hohenau: „das ist keine Poesie diese willkürliche Äußerung phantastischer Gefühle. Übrigens sagte ich Ihnen ja schon, daß Scherenberg durch seine Lage gehemmt nicht zur Ausbildung seines ursprünglichen Talentes gelangen konnte. Vielleicht wäre seine Schlacht von Waterloo nie ans Licht gekommen, wenn ihn nicht ein Mann in Berlin unterstützt hätte."

„Wer ist das? wer denn?" wurde von vielen Seiten gefragt.

„Der König — er hat die Schlacht von Waterloo drucken lassen; trotz der eigenen Bedrängniß unter den Stürmen der Revolution, gedachte er der Noth eines Dichters."

Eine tiefe Stille entstand; einige Damen brachten die Taschentücher an die Augen. Der demokratische Theil der

Gesellschaft sah verlegen aus und schwieg, nur der Freiherr fuhr plötzlich auf und rief höhnisch: „Es wäre besser, wenn der König . . . ."

Ein bittender Blick seiner Schwester beschwichtigte ihn.

Fräulein von Hohenau wollte dem Gespräche eine andere Wendung geben und fragte: „Kennen Sie die Schauspielerin Elise Schmid, die den „Genius und die Gesellschaft" geschrieben hat? ihr „Judas Ischariot," den Professor Rötscher in seinen dramatischen Jahrbüchern abgedruckt hat, verräth auch ein großes Talent."

„Ja das ist unläugbar," sagte die Gräfin, „auch tiefes Gefühl für Religiosität, obgleich sie außerhalb der Kirche steht; diese sollte sich mit mehr Eifer der Irrenden annehmen."

Es erhoben sich tadelnde Stimmen über Elise Schmid, es wurden Anekdoten aus ihrem Schauspielerleben in Frankfurt an der Oder erzählt, ihr Wandel und ihre Gesinnung wurden vielfach angegriffen, aber ihrem Talente mußte man Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Man hätte wohl schonender mit ihr verfahren können," sagte Fräulein von Hohenau, „der Cultus des Genius wird jetzt auch gar zu wenig gefeiert."

„Ja wohl," seufzte der alte Herr wieder, „wenn man sonst in Berlin nur ein Fünkchen Genie fand, vereinigte sich die gute Gesellschaft, um es zur lichten Flamme anzublasen; aber die Revolution hat uns ganz gleichgültig dagegen gemacht. Sie bedroht Deutschland mit geistiger Vernichtung."

„Nein, sagen Sie lieber Wiedergeburt," rief der Freiherr. „Erst muß das Chaos kommen, wenn eine neue Schöpfung werden soll."

„Eine Sündfluth wollen Sie ſagen, ſie wird allerdings kommen und wird zuerſt diejenigen zerſtören, die ſich vermeſſen wollen, die Welt umzuſchaffen —“

„Keine Politik, meine Herren,“ bat die Wirthin.

Es ſchlug 10 Uhr und die ganze Geſellſchaft brach eilig auf. Nur der Freiherr zögerte noch, er ſtand gefeſſelt neben Margarethen; als er endlich auch gehen mußte, bat er ihre Tante, ihm zu geſtatten, außer ihrem Abende öfter wiederkommen zu dürfen.

Ein Demokrat.

Schon nach wenig Tagen wiederholte der Freiherr ſeinen Beſuch; die Damen wollten eben ausgehen. Fräulein von Hohenau bat ihn jedoch zu bleiben; ſie fühlte ſich ſelbſt von der gewinnenden Perſönlichkeit des jungen Mannes angezogen, er wußte dem leichten Converſationston oft einen Klang von Tiefe und Originalität zu geben, der ſie intereſſirte. Auch liebte ſie es, den Bann zuweilen aufzuheben, den ſie in ihrer Geſellſchaft auf die Politik gelegt hatte, ſie ſagte:

„Da wir allein ſind, kann ich Ihnen wohl geſtehen, daß ich Sie gern zur Rechenſchaft ziehen möchte, weil Sie ſo tollkühn das Chaos heraufbeſchwören wollen. Wir würden es doch Alle nicht mehr erleben, daß ſich aus der allgemeinen Zerſtörung wieder ein erträglicher Zuſtand geſtaltete. Ich begreife nicht, wie Sie ſo etwas wünſchen können, da Sie

den höhern Ständen angehören, die durch die Zerstörung der Cultur und Ordnung am meisten verlieren würden."

Sie glaubte, er würde sich rühmen, die Revolution nicht seinetwegen zu wünschen, sein Dasein dem Allgemeinen zum Opfer bringen zu wollen u. s. w. Aber er vergaß alle Zurückhaltung und rief aufgeregt aus:

„Was hilft es mir, daß ich ein Edelmann bin, daß ich mehr gelernt, mehr leisten kann wie zehn andere Standesgenossen. Jeder Connexionsmensch, wenn er noch so mittelmäßig von Kenntnissen und Charakter ist, wird Präsident, Minister, Geheimer-Ober, während ich, der ich in Berlin ein Fremder bin, es auf endlos langsamen Wegen kaum zum Rath zu bringen vermag! ich kann meine dürftige Existenz nicht mehr ertragen, mein Vermögen ist bereits geopfert."

„Sie wollen also eine Republik, um Ihre Lage zu verbessern, lieber Freiherr? Ich dachte Sie gehörten zur Partei der deutschen Girondisten, die um der Tugend willen, um edle Ideale ins Leben zu rufen, das Bestehende vernichten wollen."

„Nein, nicht nur meine Lage, auch die des Volkes soll gebessert werden. Alle Bande sollen fallen, die uns hinderlich sind; das Große und Schöne wird mit frei, mag immerhin Anarchie entstehen, aus ihr wird sich der Genius der Menschheit wie ein Phönix erheben."

„Das sind Phrasen und Träume, bester Freiherr, die Geschichte hat sie längst vernichtet aus der kurzen Anarchie der ersten, französischen Revolution erhob sich nur eine lange Despotie."

„In Deutschland und in der Jetztzeit würde das anders sein, die Franzosen konnten keine Republik bilden, weil der größte Theil des Volkes noch im Aberglauben befangen war. Bei uns hat die Philosophie längst das religiöse Dogma vernichtet; darum können wir auch die politische Freiheit rein und unabhängig von jeder Tradition in uns aufnehmen. Der Protestantismus ist Deutschlands Retter, er wird uns zur Freiheit führen."

„Ich hasse jede Fessel des Gedankens gleich Ihnen," sagte Fräulein von Hohenau. „Die Skepsis ist in der Religion und Philosophie, was das Scheidewasser in der Chemie ist: das unedle Metall wird davon zerstört, aber das Gold bleibt unversehrt."

„Hat uns Philosophie und Wissenschaft oder, wie Sie es nennen, die Skepsis erst überzeugt, daß Staat, Moral und Christenthum Einbildungen sind, so müssen wir die Menschen auch noch von ihrer eigentlichen unfreien Seite, dem Gewissen erlösen."

„Halt," rief Fräulein von Hohenau, „negiren wir erst die Stimme des Gewissens, dann hört die menschliche Verirrung auf und der Dämon tritt hervor. Fortan ist jedes Verbrechen uns nahe!"

„Bis zur Sündhaftigkeit kann ich Ihnen nicht folgen, gnädiges Fräulein, darin sind Sie fester als ich," lächelte der Freiherr; „ich nehme jedesmal moralisch Reißaus, wenn fromme Damen mir die Erbschaft der Sünde predigen — ich fühle auch recht gut, daß ich darin nicht enterbt bin. Aber wollen die Damen denn heute nicht den prächtigen Sünder

Don Juan ſehen?“ wendete er ſich an Margarethe, die mit einer Verdrußfalte auf der ſchönen Stirn ſtill zugehört hatte.

„Es iſt zu ſpät geworden, auch fühle ich keine Neigung heute dazu,“ ſagte Fräulein von Hohenau.

„Aber ich fühle Neigung dazu, liebe Tante, laſſen Sie mich hingehen, verſagen Sie mir nicht aus frommer Scheu dieſen Genuß, ich habe ja noch ſo wenig von meinem jungen Leben gehabt, ich bin darum betrogen worden.“

„Ich kann Dich nicht begleiten, liebes Kind, Du weißt ja, die Gräfin erwartet mich, um mit ihr zu leſen.“

„O, laſſen Sie mich ins Theater, ich ſterbe vor Langerweile bei dieſen frommen Vorleſungen. Der Freiherr kann mich ja begleiten.“

„Das iſt unmöglich, liebe Nichte.“

„Warum denn? ich bin ja frei,“ ſagte Margarethe trotzig, „ich brauche mich nicht mehr tyranniſiren zu laſſen, wie es mein eiferſüchtiger Mann gethan.“

„Der Anſtand verbietet es, daß eine ſo junge Frau mit einem fremden Herrn allein geht; das ſollteſt Du doch wiſſen und bedenken.“

„Ei es kennt mich hier ja Niemand — nun warum ſchweigen Sie denn? haben Sie nicht einmal den Muth, mich von meiner Tante zu fordern?“

„Ich ordne mich den Wünſchen und Anſichten des Fräuleins unter,“ ſagte der Freiherr, ergriff ſeinen Hut und zog ſich mit einer höflichen Verbeugung zurück.

Das Gnadengeschenk.

Kaum war er fort, so brach der Sturm zwischen den beiden Frauen aus.

„Margarethe!“ zürnte die Tante, „bist Du nicht tief beschämt, der junge Mann hat mehr Takt als Du!“

„Weil er Ihnen Recht gab. Sie bringen mich um das Glück meines Lebens, Sie entfernen den einzigen Mann von mir, den ich lieben könnte. Ist es nicht genug, daß mein Vater mich gezwungen, meine Jugend, meine Gesundheit, meine Schönheit einem ungeliebten, unwürdigen Manne zu opfern? Sie wissen nicht, was ich gelitten habe, wie sehr ich Ersatz bedarf.“

„Ich habe Dich oft bedauert, armes Kind, aber woher weißt Du denn, daß der Freiherr Dich liebt?“

„O er hat es mir gleich am ersten Abend ganz deutlich zu verstehen gegeben; er sagte, ich scheine ihm von so lebhafter Empfindung zu sein wie Romeo's Julie und so kindlich hingebend wie Fausts Gretchen. Das sind doch zwei weibliche Wesen, die von allen jungen Männern vergöttert und ersehnt werden.“

„Ja, weil sie sie leicht verderben können; Du solltest Dir eine bessere Lehre aus Goethe's Schriften entnehmen, er hat selbst die Eltern gewarnt, sie nicht ihren Töchtern in die Hand zu geben. Denke lieber an den Egmont, Du bist dem Freiherrn wie Klärchen, nur ein freundlich Mittel, seinen Un-

muth über die mißlungenen Revolutionspläne zu mildern. Er spielt mit Dir."

„Sie wollen ihn bei mir verdächtigen, Sie wollen mich verhindern, ihn zu lieben. Ich soll dem heiligsten Gebot der Natur, der Liebe, mich nicht hingeben, weil Sie ihm in Ihrer Jugend nicht gefolgt sind, weil Sie die Ehe hassen. Ich kann es in meiner jetzigen Lage nicht aushalten, ich verlange nach Glück und Glanz. Er hat mir gesagt, er wolle nicht eher ruhen, bis er mir alle Reichthümer der Welt zu Füßen legen kann."

„Du bist ein unglückliches, verblendetes Kind, ich muß Dich vor Deiner eignen Leichtgläubigkeit zu schützen suchen. Ich habe es wohl bemerkt, der Freiherr wird kein Mittel scheuen, um seine Zwecke zu erreichen; er ist Faust und Mephistopheles in einer Person, wenn es gilt, ein thörichtes, schwaches Gretchen zu verderben. Du bist verloren, armes Kind, wenn Gott Dich nicht schützt, ich werde zu ihm für Dich beten."

„Ja, beten und nicht handeln; merkten Sie denn nicht, wie der Freiherr Ihre Frömmelei verspottete?" sagte Margarethe, die in ihrer Leidenschaftlichkeit immer boshafter wurde. „Sie denken gar nicht daran, meine peinliche Lage zu ändern, ich leide wirklich Noth; ich habe noch Schulden und es fehlt mir an den nothwenigsten Kleidern."

„Du weißt wie knapp meine Einnahme ist, aber wenn es so mit Dir steht, will ich gern das Opfer bringen, einige meiner Gemälde und Bücher zu verkaufen."

„O nein, das würde mich nur noch abhängiger machen

und immerwährend demüthigen; Er weiß mir beſſern Rath zu ertheilen! Ich ſoll mich an den König wenden."

„An den König? welch ein Einfall, Dein Mann war ja nie in ſeinen Dienſten!"

„Das thut nichts, er iſt von ſeinen Soldaten unſchuldigerweiſe erſchoſſen worden und Sie vergeſſen, daß mein Vater preußiſcher Offizier geweſen iſt. Der König muß und wird etwas für mich thun, meine Bittſchrift iſt bereits in Sansſouci und morgen werde ich ſelbſt hinüber fahren, um mein Geſuch perſönlich zu unterſtützen."

„Du gehſt Deinen Weg, ohne mich nur zu fragen! ich hätte lieber für Geld gearbeitet, als mich bittend an den König gewendet. Ihr, die Ihr ihn verſpottet und verfolgt, wie Dein Freiherr und Du bald mit ihm, denn die Frau folgt dem Manne, Ihr ſeid doch ſchamlos genug, um von ihm zu betteln. Hierin würde ich, die Royaliſtin, ſtets Republikanerin ſein. Auch wird es Dir nichts helfen; bedenke, welche Anforderungen täglich in dieſer oder viel mehr berechtigter Art an den König gemacht werden, trotzdem daß der Patrimonialſtaat aufgehört hat."

„Ich werde mein Ziel dennoch erreichen," ſagte Margarethe und ging trotzig wie ein Kind ohne Gruß in ihr Schlafkämmerchen.

Am andern Morgen fuhr ſie nach Potsdam; ſie fand den Hofmarſchall nicht und ging, auf das Geheiß eines Lakaien, wartend in dem blühenden Garten ſpazieren, wo Marmorbilder auf ſie niederſchauten.

Zwei Herren luſtwandelten auf der Terraſſe neben den Orangenbäumen über ihr. Der Eine ſagte zu dem Andern:

Können Ew. Majestät die schöne Gestalt erkennen, die dort unten auf und ab geht?"

„O ja," sagte der Gefragte, die Lorgnette ins Auge klemmend. „Es scheint mir wahrlich eine griechische Schönheit zu sein, eine meiner Statuen, lebendig geworden. Auch das Gesicht scheint rosig und reizend zu sein, soviel ich davon erkennen kann."

„Befehlen Ew. Majestät sie in der Nähe zu sehen?"

„Ei, Sie sind ja so dienstfertig gegen eine augenblickliche Laune, als wären Sie ein Hofmann aus der Schule Ludwigs des Funfzehnten! Scherz bei Seite, lieber Graf, ich kann nie ohne einen Stoßseufzer oder Fluch der Höflinge gedenken, die die Fürsten durch schöne Frauen umgarnten. Ohne solche Verführungskünste wären Frankreichs Könige nie so traurige Beispiele der Sittenverderbniß geworden. Der edle Fleury hatte den funfzehnten Ludwig trefflich erzogen, er war im Anfang ein treuer Ehemann und ein Vater seines Volks; wäre er das geblieben, Frankreichs Revolution hätte keine Berechtigung gehabt. Die Verirrungen meines Großvaters flossen aus ähnlicher Quelle, so Gott will, soll er der einzige Regent Preußens bleiben, der auf der heiligen Stelle des Thrones ein so böses Beispiel gab. Die Musterehe meines edlen Vaters wird fortan segensreich wirken. Das Evangelium lehrt uns die Heiligkeit der Ehe als die Grundlage aller Sittlichkeit zu verehren. Wie gern hätte ich dieser ewigen Wahrheit durch ein schützendes Gesetz zu Hülfe kommen mögen, aber wie bin ich deshalb angefeindet worden. Freilich was hätte es auch geholfen, wenn der religiöse Sinn erstorben ist."

Der Hofmann hatte sichtlich verlegen zugehört, er sagte: „Ew. Majestät werden meine gute Gesinnung nicht bezweifeln. Daß ich es wagte Hochdieselben auf jene Dame aufmerksam zu machen, hatte jedoch einen besondern Grund, sie ist sehr bedürftig; haben Ew. Majestät die Bittschrift gelesen, welche ich heute früh zu überreichen mir erlaubte?“

„Ja ja, sie war sehr naiv, ich besinne mich noch darauf, ich mußte lachen, die schöne Eva klagt, daß es ihr an den nothwendigsten Kleidern fehle. Zwei Thaler, die der große Friedrich der Karschin schenkte, werden dazu wohl nicht ausreichen.“

„Erwägen Ew. Majestät, daß die junge schöne Frau leicht aus Mangel auf falsche Wege gerathen könnte.“

„Da haben Sie wirklich Recht, lieber Graf; sie soll Kleider von mir bekommen; obgleich ich kein absoluter König mehr bin, werde ich ja solcher Noth noch immer abhelfen können. Ein einziges Gemälde weniger in diesem Jahre wird eine hinreichende Summe abwerfen. Sagen Sie ihr einige Trostworte, aber ermahnen Sie sie auch tugendhaft, fleißig und gottesfürchtig zu sein, dann wird es ihr an einem braven Manne nicht fehlen.“

Dieser Bescheid enttäuschte Margarethens Hoffnungen bedeutend; sie weinte bitterlich als sie zu Hause kam. Die Tante, durch ihren Schmerz schnell versöhnt, suchte sie zu trösten. Aber nichts fruchtete von alle den wohlgemeinten vernünftigen Vorstellungen. Margarethe war und blieb untröstlich, sie sagte unter heftigem Schluchzen: „Das Herz blutet mir, wenn ich an den vielen eleganten Läden vorübergehe. Ich leide unsäg-

lich bei dem Staub und der Hitze in meinen schwarzen wollenen Kleidern, die Trauerzeit ist längst herum und ich muß noch immer trauern, obwohl ich es mit dem Herzen nie gethan."

Die Tante erbot sich unter ihrem eignen Kleidervorrath nachzusehen, aber Margarethe weinte nur noch lauter und schüttelte unwillig mit dem Kopfe.

Da klopfte es draußen, der Briefträger trat ein und übergab an Fräulein Hohenau einen beschwerten Brief. Sie öffnete und las mit sichtlicher Überraschung. Dann warf sie in Margarethens Schooß hundert blanke Goldstücke; sie sah in diesem Augenblick doppelt reizend aus, wie Dannae im goldnen Regen. „Das ist ein Gnadengeschenk von unserm guten König, der Kammerherr Graf B. war damit beauftragt, es Dir zu senden und da er Deine Adresse nicht kannte, überschickt er es mir."

Margarethe brach in lauten Jubel aus. „Mein ist die Welt," rief sie, „fort nach Gersons reizendem Laden."

„Sei vernünftig Kind, mit 20 Louisd'or kannst Du sehr wohl auskommen, das Übrige hebe Dir auf, es sei Dein Nothpfennig."

„Nun, gewiß, Sie trauen mir auch gar nicht, ich hebe mir das Geld auf; nur einige hübsche Kleider und Mantillen muß ich gleich kaufen." Damit eilte sie fort, sprang in eine offene Droschke und fuhr bei dem Hause mit den Spiegelscheiben auf dem Werderschen Markt vor. Ein kleiner reich galonnirter Bediente half ihr beim Aussteigen und sperrte die Glasthür weit vor ihr auf, lauter elegant gekleidete junge Herren

empfingen sie und fragten nach ihrem Begehr; sie umgaben sie in wenig Augenblicken mit wahren Tantalusqualen von lichtvollem Atlas, von weichen Sammetfalten und Wolken von Spitzengewebe. Wie lockende Phantome hielten sie die verschiedenen Formen graziöser Mantillen ihr vor, brachten sie in das maurische Kabinet, wo sich im Nu strahlendes Lampenlicht entzündete und ihr die eigne Gestalt in vielen deckenhohen Spiegeln von allen möglichen Seiten zeigte. Die 20 Louisd'or waren längst überschritten und sie glaubte doch das Einfachste und Nothwendigste nur gekauft zu haben.

Ein Aristokrat.

Als Margarethe endlich von ihrem Gange heimkam, fand sie bei ihrer Tante einen jungen Offizier, den diese Emil und Vetter nannte. Es war eine schlanke Gestalt mit einem schwärmerisch schönen Gesicht, in dem noch die erste Jugend und Reinheit des Herzens thronte. Fräulein Hohenau stellte die beiden jungen Leute einander vor als entfernte Verwandte. Emil war sichtlich hingerissen von der äußern Erscheinung seiner schönen Cousine; er hatte einen Künstlerblick, drum zog ihn die Formenschönheit an. Was er in Marmor gearbeitet, hatte bereits auf den Kunstausstellungen der Residenz die Aufmerksamkeit von Kennern erregt. Margarethe fühlte instinktmäßig, daß er höher stand wie sie bisher irgend einen Mann

gekannt hatte. Die Ideale des Schönen, die vor seiner Phantasie schwebten, strahlten von ihrem Nimbus, unsichtbar zwar aber meßbar, etwas auf ihn selbst zurück. Margarethe wagte nicht wie sonst, rücksichtlos zu plaudern, die Tante wunderte sich, daß sie sogar von ihrer Kauflust und von Gersons Zauberladen schwieg; sie ließ die beiden jungen Leute einige Augenblicke allein um ihren Anzug zu verändern, da sie in eine Gesellschaft des Treubundes zu gehen vorhatte.

Emil saß Margarethen in der Epheulaube gegenüber und sagte zu ihr: „Es ist mir, als hätte ich Sie in der Vergangenheit schon gesehen, im Mittelalter; Sie waren ein Ritterfräulein und lehnten im Abendroth auf hohem Söller und dachten an einen Ritter unter der Kreuzesfahne Friedrich Barbarossa's."

Margarethe erröthete, als stände sie wirklich im Abendroth, denn die Schmeichelei war ihr zu sehr mit historischen Anspielungen verknüpft, sie wußte, wie unsicher sie auf diesem Boden war; gern hätte sie gefragt, wer Friedrich Barbarossa sei, aber sie wagte es doch nicht. Die Frage würde den jungen Mann sicherlich sehr entzaubert haben. Ungestört fuhr er fort:

„O wie waren jene Zeiten so schön! damals konnte man sterben für seinen Gott, seinen Fürsten und seine Liebe."

„Ist es denn nicht schöner dafür zu leben?" sagte die junge Frau und sah ihn warm an.

„Nein," erwiederte er und erröthete nun seinerseits, jetzt nicht, das Leben ist allen Zaubers entkleidet, es ist ein Knochengerüst, ein Rechenexempel geworden, alle Romantik, aller Enthusiasmus ist erstorben.

„Glauben Sie das nicht," sagte Fräulein Hohenau, die wieder eintrat und nur die letzten Worte gehört hatte, „der Enthusiasmus stirbt nicht ganz aus, er ist das Wetterleuchten der Seele. Wer sie zu durchglühen weiß, sieht noch heutzutage das schöne Flammenspiel. Begleiten Sie uns jetzt in die Treubundsgesellschaft, dort werden Sie noch eine Bekräftigung meiner Behauptung sehen können."

„Ich gehe niemals in diese Versammlungen," sagte Emil; „ich traue ihnen keine Wirksamkeit zu. Nach meiner Ansicht kann nur der Adel allein mit ritterlicher Treue am König hängen, und zwar der Adel, der seinen ächten Geist bewahrt hat, der seine Ehre nicht in äußerer Auszeichnung sucht, sondern in Ausübung menschlicher und bürgerlicher Tugenden, der dem Könige und dem Vaterlande tüchtige Dienste leisten will und kann."

„Das ist wohlgesprochen, lieber Emil, aber jeder Stand soll dahin streben. Wenn eine Nation sich über ihre ersten materiellen Bedürfnisse erhoben hat, sehnt sie sich danach, sich an ihren höhern Angelegenheiten zu betheiligen; gestattet man ihr zur Staatsordnung mitzuwirken, so entsteht Vaterlandsliebe und Gemeingeist im Volke, während sonst Habsucht und Genußgier und Sittenverderbniß unter allen Ständen ausbrechen werden, und der grausamste Haß unter den Besitzlosen aufsteht. Ein gemeinsames edles Streben ist dagegen das einzige Schutzmittel. Kennen Sie den Tugendbund, der im Jahre 1808 in Königsberg gegründet wurde?"

„Ja aus der Geschichte."

„Nun der Tugendbund hat damals Preußen gerettet, er

hütete die Flamme des edlen Enthusiasmus, der alle Stände durchdrang. Der Treubund wirkt in ähnlicher Weise, er ist ein gemeinsames Band aller derer, denen die Gesittung und Erhaltung der Gesellschaft am Herzen liegt. Das bis jetzt unerreichbare Ideal aller alten und neuen Weltverbesserer, gesellschaftliche Gleichheit, ist im Treubund auf die gemüthlichste und anspruchloseste Weise erreicht. Jeder arme rechtliche Handwerker kann mit seiner Frau erscheinen und in bunter Reihe mit den übrigen Gästen sitzen. Er wird mit guter Musik erquickt, durch vaterländische Geschichte belehrt, mit den Fortschritten der Industrie und Wissenschaft bekannt gemacht. Sie sollten nur selbst 'mal sehn, lieber Emil, wie befriedigt die Leute alle dort aussehen; Gutes thun und Gutes in sich aufnehmen befriedigt immer. Wollen Sie nicht mit uns gehen?"

„Ich werde die Damen begleiten."

„Nein, nicht um uns zu begleiten, Sie sollen Interesse für die Sache fassen. Ich weiß, daß Sie den König lieben und gern für ihn sterben möchten; sehen Sie denn nicht ein, daß grade seine edelsten Eigenschaften durch den Treubund bezeugt werden? Nur für einen so sittlich reinen und frommen König kann man die Herzen zu erwärmen trachten."

„Sie haben das meinige gerührt, verehrte Tante," sagte Emil und küßte ihr die Hand. Dann führte er die Damen nach dem Lokale des Treubundes. Es war bei Mielentz unter den Linden. Der Saal von weißem Stuck, mit Purpur und Gold verziert und mit zahllosen Kerzen erleuchtet, sah sehr festlich aus. Die Handwerker mit ihren Frauen setzten sich, von dem Glanz geblendet, bescheiden in die letzten Reihen,

aber die Festordner wiesen ihnen stets so viel wie möglich bessere Plätze an. Fräulein Hohenau sprach freundlich mit einem alten Manne in einem starkgeflickten Anzuge; er erzählte ihr voller Freude, daß sein Schwiegersohn „ein wilder Demokrat," wie er sagte, heute zum ersten Mal ihn begleitet habe. Dem Fräulein traten bei der naiven Erzählung die Thränen in die Augen, das ging dem alten Manne zu Herzen und als der erste Choral mit weichen feierlichen Tönen über die bunte Gesellschaft hinklang, schluchzte er hörbar. Emil begegnete dem Blick der Tante und lächelte ihr seelenvoll zu. Margarethe sah zerstreut und unbefriedigt aus, ihr Auge schweifte umher, ihr Ohr blieb unberührt von den wohlthuenden Eindrücken des Abends. Sie sagte leise gähnend zu ihrem jungen Nachbar: „Es ist als wäre man im Theater und man hat doch kein Schauspiel. Für diese gemischte Gesellschaft hätte ich mich nicht zu putzen brauchen." Emil antwortete ihr nicht, sah sie aber mit einem prüfenden und traurigen Blicke an. Mitten im Gedränge des Aufbruchs stand plötzlich der Freiherr neben Margarethen. „Um's Himmelswillen," rief sie in freudiger Aufregung, „Sie hier! Wie ist das möglich?"

„Mir ist alles möglich, um Sie zu sehen. Wo kann ich Sie morgen endlich 'mal allein treffen?" flüsterte er leidenschaftlich.

„Die Tante fährt nach Charlottenburg, um 3 Uhr," erwiederte Margarethe. Im selben Augenblicke war er im Gedränge verschwunden.

Fräulein von Hohenau hatte seine Annäherung gar nicht bemerkt; sie ging mit erhabenem Gefühl nach Haus, war

freundlich gegen ihre Nichte, ließ sich noch geduldig alle Gerson'schen Herrlichkeiten zeigen und erhielt schließlich das Versprechen, das übrige Geld solle nützlich und sicher in einer Rentenanstalt untergebracht werden. Beruhigt legte sich die Tante nieder, die Nichte aber schlief nicht: der andere Tag lag ihr im Sinn und gab ihr wache Träume.

Liebeszauber.

Mit heimlichem Entzücken hörte Margarethe den Wagen der Gräfin vorfahren, die ihre Tante zu der Fahrt nach Charlottenburg abholen wollte. Dienstfertiger als jemals holte sie Hut und Tuch für sie herbei und nahm zärtlich Abschied von ihr. Die Zimmer schienen der jungen Frau durch die Freude der Erwartung in rosigem Schimmer zu leuchten. Mit Herzklopfen zählte sie die Schläge der Uhr und horchte auf jedes Geräusch. Voll Ungeduld trat sie ans Fenster, um den Geliebten zu erspähen. Endlich tauchte er auf aus dem Gewühl der Vorübergehenden.

„Welch königlicher Anstand"! dachte sie; „jetzt kommt er noch zu Fuß, aber bald wird er mich in einer Equipage abholen, die glänzender ist als die seiner Schwester, der langweiligen frommen Gräfin, seinem kühnen Geiste muß alles gelingen, was er will."

Er trat herein, angeregt war auch er von der süßen Erwartung, seine Züge wurden sichtbar dadurch verschönt. Ein gewinnendes Lächeln umschwebte den Mund, den sonst der Hohn oft verzerrte, der edle aber scharfe Schnitt des Gesichts erschien dadurch gemildert. Sein glänzendes Äußere bezauberte Margarethen mehr als je, sie dachte wie ihre Namensschwester vom Faust:

Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt
Und seiner Rede Flammenfluß,
Sein Händedruck und ach sein Kuß!"

Zum ersten Mal brannten seine Lippen auf den ihrigen; sie brach in Thränen aus. In diesem Kusse war sie die Seine geworden für immer. Sie kannte fortan keine größere Seligkeit als ihm zu gehören, aber er begriff sie nicht: „Du weinst süßes Leben? Mache mich nicht auch weich; ich fühle mich im Lebenstraum zerfließen, aber dann grollt es mir wieder tief im Herzen, daß meine erbärmliche Existenz noch nicht überwältigt ist, daß tausend Hindernisse mir entgegentreten, um meine liebsten, heißesten Wünsche zu vereiteln: Dich mein zu nennen. Müde gehetzt komme ich eben jetzt zu Dir, ich will bei Dir vergessen, daß ich schon in wenig Tagen von dem elenden Polizeistaate verfolgt werden kann."

„Um's Himmelswillen, was hast Du zu befürchten? Verbirg mir nichts," bat Margarethe.

„O der Erbärmlichkeit! Denke Dir nur, um einen Wechsel von 400 Thalern werde ich in die Hausvogtei wandern müssen."

„Ist es nur das, so kann ich Dich retten, mein Geliebter,

sieh her, wie reich ich bin;" sie schüttelte ihre Börse mit den Goldstücken in ihren Schooß.

„Ah das ist herrlich, woher hast Du das so auf einmal bekommen, mein Engel?"

„Ich habe Deinen Rath befolgt und mich an den König gewendet; er ist doch gut und milde, ich bin ihm so dankbar."

„Das ist nicht nöthig, der König giebt so viel Geld aus, daß ihm dies Geschenk nicht hoch anzurechnen ist; seine Baupläne und seine Liebhabereien für fromme Stiftungen werden nicht viel darunter leiden. Du willst mir also wirklich diese kleine Summe leihen, gutes Kind? Tausendfach will ich sie Dir erstatten, wenn ich erst erreicht, was ich erstrebe. Glaube mir, über ein Kleines wird keiner dieser Monarchen mehr von seinem Thron herab Gnaden spenden, aber wir Männer von Geist werden herrschen und unsrer Liebe die Welt zu Füßen legen." Er steckte die Goldrollen ein und sagte in einen ruhigern Ton fallend: „Ich hoffe Dir das Geld in einigen Tagen zurückgeben zu können, meine Freunde werden mich nicht verlassen."

„Nein, nein Alexander, das Geld ist Dein, es macht mich so glücklich, Dir etwas opfern zu können. Die Tante wird es nicht merken, ich sage ihr, Du habest es für mich bei einem Banquier untergebracht."

Plötzlich lachte der Freiherr laut auf und sagte:

„Es ist aber doch eine merkwürdige Ironie des Schicksals! Wenn Du das wüßtest, o schenkluſtige Majestät, daß Deine Goldrollen dazu dienen, einen Deiner ärgsten Feinde zu bezahlen!"

„Es ist nicht schön, daß Du so lachst," sagte Margarethe, die sich unangenehm berührt fühlte von dem Gesichtsausdruck des Freiherrn.

„Du hast Recht, mein Engel, auch möchte ich weinen, wenn ich denke, daß meine „glückliche Minute" wie, glaube ich, Jean Paul ein Liebes-Stelldichein genannt hat, schon vorüber sein muß. Deine Tante darf mich hier nicht finden, ich muß fort. Kannst Du denn nicht die thörigten Vorurtheile überwinden und nur auf eine holde Stunde zu mir kommen? Niemand erfährt es, hier ist ein Schlüssel zu meinem Zimmer, damit kein Diener Dir zu öffnen braucht, o komm, ich habe noch so Vieles mit Dir zu überlegen — über unsre nächste Zukunft; Liebchen, sage ja."

„Ja, wenn ich kann, mein Alexander, aber morgen wird es nicht gehen; übermorgen geht die Tante in den Frauenverein, dann bin ich frei, ich komme um 9 Uhr Abends zu Dir, eher ist es jetzt nicht dunkel."

„Übermorgen?" sagte er nachdenklich und seine Stirn verdüsterte sich merklich. „Nun es sei, ja komme wann Du willst, die Stunde wird mir immerdar Glück bringen, wenn es auch sonst ein böser Tag ist."

Die beiden Freundinnen.

Unterdeſſen ergingen ſich die beiden Freundinnen arglos und friedlich in dem ſchattenreichen Park von Charlottenburg; in einer Allee von dunklen hohen Fichten ſah es ſtill und melancholiſch aus. Am Ende derſelben erhebt ſich ein Tempel auf edlen doriſchen Säulen von dunklem Granit. Die Gräfin trat in die offene Pforte und blieb wie in Andacht verſunken einen Augenblick ſtehen, ihre Freundin folgte ihr und ward von demſelben Gefühl ergriffen. Es war das Mauſoleum des königlichen Paars; die beiden Sarkophage ſtehen friedlich nebeneinander wie Ruhebetten. Die Heiligkeit des Todes iſt von Rauchs Künſtlerhand wunderbar ergreifend in dem Marmor dieſer herrlichen Geſtalten ausgedrückt. Von der Kuppel fließt durch farbiges Glas ein bläuliches geiſterhaftes Licht auf ſie nieder. Am Haupt des Königs hat der Künſtler die Spuren des Alters und des oft ſo bittern Lebens nicht ganz verwiſchen können und wollen, aber die Jugendblüthe der ſchönſten Königin hat er mit warmer Schöpferhand in eine unverwelkliche weiße Marmorroſe verwandelt. Im Hintergrunde erhebt ſich ein Altar mit ſchwarzem Tuch bedeckt und über ihm ein Deckengemälde chriſtlicher Anſchauung. „Am Todestag des Königs wird für ſeine Kinder Gottesdienſt an jenem Altare gehalten," ſagte die Gräfin unwillkürlich leiſe ſprechend, von der Feierlichkeit des Ortes angeregt.

Fräulein Hohenau trat näher, um das Gemälde zu betrachten. „Eine christliche Darstellung in einem dorischen Tempel," sagte sie. „Dabei muß ich denken, daß Friedrich Wilhelm IV. so wie er hier das Christenthum zur Geltung zu bringen sucht, überall darnach strebt, mit ihm innerlich die Welt zu bezwingen."

„Ja das ist wahr, Sie sagen das, als sei es tadelnswerth; unsre Zeit bedarf es, sie ist verwahrlost, sie hat den Glauben verloren, darum bedarf sie grade einen ächt christlichen, tugendhaften König. Friedrich der Große, nach dem die Thoren jetzt rufen, als hätte er ein Erlöser sein können, hat die Welt nur äußerlich bezwungen und die Keime des Verderbens in ihr geduldet, ja gepflegt und auf uns vererbt. Das Gift der französischen Literatur und die Zweifelsucht fanden hauptsächlich durch ihn bei uns Eingang. Der Antichrist ist nun bei uns eingekehrt und der edle König ringt mit ihm wie ein Märtyrer. Oh wie es mich schmerzt, ihn täglich schmähen zu hören. Ich bin sehr unglücklich, daß mein eigner Bruder die Hand hebt, ihn zu steinigen. Noch heute Morgen hatte ich eine heftige Scene deshalb. Alexander verlangte wieder Geld von mir, seine Lebensweise kostet entsetzlich viel; als ich standhaft blieb, verwundete er mich aufs Empfindlichste mit seinen rohen Urtheilen über den König."

„Sagen Sie mir, theure Gräfin," wendete Fräulein Hohenau ein, die die Freundin zwar sehr liebte und verehrte, aber ihre stets wiederkehrende orthodoxe Ausdrucksweise nicht gern hörte, „sagen Sie mir, sind Sie nicht vielleicht zu streng

gegen Ihren Bruder? Quälen Sie ihn lieber nicht mit dem Antichrist, das erregt seinen Widerspruchgeist. Wäre es nicht gut, wenn er sich verheirathete, irre ich mich nicht, so liebt er meine Nichte, eine glückliche Ehe bringt ihn vielleicht am ersten auf den richtigen Weg."

„Nein, Sie irren sich," sagte die Gräfin, ohne sich im Geringsten durch den leisen Vorwurf gereizt zu fühlen. „Nein, mein unglücklicher Bruder hat längst alle Fähigkeit zu lieben verloren. Sie wissen nicht, wie verwahrlost seine Erziehung gewesen: ein gewissenloser Hauslehrer, dem er allein anvertraut war, da unsre Eltern früh gestorben, hat ihm die schlechtesten Bücher der französischen Literatur schon mit fünfzehn Jahren in die Hände gegeben. Er hat es mir einst selbst gestanden, daß die liaisons dangereuses und noch mehr les avantures du chevalier de Faublas von dem Girondisten Louvet de Couvray seine kindliche Phantasie völlig vergiftet hätten. Er verlor schon in frühester Jugend alles Gefühl für weibliche Tugend und Unschuld; er kann nur noch verführen, nicht lieben."

„Weh mir, in welcher Gefahr schwebt meine Nichte! Ich muß sie vor ihm schützen, sie liebt ihn sichtlich und hofft gewiß auf eine Heirath."

„Er ist ja verlobt, er will eine Geldheirath machen, darum war er grade heute Morgen so außer sich, weil sein künftiger Schwiegervater nicht wissen darf, daß er in Schulden steckt. Mir ist diese Partie im höchsten Grade zuwider; ich finde eine solche Geldheirath an sich unsittlich und dann ist die Familie noch israelitisch, nur die Braut ist getauft,

ich wünſche alſo, daß das Hinderniß nicht aus dem Wege geräumt werden mag. Er verſicherte mir, wenn er nicht bis morgen 400 Thaler hätte, ſo müßte die Sache zurückgehen."

„Alſo wirklich verlobt iſt er? gut, daß ich es erfahre, das muß ja der leidenſchaftlichen Margarethe die Augen öffnen."

„Das heißt, förmlich verlobt iſt er bis jetzt noch nicht, grade in dieſen Tagen wollte ſich der Vater der reichen Braut erſt entſcheiden und ein großes Feſt ſollte die Verlobung feiern; vielleicht ſchon übermorgen. Kommt es noch dazu, werde ich mich wohl entſchließen müſſen, als einzige Verwandte von Alexander mit ihm dort zu erſcheinen, ſo unangenehm mir die Verbindung auch iſt."

Als Fräulein von Hohenau heimkam, fand ſie ihre Nichte mit hochrothen Wangen und glänzenden Augen über ein Buch gebückt.

„Was lieſt Du, mein Kind, und wie haſt Du den einſamen Nachmittag zugebracht?"

„Ich habe geleſen," ſagte Margarethe und wurde trotz ihrer Erhitzung noch roth.

„Du hätteſt lieber mit uns fahren ſollen, das Kopfweh, worüber Du klagteſt, wäre in dem ſchönen ſtillen Park gewiß beſſer geworden."

„Alexander wünſcht es nicht, daß ich viel mit der Gräfin zuſammen bin, er ſagt, ſie ſei zu pietiſtiſch, ſie würde mich bekehren wollen."

„Alexander ſagſt Du? ſeit wann nennſt Du den Freiherrn

so? ich weiß er liebt die Schwester nicht und fürchtet ihren guten Einfluß auf sein Opfer."

„Ich bin nicht sein Opfer, aber bald seine Braut; ich liebe ihn, drum nenne ich ihn Alexander, wenn ich von ihm spreche; ich werde hoffentlich bald aus meiner abhängigen Lage durch ihn befreit werden."

„Kind, ich kann es Dir heilig versichern, er betrügt Dich, er soll verlobt sein, die Gräfin hat es mir eben selbst gesagt."

„O das ist nur wieder ein Kunstgriff um mich von ihm loszumachen; mit wem wäre er denn verlobt?"

„Das weiß ich nicht, aber er hat noch heute morgen von der Gräfin Geld leihen wollen, weil sonst seine Verlobung zurückginge."

„Ja, ich weiß, er war in Geldverlegenheit, um der abzuhelfen brauchte er den Vorwand bei der Schwester," sagte Margarethe erleichtert aufathmend.

„Das wäre in der That möglich, aber diese ewige Geldverlegenheit sollte Dich doch auch von ihm abschrecken, die wahre Ehre kann damit nicht lange bestehen."

„O das wird sich bald ändern," erwiederte Margarethe und wollte weiterlesen. Aber die Tante griff nach dem Buche und sagte entrüstet:

„Wie, schon wieder Rousseau's Heloise? Das hat Dich so aufgeregt; ich bat Dich so sehr, das Buch nicht mehr in die Hand zu nehmen, der Verfasser sagt selbst, daß jede junge Frau verloren sei, die es gern liest."

„O das sind wieder Ihre engherzigen pietistischen Ansichten; ich preise Julie glücklich, daß sie lieben und sich opfern konnte."

Das Stelldichein.

Unter den heftigsten Gemüthsbewegungen sah Margarethe den Abend dämmern, der sie zu dem Geliebten führen sollte. Ihr schwindelte bei dem Gedanken, was sie wagte, aber die Verblendung der Leidenschaft ließ es bei ihr zu keiner klaren Vorstellung kommen. Zitternd griff sie zu ihren unscheinbarsten Kleidungsstücken und nahm einen schleierbedeckten Hut von der Tante, um sich unkenntlich zu machen. Dann benutzte sie die Gelegenheit unbemerkt zu entschlüpfen, als die Zofe grade ebenfalls die Abwesenheit ihrer Gebieterin benutzt hatte um auszugehen. An die Art der Rückkehr dachte Margarethe gar nicht in ihrer Aufregung; es war ihr als lägen Welten zwischen dieser und der Stunde, der sie bei ihrem Geliebten entgegeneilte. Sie rechnete dunkel auf irgend ein Ereigniß, das ihrem Geschick eine plötzliche Wendung geben sollte. Vielleicht entschloß sich der Geliebte sie selbst der Tante zurückzubringen und sie stolz und öffentlich als seine Braut zu erklären und damit dem späten Ausgange eine entschuldigende Bedeutung zu geben.

Der Weg zu der Wohnung des Freiherrn wurde ihr dennoch sehr schwer und kam ihr übermäßig weit vor; flüchtigen

Fußes eilte sie durch die Menschenmenge und glaubte sich trotz ihrer Verhüllung jeden Augenblick von ganz fremden Leuten erkannt. Einmal erschrak sie tödtlich, weil sie meinte, Emil sei ihr begegnet und hätte sie erstaunt angesehen, bald aber bemerkte sie, daß mehrere Offiziere seines Regiments an ihr vorübergingen und ihre Angst sie getäuscht hatte, durch die gleiche Uniform dazu veranlaßt. Wie ein gehetztes Reh kam sie vor Alexanders Stubenthür an, bebend schloß sie auf; sie bebte nicht mehr allein vor Angst, auch vor Wonne, in seinem Arm Schutz und Trost zu finden. Das Zimmer war leer; eine Purpurlampe brannte und beleuchtete mit ihrem Rosenschimmer ein zierliches Briefchen. Margarethe ergriff es und las die Aufschrift: An Sie! drückte das duftende Blatt an ihre Lippen und öffnete es hastig. Es lautete:

„Verzeihung, Geliebte, daß ich Dich nicht knieend empfange, ein unabweisliches Geschäft, das ich vergebens aufzuschieben strebte, wird mich vielleicht eine halbe Stunde länger fern halten als unser süßes Stelldichein angesetzt ist. Zürne nicht und harre in Geduld und Liebe Deines Alexander."

Die zärtlichen Worte konnten Margarethe nicht beruhigen, sie sank in den sammetnen Lehnsessel und begann zu weinen wie ein Kind, das sich fürchtet. Nach einigen endlosen Minuten der bangsten Erwartung hörte sie endlich rasche Schritte auf der Treppe, mit hochklopfender Brust öffnete sie die Thüre.

Und herein trat nicht ihr Geliebter, sondern ein junger Offizier. Margarethe bedeckte das Gesicht mit den Händen

und rief: „Emil, wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie hier?“

„Sie retten! Ich begegnete Ihnen eben auf der Straße, ohne daß Sie mich sahen.“

„Also doch!“ schluchzte Margarethe.

„Ihre Verhüllung, Ihr unsicherer schneller Schritt ließ mich etwas Ungewöhnliches ahnen — ich folgte Ihnen, ich wartete erst unten, aber Sie kamen nicht zurück.“ —

„Wohlan entfernen Sie sich sogleich, Sie finden mich hier, um meinen Verlobten zu erwarten, mit dem ich etwas höchst Wichtiges zu besprechen habe,“ sagte Margarethe und suchte ihre Beschämung unter einer festen unbefangenen Haltung zu verbergen.

„Sie irren sich, Margarethe, Sie sind betrogen, der Freiherr feiert in diesem Augenblick seine Verlobung mit Lea Bernstein, mehrere meiner Kameraden sind dazu eingeladen.“

„Das ist ein Märchen. Verlassen Sie dies Zimmer, Emil.“

„Nicht ohne Sie.“

„Ich werde nicht von der Stelle gehen bis mein Verlobter kommt.“

„Wohlan so bleibe ich auch.“

„Er wird Sie tödten, wenn er Sie hier findet.“

„Gut, dann falle ich, wie ich mir immer gewünscht, als ein ächter Ritter, indem ich Schönheit und Unschuld vor

Verrath vertheidige, übrigens habe ich meinen guten Degen und werde ihn zu gebrauchen wissen. Er oder ich! soll es heißen."

„Alexander hat keine Waffe bei sich, Sie wollen ihn ermorden. Kommen Sie hier fort, Emil, ich gehe mit Ihnen, aber ich kann Ihnen nicht glauben."

„Wollen Sie sich selbst überzeugen?"

„Ja, ja, Sie werden sehen, daß ich mich nicht in meinem Geliebten irre."

Emil führte die junge Frau schweigend durch mehrere Straßen vor ein Haus, in dem sämmtliche Fenster der bel-étage glänzend erleuchtet waren und deutete darauf hin.

„Dort oben ist er? oh ich muß ihn sehen! Emil, wenn Sie Mitleid, wenn Sie eine Spur von Gefühl haben, lassen Sie mich hinaufgehen."

Sie riß sich los und sprang pfeilschnell die Treppe hinauf; Emil folgte ihr und fand sie athemlos an eine Glasthür gelehnt, die von dem geöffneten Vorzimmer in den Speisesaal führte. Die Gesellschaft saß noch beim Diner, das in dem reichen jüdischen Hause, der vornehmen Fremdensitte gemäß, erst um 6 Uhr begonnen hatte. Die Tafel strahlte von Silber und kostbarem Krystall, in den hohen Spiegelwänden schimmerte all der Glanz verdoppelt wieder. Die Kronleuchter flammten bis in das Vorzimmer hinein Tageshelle. Der Freiherr saß zerstreut neben seiner Braut, die mit Recht Lea und nicht Rahel hieß. Er sah mehrmals verstohlen nach der Uhr und ließ seine Blicke ungeduldig über die Ge-

sellschaft schweifen, ob sich nirgends Anzeichen eines nahen Aufbruchs bemerklich machten. Plötzlich starrte er in den Spiegel sich grade gegenüber, in den Scheiben war eine Erscheinung ihm unbegreiflich und ängstigend; Margarethens schönes bleiches Gesicht sah, wie aus Marmor gehauen, regungslos daraus hervor. Er glaubte seine erregte Phantasie gaukele ihm die holde Gestalt vor, aber es rieselte ihm doch eiskalt durch die Glieder und er mußte unwillkürlich an die schauerliche Stelle im Faust denken, wo ihm das todte Gretchen erscheint. In dem Augenblick sprudelte wie aus unzähligen Kaskaden der Champagner von Neuem in die Gläser der Gäste; der Hausherr erhob sich feierlich und stolz. Er brachte mit lauter Stimme die Gesundheit des Brautpaares, des Freiherrn und seiner Tochter Lea aus. Ehe der Jubelruf und Gläserklang der Anwesenden dem Toaste folgte, schrillte ein jäher Schmerzensruf durch den hohen Saal. Dem Freiherrn sträubte sich das Haar und alle Gäste sahen sich entsetzt um. Aber noch ehe die Diener nach der Glasthür eilten, von wo der Schrei kam, hatte Emil die ohnmächtige Margarethe mit starkem Arm erfaßt und an die Luft getragen. Für sämmtliche Anwesende blieb der Vorfall ein ungelöstes Räthsel.

Emil rief einem vorübereilenden Wagen und geleitete seinen Schützling zu Hause. Der Tante enthüllte er, so schonend wie möglich für Margarethe, was sich zugetragen. Als der Freiherr am andern Morgen sich melden ließ, wurde er nicht vorgelassen und auch seine Briefe sendete ihm Margarethe uneröffnet zurück. Für diesmal war sie gerettet. Wie spätere Versuchungen sie gerüstet finden werden, wird die Zukunft zeigen. Ernster und stiller ist sie geworden; auch

legte sie die bunten Kleider noch lange bei Seite und blieb in ihren Trauergewändern. Die gute Tante fragte nicht warum und freute sich im Stillen, wenn sie jetzt oft die kleine schöne Hand verlangend nach Saint Martin und de Maistre ausstreckte. Emil ist durch ihr stilles Leid mehr noch als durch ihre Schönheit gerührt; er hat jetzt mehr Lust für seine Liebe zu leben und wünscht nichts sehnlicher als zu avanciren, um seiner schönen Cousine seine treue Hand anzutragen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.